

Oldenburgische Beiträge zu Jüdischen Studien
Band 11

Oldenburgische Beiträge zu Jüdischen Studien

Schriftenreihe des
Seminars Jüdische Studien im Fachbereich 3
der Carl von Ossietzky Universität

Band 11

Herausgeber

Aron Bodenheimer, Michael Daxner
Kurt Nemitz, Alfred Paffenholz
Friedrich Wißmann (Redaktion)

mit dem
Vorstand des Seminars Jüdische Studien
und dem Dekan des Fachbereichs 3

Mit der Schriftenreihe „Oldenburgische Beiträge zu Jüdischen Studien“ tritt ein junger Forschungszweig der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg an die Öffentlichkeit, der sich eng an den Gegenstand des Studienganges *Jüdische Studien* anlehnt. Es wird damit der Versuch unternommen, den Beitrag des Judentums zur deutschen und europäischen Kultur bewußt zu machen. Deshalb sind die Studiengebiete aber auch die Forschungsbereiche interdisziplinär ausgerichtet. Es sollen unterschiedliche Themenkomplexe vorgestellt werden, die sich mit Geschichte, Politik und Gesellschaft des Judentums von der Antike bis zur Gegenwart beschäftigen. Ein anderes Hauptgewicht liegt auf der biblischen und nachbiblischen Religion. Ergänzend sollen aber auch solche Fragen aufgenommen werden, die sich mit jüdischer Kunst, Literatur, Musik, Erziehung und Wissenschaft beschäftigen. Die sehr unterschiedlichen Bereiche sollen sich auch mit regionalen Fragen befassen, soweit sie das Verhältnis der Gesellschaft zur altisraelischen bzw. Jüdischen Religion berühren oder auch den Antisemitismus behandeln, ganz allgemein über Juden in der Nordwest-Region informieren und hier auch die Vernichtung und Vertreibung in der Zeit des Nationalsozialismus behandeln. Viele Informationen darüber sind nach wie vor unberührt in den Aktenbeständen der Archive oder auch noch unentdeckt in privaten Sammlungen und auch persönlichen Erinnerungen enthalten. Diese Dokumente sind eng mit den Schicksalen von Personen verbunden. Sie und die Lebensbedingungen der jüdischen Familien und Institutionen für die wissenschaftliche Geschichtsschreibung zu erschließen, darin sehen wir eine wichtige Aufgabe, die mit der hier vorgestellten Schriftenreihe voran gebracht werden soll.

Die Herausgeber

„Aus Jugenderinnerungen heraufsteigend ist die Wärme des alt-jüdischen Familienlebens mir fühlbar mit seiner Innigkeit und seinen Gerichten, ob orthodox oder freidenkerisch gekocht. Und in wenig anderen Bethäusern habe ich die nur in frühen Knabenjahren gekannte Atmosphäre der Synagoge wiedergefunden, in der man zärtlich wie eine Geliebte die geschmückte, mit Silberglöckchen gekrönte Thora herumtrug, und der Vorbeter mit tiefdunkler Sammetstimme die feierlichen Melodien sang. Ich verstehe, dass Menschen, die immer herumgestoßen und aus ihrem Boden gerissen werden, eine Heimat brauchen, in der sie sich verwurzelt fühlen, und dass dieser Tempelraum mit all den alttestamentarischen Erinnerungen für sie diese Heimat ist. Wenn hinter den Fenstern einer benachbarten Wohnung ein frommes Ehepaar die Sabbathlichter anzündet, so sind das zwar nicht meine Kerzen, aber ihr Licht ist warm.“

Theodor Wolff: Die Juden, S. 36

Christel Goldbach

**Distanzierte Beobachtung:
Theodor Wolff
und das Judentum**

*„... es sind zwar nicht meine Kerzen,
aber ihr Licht ist warm“*



Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg
2002

Christel Goldbach, M.A. (geb. 1972), studierte an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg und an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg Geschichte und Anglistik. Sie schloss ihr Magister-Studium mit der Arbeit „Distanzierte Beobachtung – Theodor Wolff und das Judentum“ (2000) ab. Sie lebt in Dresden und arbeitet dort an der Gedenkstätte Münchner Platz.

Verlag / Druck / Bibliotheks- und Informationssystem
Vertrieb: der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
 (BIS) – Verlag –
 Postfach 25 41, 26015 Oldenburg
 Tel.: 0441/798 2261, Telefax: 0441/798 4040
 e-mail: verlag@bis.uni-oldenburg.de

ISBN 3-8142-0795-5

für meinen Vater

Inhalt

Prof. Dr. Werner Boldt	
Nochmals zur Frage jüdisch-deutscher Identität	13
1 Einleitung	19
2 Die Juden im Kaiserreich und in der Weimarer Republik	25
2.1 Die Situation der jüdischen Bevölkerung in Staat und Gesellschaft	27
2.1.1 Die Juden in der Gesellschaft	27
2.1.2 Die Entwicklung des modernen Antisemitismus	32
2.1.3 Reaktionen auf den Antisemitismus	36
2.2 Das Mosse-Haus und das <i>Berliner Tageblatt</i>	40
2.2.1 Rudolf Mosse (1843-1920) und sein Verlag	40
2.2.2 Das <i>Berliner Tageblatt</i>	47
2.2.3 Die „Judenpresse“ – Antisemitische Diffamierungen und Anfeindungen gegenüber dem <i>Berliner Tageblatt</i>	52
3 Biographie: Theodor Wolff (1868-1943)	59
3.1 Kindheit und Jugend	60
3.2 Anfänge beim <i>Berliner Tageblatt</i>	62
3.3 Pariser Jahre (1894-1906): „Auf dem Gipfel!“	67
3.4 Chefredakteur des <i>Berliner Tageblatts</i> (1906-1933)	72
3.4.1 Die neue Zeitungspolitik: Aufbau einer „Kerntruppe der Republik“	73
3.4.2 „T.W.“ – Leitartikler und Politiker	76
3.4.3 Die letzten drei Jahre der Weimarer Republik – Abstieg des <i>Berliner Tageblatts</i>	78

3.5	Emigration – Gefangennahme – Tod	80
3.5.1	In der Emigration	82
3.5.2	Ausbürgerung und Lebensumstände im Exil	84
3.5.3	Literarische Betätigung	87
3.5.4	Kriegsbeginn und Auswanderungsversuch in die U.S.A.	91
3.5.5	Verhaftung und Tod	93
4	Distanzierte Beobachtung: Theodor Wolff und das Judentum	97
4.1	Theodor Wolff und die „Affäre Dreyfus“	98
4.1.1	Die Rolle der Presse in der Dreyfus-Affäre	100
4.1.2	Die Dreyfus-Affäre – „Der wildeste Hexensabbath, der je gesehen worden“	102
4.1.3	Theodor Wolff und Theodor Herzl – Zwei gegensätzliche Interpretationen der Dreyfus-Affäre	110
4.1.4	Exkurs: <i>Das Grabmal des Unbekannten Soldaten</i> – Ein Plädoyer für Demokratie und Parlamentarismus	117
4.2	Theodor Wolffs Haltung zu einem jüdischen Leben	122
4.2.1	Persönliche und öffentliche Distanzierung	123
4.2.2	Theodor Wolff und die Ostjuden	131
4.3	Konfrontation mit dem Antisemitismus	134
4.3.1	„Die Kerle hassen ihn ja!“ – Antisemitische Übergriffe auf Theodor Wolff	137
4.3.2	Theodor Wolffs Stellungnahme zu der antisemitischen Polemik	146
4.4	<i>Die Juden</i> – Theodor Wolffs Auseinandersetzung mit dem Judentum	156
4.4.1	Jüdische Emigranten – „Keine Solidarität!“	160
4.4.2	Die „jüdische Rasse“ und der Antisemitismus – „ein Rückfall ins schwärzeste Dunkel“	164
4.4.3	Der Zionismus	173
5	Schluss	181

Publikationen und Manuskripte Theodor Wolffs	185
1. Gedichte, Schauspiele, Romane und Feuilletons	185
2. Aufsätze, Vorworte und Einleitungen	186
3. Monographien zu geschichtlichen Themen	187
4. Übersetzungen	188
5. Manuskripte	188
Quellen- und Literaturverzeichnis	191
1. Ungedruckte / Gedruckte Quellen	191
2. Literaturverzeichnis	191
Abkürzungsverzeichnis	203
Abbildungsverzeichnis	203
Anhang 1: Ausgewählte BT-Artikel von T.W.	205
1. „Neue Randglossen zur Dreyfus-Affäre“, BT 561 / 4.11.1897, M.	205
2. „Zur Dreyfus-Kampagne“, BT 572 / 10.11.1897, M.	209
3. „Ein Pariser Morgenspaziergang“, BT 26 / 15.1.1898, A.	213
4. „Revision!“, BT 278 / 3.6.1899, A.	217
5. „Die Apotheose“, BT 357 / 17.7.1906, M.	223
6. „Wandervögel“, BT 596 / 24.11.1913	226
7. BT 421 / 19.8.1918	229
8. „Die große demokratische Partei“, BT 588 / 16.11.1918, A.	234
9. „Walther Rathenau ermordet“, BT 294 / 24.6.1922, A.	238
10. „Gesammelte Werke“, BT 46 / 27.1.1929, M.	241
11. „Das Lied auf dem Stein“, BT 267 / 8.6.1930, M.	245
12. „Um Alles!“, BT 360/ 31.7.1932, M.	249

13. „Der 5. März“, BT 97/ 26.2.1933	253
14. „Geht hin und wählt!“, BT 109/ 5.3.1933	255
15. „Epitaph of a Newspaper“. By Theodor Wolff. From <i>The Manchester Guardian</i> (März 1939)	257
Anhang 2: Theodor Wolff an Änne Wolff (27.9.1938)	261
Anhang 3: Abbildungen	267
1. Das Mosse-Haus (um 1903)	267
2. Das Mosse-Haus (2001)	268
Anhang 4: Karikatur über Theodor Wolff	269

Werner Boldt

Nochmals zur Frage jüdisch-deutscher Identität

Tres faciunt collegium. Nach Maximilian Harden und Theodor Lessing folgt in dieser Schriftenreihe Theodor Wolff. Die Biographie dieser drei zeichnet eine Gemeinsamkeit aus: Sie stammen aus jüdischem Elternhaus und haben sich durch literarische Tätigkeit einen hervorragenden Platz in der politischen Kultur Deutschlands erworben. Harden, der Kritiker des Wilhelminismus, wurde als Herausgeber seiner Zeitschrift *Die Zukunft* der berühmteste politische Publizist im Kaiserreich. Auch Lessing schrieb politisch engagiert, wobei der Philosoph, Psychologe und Pädagoge mit seiner Kritik am politischen Geschehen der Weimarer Republik eine Wirkung erzielte, die ihn zum nur schwach geschützten Gejagten der antisemitischen Gegner der Republik machte. Die dem Tagesgeschehen am nächsten verhaftete und vielleicht glänzendste politische Feder dieser drei führte Wolff. Der Chefredakteur des *Berliner Tageblatts* schrieb sich schon in der Monarchie und mehr noch in der Republik an die Spitze des politischen Journalismus in Deutschland.

Noch eines haben sie gemeinsam: Sie wurden Opfer ihrer antisemitischen Gegner. Harden überlebte das Attentat, aber seine Schaffenskraft war endgültig gebrochen. Lessing erlag dem Mordanschlag, der im tschechischen Exil auf ihn ausgeübt wurde, und der greise, an die deutschen Besatzer in Frankreich ausgelieferte Wolff starb nach KZ-Haft im israelitischen Krankenhaus in Berlin. Von der Diktatur befreit, gelten in Deutschland heute wieder die politischen Werte der modernen Zivilisation. Und wenn – um auf ein aktuellen Streit unter Politikern einzugehen – Nationalstolz statthaft ist, dieser seltsame Stolz, der sich von den Leistungen anderer nährt, dann haben Deutsche allen Grund, auf die Harden, Lessing und Wolff stolz zu sein.

Auffälligere Parallelen als zu Harden und Lessing zeigt die Lebenslinie Theodor Wolffs zu der von Theodor Herzl, bis sie gerade an dem Punkt

abbiegt, an dem sich beide am nächsten kommen. Beide wuchsen in einem familiären Milieu auf, das sich der deutschsprachigen Kultur geöffnet hatte. Herzl wollte „deutscher Dichter“ werden, Wolff schrieb Theaterstücke. Aber ihren Beruf fanden sie dann doch im Journalismus; zunächst als Mitarbeiter an führenden Tageszeitungen liberal-demokratischen Zuschnitts. Herzl wurde Korrespondent für die Wiener *Neue Freie Presse*, Wolff für das *Berliner Tageblatt*. Es ist naheliegend und bekannt, daß im borussifizierten wie im österreichischen Deutschland die in Opposition stehende Ideenwelt des politischen Liberalismus und der Demokratie wie auch des Sozialismus insbesondere von Intellektuellen gepflegt wurde, die aus jüdischen Familien stammten. Sie brachten von Haus aus eine vertraute Nähe zu Emanzipationsbewegungen mit und ein feines Gefühl für Ungerechtigkeit und Intoleranz. In Herzl und Wolff regte sich dieses Gefühl, als sie sich in Paris mit der Dreyfus-Affäre auseinandersetzen mußten. Christel Goldbach ist darauf ausführlicher eingegangen.

Aus der selben Erfahrung zogen sie unterschiedliche Konsequenzen; vielleicht müßte man sagen: ein und denselben Vorgang erfuhren sie unterschiedlich. Für Herzl wurde die Affäre ein weiterer Anstoß, sich der zionistischen Bewegung zuzugesellen. Er wurde ihr organisatorischer Führer und zum Propagandisten eines „Judenstaats“. Wolff ordnete die Affäre in den Entstehungsprozeß der modernen bürgerlichen Gesellschaft, der Zivilgesellschaft, ein. Er wurde zum liberalen und demokratischen Praezeptor Deutschlands. Er verteidigte die Werte der Zivilgesellschaft gegenüber dem herrschenden Militarismus, und er darf zu den Gründungsvätern der Republik von Weimar gezählt werden. Beide gaben zwei europäische Antworten auf den modernen Antisemitismus. Denn auch der „Judenstaat“ war kein exotisches, sondern ein Gebilde nach modernem europäischem Muster, wie die zionistische Bewegung ein Teil der modernen politischen und sozialen Emanzipationsbewegungen war. Während unter dem Imperialismus die nationale Idee gegen innere wie äußere Gegner instrumentalisiert wurde, indem das Weiterbestehen einer nationalen Identität vorgegaukelt wurde, die an den Gegensätzen der industriellen Klassengesellschaft zerbrochen war, hielt der Zionismus demokratische Traditionen aufrecht und bereicherte sie mit zeitgenössischen sozialistischen Tendenzen. Erst in unseren Tagen, wo sich orthodoxe Juden mit der Gründung des Staates Israel als einem in ihren Augen unstatthaften Vorgriff auf den Messias aussöhnen, fließen in den Zionismus religiöse Bestrebungen ein, die ihm eine gegen die säkularisierte Moderne gewandte Ausrichtung geben. Diese Wende hat die entschiedene

Aussage provoziert, daß nunmehr nach hundert Jahren „die Epoche des Zionismus [...] beendet“ sei.¹

Der Blick auf die gemeinsamen europäischen Traditionen läßt erkennen, daß das Bild der Gabelung zweier gleichgerichteter jüdischer Lebenswege die Wirklichkeit verzeichnet. Nur von einem begrenzten Gesichtsfeld aus erscheinen Wolffs Assimilation und Herzls Zionismus als ein Gegensatz. Beider Lebensweg läßt sich auch weiterhin parallelisiert sehen, insofern sie die politischen Traditionen der Aufklärung, Liberalismus und Demokratie, fortführten, energische und bewußter vielleicht Theodor Wolff, der im preußisch-deutschen Kaiserreich innerhalb eines vorgegebenen Staatsvolks wirkte, wogegen Herzl sich als Zionist die Aufgabe stellte, erst eines zu schaffen. Assimiliert sind sie beide, wobei das eingebürgerte Wort genau besehen nicht zutrifft. Juden haben sich nicht einer vorgegebenen Moderne angeglichen, sie haben sie mitgeschaffen, man denke nur an Spinoza – und seinen Konflikt mit der Orthodoxie.

Das „zentrale Problem jüdischer Existenz in der modernen säkularen Gesellschaft“ bestand eben nicht in einer „Assimilation [...] an die deutsche Gesellschaft“.² Es bestand im Verhältnis von Religion und säkularer Moderne. Dieses Problem teilten Juden mit Christen. Sie haben sich häufig schwerer getan als Christen, ihre religiösen Bindungen zu lockern oder ganz zu lösen. Der Antrieb war auch geringer. Es gab kein Bündnis von Thron und Thorschrein. Gegen Ende des Kaiserreiches bekannte sich von dem siebenköpfigen Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, nur einer zu einer Religion. Es war Hugo Haase, ein Jude. Er war nicht weniger „assimilierter“ Sozialdemokrat als seine Genossen.

Unter der niederdrückenden, alle Erinnerung überdeckenden Erfahrung des Holocaust läßt sich scheinbar selbstverständlich sagen, daß die „Assimilation“ gescheitert sei. Aber Theodor Wolff ist auch im Vergleich zu Theodor Herzl nicht gescheitert. Sein Lebenswerk wirkt nach. Es hat seine Mörder überlebt, und es liegt nur an uns, es weiter am Leben zu erhalten, statt es als gescheitert abzuweisen, mit dem Bann der Erfolglosigkeit zu belegen und als erledigte Geschichte in eine Sammlung kostbarer Antiquitäten abzulegen. Wäre die „Assimilation“ tatsächlich gescheitert, wäre der Antisemitismus

1 Moshe Zimmermann, *Wende in Israel. Zwischen Nation und Religion*, Berlin 1996, S. 13.

2 So Michael Brenner in einem Vortrag zum 85. Geburtstag von Susanne Miller, zit. nach *Frankfurter Rundschau* vom 19.8.2000.

wohl nicht so mächtig geworden. Dem Aufstand der Barbarei gegen die Kultur wäre die Munition ausgegangen. Der Antisemitismus, ein komplexes Gebräu individual- und sozialpsychischer Verkümmern und Verderbnisse, reagiert auf geglückte „Assimilation“. Schon 1863 beobachtete Abraham Geiger eine bedrohliche Veränderung im Verhalten der Mehrheitsgesellschaft gegenüber Juden: „Der Jude der Gegenwart hingegen, der an den inneren geistigen Kämpfen sich beteiligt, aus seiner Geschichte heraus einen bedeutsamen Beitrag zur Entwicklung der Menschheit, der Anschauungen und Zustände leistet, hört auf, Gegenstand der Verachtung zu sein, er wird gehaßt.“³

Geiger verrät mit seiner Aussage einen hohen Grad an Sensibilität. Verallgemeinern läßt sie sich für seine Zeit nicht. Auf dem jüdischen Friedhof in Oldenburg stehen drei Grabsteine für die hier bestatteten Rabbiner. Die beiden jüngeren von 1919 und 1935 sind im Stil der neuen Sachlichkeit schmucklos, aber stattlich. Sie tragen lobende Inschriften in hebräisch und weitere Angaben über die Toten in deutsch. Der älteste Grabstein fällt durch eine deutlich andere Gestaltung auf.⁴ Ein hochgestellter Quader wird an den Ecken von umgedrehten und erloschenen Fackeln gerahmt. Die Oberkante säumt ein Eierstab. Gekrönt wurde der Stein ursprünglich von einer steinernen Vase. Klassizistischer Zierat ohne Protz. Die Inschrift lautet:

„Adelheid Wechsler geb. Aub. geb. 1817 gest. 1874 Nov. 5. Bernhard Wechsler Landrabbiner geb. 1807 gest. 1874 Nov. 18. T.N.Z.B.H.“ Die letzten Buchstaben sind in hebräisch eingemeißelt. Sie bilden die Anfangsbuchstaben der Worte einer rituellen Formel, die unterschiedlich übersetzt wird: „Ihre Seele sei eingebunden in den Bund des Lebens“ oder auch: „Ihre Seele sei aufgenommen im Bund der Ewigkeiten“. Dieser Segenswunsch ist für jüdische Grabsteine so gut wie obligatorisch. Hier sind sie die einzigen hebräischen Sprachzeichen auf einer ansonsten deutschen Inschrift, die keine weiteren Aussagen über die hier Ruhenden macht. Mit der deutschen Sprache, der christlichen, d.h. offiziellen Zeitrechnung und der Kargheit der Inschrift fügt sich der Grabstein in die Reihe der anderen ein, die in dieser Zeit gesetzt wurden. Sie alle bezeugen die Selbstverständlichkeit der Zugehörigkeit zur Gesellschaft dieser Zeit.

3 Zit. nach Leo Trepp, Die Oldenburger Judenschaft, 1973, S. 263.

4 Eine Abbildung findet sich bei Johannes-Fritz Töllner, Die jüdischen Friedhöfe im Oldenburger Land, Oldenburg 1983, S. 424.

In Bernhard Wechsler darf man wie in seinem Lehrer Abraham Geiger einen Wegbereiter der Theodor Wolff sehen. Er schlug eine Brücke von der Ausgrenzung zur Integration. Landesherr und großherzogliche Regierung kamen dem Reformrabbiner bei dessen beharrlichen Bemühungen um Anerkennung der jüdischen Gemeinde mit einer Bereitwilligkeit entgegen, die sie dem orthodoxen Vorgänger verweigert hatten. Aber auch die Integration in die Gesellschaft betrieb der Rabbiner. Wie andere Bildungsbürger auch war er Mitglied der „Literarischen Gesellschaft“ und des nach der Julirevolution gegründeten „Vereins für Volksbildung“. Hier hielt er freisinnige Vorträge, nicht ohne die besonderen Bedürfnisse seiner „Glaubensgenossen“ hervorzuheben. So beklagte er, daß die kränkende Zurücksetzung der Juden im bürgerlichen Leben und Verkehr „schon ziemlich geschwunden“ sei und täglich mehr schwinde, daß aber immer noch die gesetzliche ein Hindernis bilde „für die Teilnahme an Allem, was die Zeit bewegt“.⁵ Fast schon verwegen mußte auf seinen Landesherrn sein Lob der nordamerikanischen Staaten wirken, in denen „von keiner Emancipation der Juden, in kleinen Dosen und Portionen zugemessen, die Rede“ sei. In Nordamerika hätte der Staat „sich selbst von vornherein emancipiert von jeder derartigen Beschränkung seiner Bürger“.⁶ In Sorge um staatliche Zuschüsse sollte Wechsler später behutsamer gegenüber Befugnissen auftreten, die der Landesherr wie gegenüber der lutherischen Kirche so auch gegenüber der jüdischen Gemeinde beanspruchte. Aber er verstand es, das Recht der Gemeinde auf Selbstverwaltung Schritt für Schritt zu erweitern.

Wechsler beschränkt einen mühsamen Weg der Integration in eine Gesellschaft und in einen Staat, die aus ihrer religiösen Abkapselung heraustreten und sich anderen Bekenntnissen öffneten. Als ein Vertreter der Reform jüdischer Religiosität erleichterte sich der Rabbiner seinen Weg. Eine Nähe zum Protestantismus stellte sich ein, aber der eigene Glaube wurde nie verleugnet. Der Weg, auf dem der Reformrabbiner den Harden, Lessing und Wolff voranging, führte nicht zu einer vermeintlichen jüdisch-deutschen Doppelexistenz. Unter der Annahme einer solchen Existenz hat man sogar dort Trennendes ausgemacht, wo Gemeinsamkeit vorliegt. Buber und Rosenzweig, so wird die Auffassung vertreten, sollen mit ihrer Bibelübersetzung nicht versucht haben, einen hochdeutschen Text zu schaffen, sondern ein „hebraisiertes Deutsch“ kreiert haben, das „den deutschen Juden wieder das

5 Bernhard Wechsler, Die Auswanderer, Oldenburg 1846, S. 17.

6 Ebd., S. 27.

Gefühl für die Sprache ihrer Vorväter vermitteln sollte“.⁷ Tatsächlich aber haben sie versucht, mit Hilfe zeitgenössischer, dem Expressionismus verhafteter Sprachmittel den hebräischen Text originalgetreuer als bisherige Übersetzungen in hochdeutsche Worte zu fassen. Aus dem Geist Gottes, der bei Luther über den Wassern schwebte, wurde so bei Buber der „Brau Gottes schwingend über dem Antlitz der Wasser“.⁸ Rosenzweig meinte zum Text: „Er ist ja erstaunlich deutsch! Luther klingt dagegen fast jiddisch!“⁹ Die Eindrücke sind verständlich. Schon aus zeitlichen Gründen stand Luthers Deutsch dem Jiddischen näher als das moderne. Buber und Rosenzweig bedienten ein Interesse, das den deutschsprachigen Lesern der Bibel, mochten sie nun Juden oder Christen oder ohne Konfession sein, gemeinsam war: das Interesse an einer möglichst authentischen Übersetzung des Urtextes.

So läßt sich denn auch ein Ausspruch Rosenzweigs verstehen, der mit kühner Übernahme einer antisemitischen Hetzvokabel sagte: „Die Verjudung hat aus mir keinen schlechteren, sondern einen besseren Deutschen gemacht.“¹⁰ Nur was nicht jüdisch ist, kann „verjuden“. Rosenzweig sah sich als Deutscher. Der vertiefte Umgang mit jüdischen Zeugnissen bei ihrer Übertragung in modernes Deutsch, überhaupt die Belebung jüdischer Tradition in der modernen deutschen Umwelt bestätigten ihn darin. Er litt nicht unter einer Doppelung seiner Existenz. Der eher distanzierte Theodor Wolff freilich hat diese Beobachtung an sich nicht gemacht. Dieser Demokrat *par excellence* war im guten alten, im ursprünglich demokratischen, noch nicht abgegriffenen oder nationalistisch geprägten Sinne des Wortes in aller Selbstverständlichkeit ein deutscher Patriot und damit auch ein guter Europäer.

7 Ebd.

8 Siehe dazu Pinchas Lapide, *Ist die Bibel richtig übersetzt?* Gütersloh, 5. Aufl 1995, S. 32 f.

9 Ebd., S. 32.

10 Zit. nach Brenner, s. Anm. 2.

1 Einleitung

Theodor Wolff (1868-1943) war einer der bekanntesten und bedeutendsten Journalisten und Publizisten des Deutschen Kaiserreichs und der Weimarer Republik. Als Pariser Korrespondent und späterer Chefredakteur des *Berliner Tageblatts* begleitete er mit seinen Leitartikeln und Büchern zu historischen Themen fast 40 Jahre deutscher Politik. Als vielseitig interessierter Intellektueller prägte und verfeinerte er den feuilletonistischen Grundton in seinen Kommentaren. Der renommierteste deutsche Journalistenpreis trägt daher heute seinen Namen: Jedes Jahr werden die besten journalistischen Arbeiten mit dem Theodor-Wolff-Preis prämiert. Dennoch ist Theodor Wolff heute außerhalb von Fachkreisen oft in Vergessenheit geraten.

Als Intellektueller jüdischen Glaubens, der sich in die deutsche Gesellschaft vollkommen integriert fühlte und sich in den einflussreichen Kreisen aus Politik, Gesellschaft und Wirtschaft selbstsicher bewegte, stellt Theodor Wolff das eindrucksvolle Beispiel eines assimilierten, liberal eingestellten deutschen Juden im Kaiserreich und in der Weimarer Republik dar. Er war kein religiöser Jude, verleugnete aber auch nicht seine jüdische Herkunft. Wolff war Patriot und seinem Selbstverständnis nach noch im südfranzösischen Exil Deutscher, als ihm sein Pass abgenommen und er expatriert worden war. Erst mit dem Exil, mit dem Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft, wurde ihm von außen eine ausschließlich jüdische Identität zugewiesen, die der Grund für seine Verfolgung war. Dadurch wurde Theodor Wolff zu einer intensiveren Auseinandersetzung mit seiner jüdischen Herkunft und dem Judentum gezwungen. Die doppelte Identität Wolffs, Deutscher und Jude zu sein, steht im Mittelpunkt der vorliegenden Arbeit.

Zunächst wird in die Situation der Juden in Deutschland während des Kaiserreichs und der Weimarer Republik eingeführt. Dabei werden ihre rechtliche und gesellschaftliche Stellung, die Entwicklung eines neuartigen, rassistischen Antisemitismus und die Reaktionen von jüdischer Seite auf die radikaler werdende Bedrohung berücksichtigt. Theodor Wolffs Arbeitsumfeld – das Mosse-Haus und das *Berliner Tageblatt* – wird ebenso beschrieben, wie der an die *Tageblatt*-Redaktion und insbesondere Theodor Wolff als Chefredakteur gerichtete Vorwurf, zur sogenannten „Judenpresse“ gezählt zu werden.

Nach einem biographischen Überblick wird die zentrale Frage nach seinem jüdischen Selbstverständnis beleuchtet und erörtert. Als junger Korrespondent des *Berliner Tageblatts* in Paris dokumentierte und kommentierte er in seinen Artikeln die Bedeutung und Auswirkungen der Dreyfus-Affäre. Darin lassen sich seine Reaktionen auf die innenpolitische Polarisierung und auf den Antisemitismus in Frankreich in dieser Zeit einordnen. Theodor Wolff maß der Presse große Bedeutung zu und äußerte sich detailliert zu ihrer einflussreichen Rolle im Verlauf der Affäre. Im Gegensatz zu Theodor Herzl, der aus der Affäre die Konsequenzen für sein jüdisches Selbstverständnis zog und schließlich seinen *Judenstaat* (1897) publizierte, hinterließ sie einen anderen Einfluss bei Theodor Wolff. Er verarbeitete dieses politische Schlüsselerebnis, indem er es bis zu seinem Lebensende immer wieder thematisierte.

Theodor Wolff nahm aus persönlicher Sicht Stellung zum traditionell-religiösen Judentum und zu rituellen Gebräuchen. Er bewegte sich in einem gesellschaftlichen Milieu, das sowohl aus Juden als auch aus Nicht-Juden bestand. In dieser Öffentlichkeit wurde sein distanzierendes Verhältnis zu jüdischen Organisationen und Vereinen, aber auch zu den Ostjuden deutlich.

Als Deutscher jüdischen Glaubens und als Liberaler wurde er mit dem Antisemitismus konfrontiert, der Spuren durch die auf seine Person gerichteten Angriffe hinterließ. Er erhielt Morddrohungen und benötigte Personenschutz. Allerdings erfolgte bis zum Ende der Weimarer Republik kein Nachdenken über seine jüdische Herkunft in schriftlicher Form. Erst seine Erlebnisse im Exil waren der Auslöser, die zu einer Auseinandersetzung mit seiner jüdischen Herkunft, mit dem Judentum, dem Antisemitismus und Zionismus führten. Seine Gedanken dazu hat er in seinem Manuskript *Die Juden* klar artikuliert.

Die Analyse von Theodor Wolffs Selbstverständnis wirft zu Beginn dieses Buches die Frage auf, ob dadurch nicht im Nachhinein eine erneute Stigmatisierung vorgenommen wird. Ist es legitim, seine Verhaltensweisen und Aussagen aus bestimmten Lebensabschnitten, in denen seine jüdische Herkunft wenig oder gar keine Bedeutung für ihn hatte, auf sein Judentum zurückzuführen und vornehmlich aus diesem Blickwinkel zu betrachten? Theodor Wolff war doch vollkommen assimiliert und sah sich bis 1933 nicht veranlasst, sich en detail darüber zu äußern. Als Liberaler und Demokrat trat er für die Gleichberechtigung von Minderheiten im allgemeinen ein, nicht von Juden im besonderen. Darin, dass er sich jedoch selber den mit seiner

jüdischen Herkunft verbundenen Themen stellte – auch wenn sie sicherlich durch die politischen Umstände motiviert waren und erst im Exil, am Ende seines Lebens erfolgten – ist die Untersuchung dieses Teils seiner Persönlichkeit begründet.

In dieser Arbeit wurden Selbst- und Fremdzeugnisse herangezogen. Theodor Wolff hat zahlreiche Selbstzeugnisse hinterlassen. Zu den gedruckten Quellen, die im Rahmen dieser Magister-Arbeit verwendet werden, gehören zu einem Teil Theodor Wolffs Artikel aus Paris während der Dreyfus-Affäre.¹ Aber auch seine Leitartikel, die er als Chefredakteur des *Berliner Tageblatts* verfasst hatte, bilden eine Grundlage für die Auseinandersetzung mit Theodor Wolff. Seine Bücher *Vollendete Tatsachen* (1917), in dem 51 seiner Leitartikel gesammelt sind, *Das Vorspiel* (1924), *Der Krieg des Pontius Pilatus* (1934) und *Der Marsch durch zwei Jahrzehnte* (1936)² wiederholen seinen Ruf nach einer demokratischen Staatsordnung, nach Gerechtigkeit und Freiheit. Sie widmen sich historischen Themen seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts. Dennoch wollte Theodor Wolff kein Historiker sein, sondern seine Erlebnisse aus dem Kaiserreich und der Weimarer Republik als „Zeuge, der seine Aussage macht“,³ dokumentieren.⁴ Darüber hinaus finden sich in seinem, im Exil geschriebenen und herausgegebenen Roman *Die Schwimmerin* (1937) autobiographische Züge.

Weitaus bedeutsamer für die vorliegende Arbeit sind jedoch seine Manuskripte aus dem Nachlass, dessen Reste von seinem Sohn Rudolf Wolff in zwei Holzkisten in Paris verwahrt wurden. 1974 übergab er deren Inhalt dem Bundesarchiv Koblenz und machte ihn somit der Öffentlichkeit zugänglich.

1 Eine Auswahl wurde als *Pariser Tagebuch*, Berlin 1908 (ND 1927), veröffentlicht. Sämtliche Manuskripte und Bücher von Theodor Wolff (= T.W.) sind im Publikationsverzeichnis aufgeführt.

2 Der Neudruck wurde von Bernd Sösemann hrsg. als: Theodor Wolff: Die Wilhelminische Epoche. Fürst Bülow am Fenster und andere Begegnungen, Frankfurt a.M. 1989. Im Folgenden zit. als *Die Wilhelminische Epoche*.

3 Theodor Wolff: Der Krieg des Pontius Pilatus, Zürich 1934, S. 8f. Im Folgenden zit. als *Der Krieg des Pontius Pilatus*.

4 „Nichts liegt mir ferner als die eitle Absicht, in das Heiligtum jener Hohepriester einzudringen, die scharfsinnig alle Rätsel der Vergangenheit enthüllen. Es ist mir nicht vergönnt, in dem stillen, von der Welt abgeschlossenen Garten der Weisheit friedlich die Blumen zu begießen, und wie sollte der solche Vergleiche nicht scheuen, der auf der lärmvollen Straße wandert und nur dann und wann sein Notizbuch hervorziehen kann? [...] [Es ist] doch vielleicht auch ein Weg zur Erkenntnis, wenn man selber beobachtet, fragt, [...] diskutiert und abwägend seine Schlussfolgerungen zieht.“ Vgl. dazu Theodor Wolff: *Das Vorspiel*, München 1924, S. 7f. Im Folgenden zit. als *Das Vorspiel*.

Einen Teil, vornehmlich Briefe, hatte Theodor Wolff von Zeit zu Zeit selbst aussortiert,⁵ andere Teile sind 1933 in Berlin geblieben oder in der Emigration in Südfrankreich durch Wasserschäden zerstört worden. Die heute im Bundesarchiv befindlichen Briefe, Manuskripte und Tagebücher aus den Jahren von 1886 bis 1942 entsprechen damit nur noch einem Drittel des ursprünglichen Nachlasses. Die umfassendsten Aufzeichnungen sind zweifellos die von Bernd Söseemann herausgegebenen Tagebücher aus den Jahren 1914 bis 1919.⁶ Da sie jedoch Persönliches und Familiäres außer Acht lassen, sind sie für diese Arbeit von geringerer Bedeutung. Daneben wurden auch Wolffs *Notes sur l'Histoire de la Presse* nur verwandt, wenn es um seine Vorstellungen von einem freien Journalismus ging. Die mittlerweile in gedruckter Fassung vorliegenden Manuskripte *La Terrasse in der Gascogne*, das Wolff von Juni 1940 bis August 1941 schrieb, und *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, das er von Herbst 1940 bis Spätherbst 1941 verfasste, geben tieferen Einblick in sein Privatleben und seine Haltung zum Judentum.⁷ Das Manuskript *Die Juden*, an dem er von Herbst 1942 bis kurz vor seiner Verhaftung im Mai 1943 arbeitete, wird im letzten Kapitel ausführlich besprochen.⁸ Hierin legte er erstmals in programmatischer Weise seine Gedanken zum Judentum, zum Antisemitismus und zum Zionismus dar und bezog seine persönlichen Beziehungen zum Judentum mit ein.

Die Arbeit mit den Briefwechseln aus dem Nachlass gestaltete sich insofern schwierig, als dass oftmals Theodor Wolffs Briefe nicht mehr existieren bzw. in anderen Nachlässen aufbewahrt werden. So liegen beispielsweise seine Briefe an Theodor Herzl in den Central Zionist Archives (CZA) in Jerusalem oder die Briefe an Maximilian Harden im Nachlass Harden, Bundesarchiv Koblenz (N 1062). Das Verhältnis von Theodor Wolff zu Maximilian

5 „Sehr oft schon habe ich die in fünf Jahrzehnten angeschwollenen Archivmassen gelichtet, aber man zerreist nie genug.“ *La Terrasse*, S. 207. Siehe Anm. 7.

6 Theodor Wolff. Tagebücher 1914-1919, hrsg. v. Bernd Söseemann, 2 Bde., Boppard am Rhein 1984. Im Folgenden zit. als *Tagebücher* I und II.

7 *La Terrasse in der Gascogne* und *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten* sind von Margrit Bröhan hrsg. als: Theodor Wolff. Erlebnisse, Erinnerungen, Gedanken im südfranzösischen Exil, Boppard am Rhein 1992. Im Folgenden zit. als *La Terrasse* und *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*.

8 Auch dieses Manuskript liegt gedruckt vor: Theodor Wolff. *Die Juden*. Ein Dokument aus dem Exil 1942 / 43, hrsg. v. Bernd Söseemann, Königstein / Ts. 1984. Im Folgenden zit. als *Die Juden*. Ursprünglich hatte T.W. geplant, noch *Die Franzosen* und *Die Deutschen* folgen zu lassen. Bevor er jedoch damit beginnen konnte, wurde er verhaftet und starb kurz darauf.

Harden anhand der vorhandenen Briefe näher zu betrachten, muss an dieser Stelle anderen Untersuchungen vorbehalten bleiben.

Über Theodor Wolff existieren nur wenige Fremdzeugnisse. Neben einzelnen Tagebucheinträgen von Klaus und Thomas Mann, Kurt Hiller und verschiedenen Zeitungsartikeln,⁹ ist das Tagebuch seines engen *Berliner-Tageblatt*-Mitarbeiters Ernst Feder¹⁰ zu erwähnen.

Mittlerweile haben sich eine Reihe von Darstellungen mit Theodor Wolff befasst. Die Dissertation von Gotthart Schwarz analysiert Wolffs Ideen und Vorstellungen, ohne Zugriff auf den Nachlass gehabt zu haben, während Werner Becker sich den ersten Jahren der Weimarer Republik widmet.¹¹ Wolfram Köhler schrieb die erste umfassende, sachbuchartig konzipierte Biographie über Wolff.¹² Den weiteren Verlauf der Forschung über Theodor Wolff bestimmen die Veröffentlichungen Bernd Sösemanns aus dem Nachlass und die dazu verfasste Sekundärliteratur.¹³ Allerdings wird auch darin vorwiegend Wolffs politische und publizistische Leistung gewürdigt, sowie seine liberale Auffassung in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts untersucht. Wenig Berücksichtigung finden dabei Theodor Wolffs jüdische Herkunft und seine Auseinandersetzung mit dem Judentum.¹⁴

Um Theodor Wolffs Ansichten und die damit verbundenen Feinheiten verdeutlichen zu können, wird auf längere Textpassagen aus seinen Tagebü-

9 Vgl. dazu die Angaben im Literatur- und Quellenverzeichnis.

10 Ernst Feder: *Heute sprach ich mit ... Tagebücher eines Berliner Publizisten 1926-1932*, hrsg. v. Cécile Lowenthal-Hensel / Arnold Paucker, Stuttgart 1971. Im Folgenden zit. als *Feder-Tagebuch*. Diese Ausgabe ist jedoch eine stark gekürzte Fassung des Originals, das im Leo Baeck Institut aufbewahrt wird.

11 Gotthart Schwarz: *Theodor Wolff und das „Berliner Tageblatt“*. Eine liberale Stimme in der deutschen Politik 1906-1933, Tübingen 1968. Im Folgenden zit. als Schwarz. Werner Becker: *Demokratie des sozialen Rechts. Die politische Haltung der Frankfurter Zeitung, der Vossischen Zeitung und des Berliner Tageblatts 1918-1924*, Göttingen / Zürich / Frankfurt a.M. 1971.

12 Wolfram Köhler: *Der Chefredakteur Theodor Wolff. Ein Leben in Europa 1868-1943*, Düsseldorf 1978. Im Folgenden zit. als Köhler. Er konnte Teile des Nachlasses einsehen und mit Familienangehörigen sprechen.

13 Z.B. Bernd Sösemann: *Das Ende der Weimarer Republik in der Kritik demokratischer Publizisten. Theodor Wolff, Ernst Feder, Julius Elbau, Leopold Schwarzschild*, Berlin 1976. Ders.: *Liberaler Journalismus in der politischen Kultur der Weimarer Republik. Der Beitrag des jüdischen Publizisten und Politikers Theodor Wolff*, in: Julius H. Schoeps (Hrsg.): *Juden als Träger bürgerlicher Kultur in Deutschland*, Bonn / Stuttgart 1989, S. 241-268. Vgl. außerdem Literatur- und Quellenverzeichnis.

14 Die neueste Biografie über T.W. legte Bernd Sösemann unter dem Titel: *Theodor Wolff. Ein Leben mit der Zeitung*, München 2000, vor.

chern, Manuskripten und historischen Darstellungen zurückgegriffen. Wolffs Weg ins Exil im Februar 1933 stellte einen folgenschweren Wendepunkt in seinem Leben dar. Deshalb wird eine inhaltliche Trennung vorgenommen, indem zunächst seine Haltung zum Judentum während seiner Zeit als Chefredakteur in Berlin bis 1933 und danach seine im Exil unter völlig anderen Umständen erfolgten Überlegungen analysiert werden.

Dieser Band der Oldenburgischen Beiträge zu Jüdischen Studien beruht auf der Magister-Arbeit, die ich im Mai 2000 an der Carl-von-Ossietzky Universität Oldenburg eingereicht habe. Sie ist nach den Regeln der neuen Rechtschreibung verfasst. Die damit auftretenden Schwierigkeiten beim Zitieren wurden gelöst, indem die in gedruckter Fassung vorliegenden Manuskripte an die neue Rechtschreibung angepasst wurden, während die *Tageblatt*-Artikel, Briefe und die zu Wolffs Lebzeiten erschienenen Bücher in ihrem Original wiedergegeben sind.

2 Die Juden im Kaiserreich und in der Weimarer Republik

Mit dem Beginn des Kaiserreichs erreichten die Juden in Deutschland nach einem langwierigen Emanzipationsprozess zum ersten Mal die vollständige rechtliche Gleichstellung. Gleichzeitig wurde die wilhelminische Ära aber auch zur „Geburtsstätte des modernen Antisemitismus“.¹ Die Weimarer Republik hingegen wurde und wird oftmals nur im positiven Sinne als Höhepunkt in der Geschichte der jüdischen Emanzipation in Deutschland gewertet, denn in diesem Zeitraum erschien ihre Integration gelungen. Dabei wurde immer wieder an den Beitrag zur Weimarer Kultur von jüdischen Schriftstellern, Regisseuren, Schauspielern und Kritikern erinnert.² Die Zeit zwischen den Weltkriegen muss jedoch trotz allem differenziert betrachtet werden. Zum einen verfestigte sich die Stellung der Juden in Gesellschaft und Wirtschaft. Zum anderen gab es eine Flut antisemitischer Schriften, Ausschreitungen gegen Juden, Attentate auf führende jüdische Persönlichkeiten und Politiker und die Gründung rechtsextremer Parteien. Gerade in der Endphase der Republik erfolgte eine zunehmende Radikalisierung und Polarisierung innerhalb der Gesellschaft.

In Kapitel 2.1 soll zunächst eine kurze Einführung in die rechtliche und gesellschaftliche Situation der Juden in der Kaiserzeit und der Weimarer Republik gegeben werden. Auch die Entwicklung des Antisemitismus und die Reaktionen des Abwehrvereins und des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (C.V.) werden kurz umrissen.

1 Helmut Berding: Antisemitismus in der modernen Gesellschaft: Kontinuität und Diskontinuität, in: Judenemanzipation – Antisemitismus – Verfolgung in Deutschland, Österreich-Ungarn, den Böhmisches Ländern und in der Slowakei, hrsg. v. Jörg K. Hoensch et al., Tübingen 1999, S. 99.

2 Vgl. hierzu Jost Hermand: Juden in der Kultur der Weimarer Republik, in: Juden in der Weimarer Republik. Skizzen und Porträts, hrsg. v. Walter Grab / Julius H. Schoeps, Darmstadt²1998, S. 9-37, hier S. 14f. Hermand greift insb. die glorifizierende Geschichtsschreibung von den Historikern an, die die Epoche miterlebten. Aus ihrem Blickwinkel mag sicherlich die Weimarer Republik die „beste in der Welt“ gewesen sein. Seiner Ansicht nach vernachlässigen sie jedoch grob die Ambivalenz und Vielschichtigkeit der Juden als Minderheitengruppe.

Viele zumeist assimilierte Juden arbeiteten in der Weimarer Republik in den sogenannten freien Berufen, zu denen insbesondere der Journalismus, aber auch die Theater- und Filmbranche gehörten. Durch diese Berufswahl setzten sie sich von den typischen Berufsfeldern ihrer Väter ab.³ Auch wenn sie sich als gute Deutsche fühlten und als Journalisten nicht für jüdische Zeitungen oder Zeitschriften arbeiteten,⁴ wurden sie dennoch von antisemitischen Deutschen diffamiert, indem sie zu den Mitarbeitern der „Judenpresse“ gezählt wurden.⁵ Zumeist hatten sie sich vom Judentum – zumindest in religiöser Hinsicht – gelöst. Ihre jüdische Herkunft machte oft nur noch einen Bruchteil ihrer Identität aus. Inwieweit es hier Parallelen zu Theodor Wolff gibt, wird noch zu zeigen sein. Wolff war sein ganzes Berufsleben mit dem Mosse-Haus verbunden: Es bestand eine enge verwandtschaftliche Beziehung zu dem Firmenbegründer Rudolf Mosse, und beruflich war Wolff zunächst als Auszubildender, dann als Korrespondent des *Berliner Tageblatts* (B.T.) in Paris. Schließlich gestaltete er als dessen Chefredakteur dieses wichtigste Blatt des Mosse-Verlages einige Jahrzehnte hindurch wesentlich mit und machte es zu einer der bedeutendsten deutschen Zeitungen. Daher wird auf diesen Konzern in Kapitel 2.2 ausführlicher eingegangen.

In dem Bewusstsein, dass die Juden weder im Kaiserreich noch in der Weimarer Republik eine homogene Gruppe darstellten, wird in dieser Arbeit die nicht ganz korrekte Generalisierung von „den Juden“ und „den deutschen Juden“ verwendet. Auf ihre Heterogenität kann im Rahmen dieser Arbeit nicht eingegangen werden.⁶ Zudem wird durch Theodor Wolff der Schwerpunkt vorgegeben, der auf den assimilierten, liberal eingestellten und kaum religiösen Juden in Deutschland liegt. Nach Möglichkeit wird auf den Vergleich „Deutsche“ versus „Juden“ verzichtet, da sich die Mehrheit der Juden

3 Vgl. Monika Richarz: Berufliche und soziale Struktur, in: *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*, hrsg. v. Michael A. Meyer, Bd. III: Umstrittene Integration 1871-1918, München 1997, S. 40.

4 Zu den jüdischen Zeitungen und Zeitschriften zählten z.B. die gemäßigt pro-reformerische, einflussreiche *Allgemeine Zeitung des Judentums* (AZJ), die zionistische *Jüdische Rundschau*, das militant orthodoxe und anti-zionistische Blatt *Der Israelit* und das Organ des C.V. *Im deutschen Reich*. Sie waren speziell für jüdische Leser geschrieben und widmeten sich jüdischen Themen und Problemen. Vgl. dazu Steven M. Lowenstein: Die Gemeinde, in: *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*, Bd. III, S. 128f.

5 Vgl. zur „Judenpresse“ Kapitel 2.2.3.

6 Vgl. dazu z.B. *Deutsch-jüdische Geschichte der Neuzeit*, Bd. III und IV, hrsg. v. Michael A. Meyer, München 1998. Shulamit Volkov: *Die Juden in Deutschland 1780-1918*, München 1994.

in Deutschland als Angehörige der deutschen Nation verstanden. Es muss in diesem Fall vielmehr der Unterschied zwischen jüdischen und nicht-jüdischen bzw. christlichen Deutschen gemacht werden.

2.1 Die Situation der jüdischen Bevölkerung in Staat und Gesellschaft

Das am 3. Juli 1869 im Norddeutschen Bund erlassene Emanzipationsgesetz hob „alle noch bestehenden aus der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses hergeleiteten Beschränkungen der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte“ auf.⁷ Dieses Gesetz wurde bei der Reichsgründung 1871 auf das gesamte Reichsgebiet übertragen.⁸ Somit wurde die Emanzipation⁹ der Juden fast 100 Jahre, nachdem Christian Wilhelm Dohm die „bürgerliche Verbesserung der Juden“ (1781) forderte, als vollendet angesehen. Nachdem der „Eintritt“ der Juden in die deutsche Gesellschaft im Verlauf des 19. Jahrhunderts weit vorangeschritten war, war die Integration bereits auf vielen Gebieten alltäglich geworden. Ihre rechtliche Gleichstellung stand am Ende eines langen und zugleich vielschichtigen Prozesses. Allerdings waren öffentliche Ämter und höhere Berufe im Heer bis zum Ersten Weltkrieg immer noch von der Religionszugehörigkeit abhängig und für Juden nicht zugänglich.

2.1.1 Die Juden in der Gesellschaft

In gesellschaftlicher Hinsicht hatten sich die Juden durch Kleidung, Sprache, Riten, Berufe, die Mitgliedschaft in Vereinen und Gesellschaften und durch Mischehen deutlich sichtbar angepasst.¹⁰ Auch wenn viele Familien weiterhin einen jüdischen Charakter nach innen bewahrten, war das Familienleben

7 Dieses Gesetz ist bei Ernst Rudolf Huber: Dokumente zur deutschen Verfassungsgeschichte, Bd. I, Stuttgart 1961, S. 248, abgedruckt.

8 Für den langen Weg der Emanzipation vgl. den enzyklopädischen Überblick von Shulamit Volkov: Die Juden in Deutschland 1780-1918, S. 3-69.

9 Vgl. zur Klärung des Begriffes „Emanzipation“ Peter Pulzer: Rechtliche Gleichstellung und öffentliches Leben, in: Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, Bd. III, S. 151ff. Und Jacob Katz: The term „Jewish Emancipation“: Its origin and historical impact, in: Alexander Altmann (Hrsg.): Studies in 19th Century Jewish Intellectual History, Cambridge (Mass.) 1964, S. 1ff.

10 Vgl. hier und im Folgenden Shulamit Volkov: Jüdische Assimilation und Eigenart im Kaiserreich, in: dies.: Jüdisches Leben und Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert, München 1990, S. 131-145, hier S. 132.

häufig nicht mehr so traditionell wie früher geprägt. Sie entwickelten damit eine neue, veränderte jüdische Identität. Der in der jüdischen *Haskala* (Aufklärung) geprägte Ausspruch „Sei draußen ein Mensch und zu Hause ein Jude“¹¹ verdeutlicht den Dualismus bzw. die Ambivalenz hinsichtlich ihrer Stellung in der Wilhelminischen Gesellschaft. Auch wenn mit der Zeit dieser Rest einer traditionellen jüdischen Identität und Kultur mehr und mehr verloren ging oder sich veränderte, blieb oft eine spezifisch jüdische Kultur bestehen. Es existierten also weiterhin Unterscheidungsmerkmale zwischen jüdischen und christlichen Familien, die trotz des Traditionsverlustes spezifisch jüdisch waren.

Die in den frühen 1880er Jahren einsetzende Migrationswelle von osteuropäischen Juden nach Deutschland konfrontierte die assimilierten deutschen Juden mit den sogenannten Ostjuden. Hinzu kam die Begegnung vieler jüdischer Soldaten im Ersten Weltkrieg mit den Ostjuden in Polen. Dies musste zwangsläufig zu einer Auseinandersetzung mit der eigenen jüdischen Identität führen. Sie verlief allerdings auf unterschiedliche Weise: Einerseits wurden die Ostjuden als Vorbild für ein authentisches, traditionelles Judentum betrachtet, was in der Regel zu einer Vertiefung der eigenen jüdischen Identität bei den Westjuden führte. Andererseits wurden die Ostjuden rigoros abgelehnt. Sie symbolisierten die vorhandenen Vorurteile gegenüber den Juden und schienen, die bisher erreichte Emanzipation zu gefährden.¹²

Zwischen 1880 und 1933 sank der Anteil der jüdischen Bevölkerung in Deutschland von 1,75% auf 0,77%.¹³ Zu Beginn des 20. Jahrhunderts lebte in Deutschland etwa ein Viertel der Juden in Städten mit mehr als 100 000 Einwohnern.¹⁴ Den größten Anteil verzeichnete Berlin mit 31% der gesamten jüdischen Bevölkerung in Deutschland, gefolgt von Frankfurt am Main

11 Shulamit Volkov: Jüdische Assimilation und Eigenart im Kaiserreich, S. 137.

12 Vgl. zu dem Themenkomplex der Ostjuden das Standardwerk von Trude Maurer: Ostjuden in Deutschland 1918-1933, Hamburg 1986.

13 Das Ergebnis erbrachte die Volkszählung vom 16.6.1933. In diesen Zahlen sind die 25-30 000 Juden, die in den ersten Monaten nach der „Machtergreifung“ flüchteten, mitberücksichtigt. Vgl. zu diesen statistischen Angaben Abraham Barkai: Die Juden als sozio-ökonomische Minderheitsgruppe in der Weimarer Republik, in: Juden in der Weimarer Republik. Skizzen und Porträts, hrsg. v. Walter Grab / Julius H. Schoeps, Darmstadt²1998, S. 330-346.

14 Vgl. Shulamit Volkov: Jüdische Assimilation und Eigenart im Kaiserreich, S. 135. Die Juden wiesen einen hohen Grad an Verstädterung auf; zum Vergleich lebte nur 7% der Gesamtbevölkerung in Städten.

und Breslau. Die Juden waren auf ca. 1 600 Synagogengemeinden verteilt.¹⁵ Sie bildeten eine Minderheitengruppe, die vornehmlich dem Mittelstand angehörte. Der Erwerb von Bildung wurde besonders im Kaiserreich von jüdischen Eltern als sehr wichtig angesehen und dementsprechend forciert. Es setzte ab dem Ende des 19. Jahrhunderts ein Überalterungsprozess unter der jüdischen Bevölkerung in Deutschland ein, der auch nicht durch die Zuwanderung der Ostjuden merklich aufgehalten wurde. Dies war unter anderem eine Folge von rückläufigen Geburtenzahlen. Volkov erklärt die sinkende Geburtenrate in jüdischen Familien damit, dass eine umfassende Schulbildung nur wenigen Kindern gegeben werden konnte, da sie mit großen Kosten verbunden war.¹⁶ Auch Mädchen wurde der Besuch einer höheren Schule gestattet. In Preußen lag der Anteil jüdischer Mädchen zu Beginn des 20. Jahrhunderts zehn- bis fünfzehnmal höher als der der nicht-jüdischen. In Berlin war ein Drittel der Mädchen, die höhere Schulen besuchten, jüdischer Herkunft.

Die Rolle der Frau und Mutter in der jüdischen Familie veränderte sich seit dem Beginn des Kaiserreichs. Sie hatte weniger Kinder als nicht-jüdische Mütter, ging seltener einer außerhäuslichen Arbeit nach und war umfassender gebildet. Sie fungierte als „Hüterin des neuen Systems sozialer Normen und Wünsche, das sie wesentlich mitprägte“.¹⁷ Auch in den klassischen kommerziellen Arbeitsfeldern der Vätergeneration war ein Umschwung zu verzeichnen. Wer es konnte, leistete sich ein Studium und strebte in die akademischen freien Berufe, wie die der Ärzte und Rechtsanwälte.¹⁸ Daneben erlebte auch das weite Feld der Kulturschaffenden einen Aufschwung. Im Bereich Handel und Verkehr arbeiteten 1907 ca. 60% der erwerbstätigen Juden. Unter den akademischen und freien Berufen waren Schätzungen zufolge etwa 6% der Erwerbspersonen jüdischer Herkunft. Nach der Statistik aus dem Jahre 1925 waren etwa 51% aller jüdischen Erwerbspersonen selbstständig, was ein hoher Anteil im Vergleich zu der erwerbstätigen Gesamtbevölkerung (17%) war.

15 1937 bestanden davon noch etwa 1 400 Synagogengemeinden.

16 Vgl. Shulamit Volkov: Jüdische Assimilation und Eigenart im Kaiserreich, S. 142f.

17 Ebd., S. 144.

18 1925 waren in Preußen 26,6% aller Rechtsanwälte und 15,5% aller Ärzte Juden. Vgl. hier und im Folgenden die statistischen Zahlen bei Abraham Barkai: Die Juden als sozio-ökonomische Minderheitsgruppe in der Weimarer Republik, S. 337.

In der Kaiserzeit und insbesondere in der Weimarer Republik empfand sich die Mehrheit der Juden als jüdische Deutsche, als deren Interessensvertretung sich der 1893 anlässlich der Wahlerfolge der antisemitischen Parteien gegründete Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (C.V.) sah.¹⁹ Darüber hinaus war die „Bereitschaft zur Absorption“²⁰ gegeben. Dies deutete der zunehmende Anteil von Mischehen an, der 1914 bei mehr als 30% aller jüdischer Eheschließungen lag.²¹

Politisch waren viele, zumeist assimilierte²² Juden im Liberalismus beheimatet. Er war gewissermaßen die goldene Mitte zwischen extremer Anpassung und möglicher Verleugnung der Religion einerseits und dem latenten Antisemitismus der konservativen Parteien andererseits.²³ Bei den Liberalen konnten Juden Deutsche jüdischen Glaubens sein und mussten weder ihre religiöse Überzeugung leugnen noch sich so anpassen, dass ihre jüdische Identität verloren ging. Wegen des liberalen Grundsatzes von der Gleichheit der Menschen, gleich welche Religionszugehörigkeit sie hatten, fühlten sich die meisten Juden in dieser Partei aufgehoben.²⁴

In religiöser Hinsicht hatte sich das deutsche Judentum im Verlauf des 19. Jahrhunderts mit der Öffnung der Juden in die Gesellschaft stark verändert. Durch Akkulturation, das heißt durch die „Übernahme der Umweltkultur“,²⁵ und durch die Öffnung nach außen hörte das Judentum auf, „das Leben seiner Anhänger umfassend zu prägen und wurde zu einer Konfession. Aus dem Ghettojuden entstand der deutsche Staatsbürger jüdischen

19 Vgl. Jost Hermand: Juden in der Kultur der Weimarer Republik, S. 17. Siehe zum C.V. auch Kap. 2.1.3.

20 Monika Richarz (Hrsg.): Jüdisches Leben in Deutschland. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918-1945, Stuttgart 1982, S. 15.

21 Egmont Zechlin: Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1969, S. 14.

22 Zur Begriffsklärung u. Verwendung vgl. Shulamit Volkov: Jüdische Assimilation und Eigenart im Kaiserreich, S. 131ff. In dieser Arbeit wird überwiegend das gebräuchlichste Wort „Assimilation“ verwendet. Andere Begriffe sind Akkulturation, Absorption und Symbiose, die unterschiedliche Stufen der Anpassung beschreiben.

23 Vgl. Werner E. Mosse: „Rudolf Mosse and the House of Mosse 1867-1920“, in: *LBVB* 4 (1959), S. 237-259, hier S. 253.

24 Dementsprechend hoch wird der Anteil der jüdischen Wähler der 1918 gegründeten DDP geschätzt. Lt. Monika Richarz (Hrsg.): Bürger auf Widerruf. Lebenszeugnisse deutscher Juden 1780-1918, München 1989, S. 44, waren im Reichstag jüdische Parlamentarier vertreten, auch wenn sie zahlenmäßig eher wenige blieben. Richarz gibt zwischen 1878 und 1918 etwa 16 bis 18 Abgeordnete an. Nach 1918 blieben diese Zahlen in vergleichbarer Größenordnung.

25 Vgl. ebd., S. 13.

Glaubens.²⁶ Dies bedeutete gleichzeitig eine schwindende Kenntnis des Hebräischen und des Talmuds. Die zunehmende religiöse Entfremdung war charakteristisch für viele Intellektuelle wie zum Beispiel Theodor Wolff. Sie verleugneten ihre jüdische Herkunft nicht, verhielten sich ihr gegenüber lediglich indifferent. Viele Juden gingen nicht mehr regelmäßig in die Synagoge, sondern gehörten zu den sogenannten „Drei-Tage-Juden“, die nur die wichtigsten Feste mitfeierten²⁷ und die Riten und Speisegesetze nicht mehr einhielten. Durch religiöse Reformen bildete sich zum einen das liberale Reformjudentum heraus, dem die große Mehrheit angehörte. Innerhalb des Reformjudentums existierten mehrere, zum Teil extreme Gruppierungen. Die Berliner Reformgemeinde ging sogar soweit, den Sonntagsgottesdienst einzuführen.²⁸ Zum anderen blieb die Orthodoxie bestehen, der allerdings nur 10% der Juden anhängen. Die Zahlenverhältnisse machten eine Abwendung vom traditionellen Judentum deutlich.

Die Juden waren in vielerlei Hinsicht gut integriert und kulturell angepasst; ihr „Eintritt“ in die deutsche Gesellschaft hatte sich vollzogen.²⁹ Sie erlebten die Integration jedoch als Individuen. Als Gruppe waren sie keineswegs zu einem ununterscheidbaren Bestandteil der deutschen Gesellschaft geworden, ein Umstand, der auf den Antisemitismus zurückzuführen ist. Diese Tatsache brachte die Ambivalenz ihrer Assimilation zum Vorschein. Der sich seit den 1880er Jahren ausbreitende, neuartige Antisemitismus führte dazu, dass „die Verfassung durch die gesellschaftliche Praxis immer wieder ad absurdum geführt wurde“.³⁰ Damit wurde die frühere rechtliche Diskriminierung in vielen Fällen durch eine soziale ersetzt.

26 Ebd., S. 31.

27 Das waren das zweitägige Rosch Haschana (Neujahrsfest) u. Jom Kippur (Versöhnungstag).

28 Conrad Rosenstein (1910-1978) beschrieb in seinen Memoiren die Synagogengemeinde Fasanenstraße in Berlin als „Symbol, für ‚wie weit‘ man es in der deutschen Judenemanzipation bringen konnte. Zuweilen sprach man zwar von der ‚Jüdischen Reformgemeinde‘ noch mehr als von dieser Synagoge. Dennoch war die Reformgemeinde kein Symbol, sie war auch nicht ‚typisch‘, sondern eine Extravaganz, insofern sie bewusst jüdische Tradition aufgab, um sich an den Kirchenstil anzulehnen. Den Sonntag setzte sie an die Stelle des Sabbat und die hebräische Gebetsprache wurde vollkommen verdrängt.“ Die Berliner Reformgemeinde wurde 1845 gegründet und brach von allen Gemeinden am radikalsten mit dem traditionellen Judentum. Die Synagoge Fasanenstr. gehörte dagegen dem liberalen Judentum an. Zit. nach Monika Richarz: Bürger auf Widerruf, S. 215f.

29 Shulamit Volkov: Jüdische Assimilation und Eigenart im Kaiserreich, S. 144.

30 Monika Richarz: Bürger auf Widerruf, S. 15.

2.1.2 Die Entwicklung des modernen Antisemitismus

Auf gesellschaftlicher Ebene gestalteten sich die Beziehungen zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Deutschen – insbesondere aus unserer heutigen Sicht mit dem Wissen um den Holocaust – komplex und ambivalent. Zum einen waren sie rechtlich nicht mehr Bürger zweiter Klasse, sondern hatten die gleichen Staatsbürgerrechte wie ihre christlichen Mitbürger. Zum anderen aber wirkte sich die antisemitische Einstellung in vielen Bereichen der Öffentlichkeit auf ein ungestörtes Verhältnis zwischen Juden und Nicht-Juden negativ aus. Es lassen sich unterschiedliche antisemitische Richtungen feststellen: Aufgrund des wirtschaftlichen Aufstiegs vieler Juden zu Beginn der Gründerzeit verbreitete sich ein Wirtschaftsantisemitismus.³¹ Zudem gab es den Antisemitismus, der rigoros nationalistisch argumentierte und Juden eine Zugehörigkeit zum deutschen Volk absprach. Die Grenzen zu dem noch darüber hinausgehenden rassistischen Antisemitismus gingen ineinander über. Er forderte eine strikte Trennung von den Juden, die als schädlich für das deutsche Volk erachtet wurden und sie für biologisch minderwertig hielt. Es ist insofern von einem modernen Antisemitismus zu sprechen, als dass sich der religiös motivierte Antijudaismus weiterentwickelte. Alte Vorurteile wurden zur Ideologie und Parolen zu einem politischen Programm umformuliert. Das traditionelle Bild vom Juden als einem Feind des Christen wurde um das moderne Bild vom Juden als dem „Wirtschaftsfeind des ehrlichen Mannes“ erweitert.³² Der Antisemitismus wurde als Reaktion auf die Emanzipation fortgeführt. Ernsthaft gefährdet wurde die Gleichstellung als er mit rassistischen und völkischen Motiven verschmolz. Das antisemitische Programm entsprach keiner einheitlichen Bewegung. Während einige Anhänger die Notwendigkeit zu kultureller Homogenität und Konformität predigten, verlangten andere die scharfe Trennung der Rassen.³³ Als Wendepunkt kann der Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert gelten: Lag zuvor der Schwerpunkt auf den wirtschaftlichen Aspekten, wurde er nun auf Rasse, jüdische Minderwertigkeit, jüdische Weltherrschaft und auf den Kampf der „Herrenmenschen“ gegen die jüdischen „Feinde“ verschoben. Vor dem Ersten Weltkrieg wurde der Antisemitismus bereits enttabuisiert. Alldeutscher, Nationalist oder Gegner der Demokratie zu sein, implizierte eine antisemitische Ein-

31 Monika Richarz: Bürger auf Widerruf, S. 40.

32 Vgl. Peter Pulzer: Die Wiederkehr des alten Hasses, in: Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, Bd. III, S. 193-248, hier S. 198f.

33 Vgl. hier und im Folgenden ebd., S. 247.

stellung. Dagegen galt für Liberale und Befürworter der Demokratie, dass sie den Antisemitismus als Waffe ihrer Gegner erkannten. Der Antisemitismus war zu einem „kulturellen Code“ geworden.³⁴

Während der ersten schweren Wirtschaftskrise zu Beginn des Kaiserreichs erlangte der Antisemitismus eine bisher „unbekannte Durchschlagkraft“ und „durchdrang als integrierender Bestandteil einer nationalistischen Ideologie weite Teile des Bürgertums“.³⁵ Träger dieses Antisemitismus waren mittelständische Gruppen, Universitäten und das Bildungsbürgertum. Antisemitismus wurde oft als individuelle Diskriminierung im privaten täglichen Leben von Juden erfahren. Nach Walther Rathenau gab es in den

„Jugendjahren eines deutschen Juden [...] einen schmerzlichen Augenblick, an den er sich zeitlebens zurückerinnert: Wenn er sich zum ersten Mal voll bewusst wird, dass er als Bürger zweiter Klasse in die Welt getreten ist, und dass keine Tüchtigkeit und kein Verdienst ihn aus dieser Lage befreien könne.“³⁶

Darüber hinaus machte sich der Antisemitismus bei der Berufswahl, zum Beispiel im Öffentlichen Dienst oder in der Armee bemerkbar. Erst mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs konnten jüdische Soldaten in den Offiziersrang aufsteigen. Mit dem von Wilhelm II. verkündeten „Burgfrieden“ im August 1914 hatten die Juden in Deutschland auch für militärische Bereiche auf die vollkommene Gleichberechtigung gehofft. Sie stimmten in die Kriegseuphorie mit ein und viele meldeten sich freiwillig zur Armee. Der Kriegsausbruch steigerte zunächst das Zusammengehörigkeitsgefühl und die Solidarität zwischen Juden und Nicht-Juden. Er gab den Juden in Deutschland die Gelegenheit, „durch persönlichen Einsatz und durch die Tat die volle Zugehörigkeit zum deutschen Volk [...] auch denen zu beweisen, die noch immer offen oder versteckt an der Haltung der Juden zweifelten“.³⁷ Man glaubte an und hoffte auf einen Wendepunkt in dem Verhältnis zwischen nicht-jüdischen und jüdischen Deutschen. Die Erwartung war groß, dass „das überlebte Alte, Unerträgliche“ endlich überwunden und die Voraussetzungen

34 Diesen Begriff prägte Shulamit Volkov mit ihrem Aufsatz: „Antisemitism as a Cultural Code. Reflections on the History and Historiography of Antisemitism in Imperial Germany“, in: *LBYP* 23 (1978), S. 25-46.

35 Zit. nach Monika Richarz: *Bürger auf Widerruf*, S. 40.

36 Zit. nach ebd., S. 40.

37 Zit. nach Werner Jochmann: *Die Ausbreitung des Antisemitismus*, in: Werner E. Mosse (Hrsg.): *Deutsches Judentum in Krieg und Revolution 1916-1923*, Tübingen 1971, S. 409.

für „einen echten Frieden innerer Wahrhaftigkeit“ geschaffen werden konnten.³⁸ Allerdings dauerte der „Geist von 1914“ nicht lange an und schon nach kurzer Zeit nahm die ablehnende Haltung in der Armee gegenüber Juden und die antisemitische Agitation wieder zu. Infolge von Kriegsentbeh- rungen – seien es fehlende Nahrungsmittel, Kleidung oder Heizmaterial – wurde die Lage in Deutschland zunehmend prekärer. Durch diese Rahmen- bedingungen wurde die physische und psychische Widerstandskraft des Vol- kes kleiner und die Empfänglichkeit für den Antisemitismus größer.³⁹ Diese Stimmung griffen antisemitische Gruppierungen in Parolen und Schlagwor- ten auf und erklärten die Juden in Deutschland verantwortlich für jene Ent- behrungen und die schlechte Kriegslage. Es liefen zahlreiche Briefe beim Kriegsministerium ein. Aufgrund der Beschwerden über die „Drückeberge- rei“ der Juden wurde für den 1.11.1916 eine Judentzählung in der Armee angeordnet.⁴⁰ Dies wurde in jüdischen Zeitungen und Zeitschriften als anti- semitischer Akt par excellence angesehen. Die liberale Presse äußerte sich hingegen zurückhaltender. Der C.V. reagierte auf der im Februar abgehalte- nen Hauptversammlung mit Unverständnis, zugleich aber wurde der Wille, für das Vaterland zu kämpfen, betont:

„[...] Wir wollen uns aber nicht verhehlen, dass uns diese Statistik nicht der rechte Lohn zu sein schien für die Aufopferung, welche so viele jüdische Krieger mit Leib und Leben [...] gezahlt haben, für die Aufopferung, die alle Juden im Vaterlande [...] an den Tag gelegt haben. [...] Es wird schwer sein, diese Statistik und ihre Anordnung und diejenigen, die sie angeordnet haben, in unsern Herzen zu verges- sen. [...] Wir werden alles tun, um für unsere Gleichberechtigung ein- zutreten, jetzt aber wollen wir zeigen, dass wir wahrhaft deutsche Juden sind und bleiben [...]. Wir wollen damit zeigen, dass wir uns eins fühlen mit unserem Vaterlande, [...] und dass wir unsererseits trotz alledem frei, als freie deutsche Männer, als glaubenstreue und ihrem Glauben ergebene Juden auch in Zukunft während der ganzen

38 Brief Walther Rathenaus an Wilhelm Schwaner (24.8.1914). Zit. nach Werner Jochmann: Die Ausbreitung des Antisemitismus, S. 410.

39 Werner Jochmann: Die Ausbreitung des Antisemitismus, S. 411.

40 Vgl. Werner T. Angress: „The German Army’s ‚Judentzählung‘ of 1916. Genesis – Conse- quences – Significance“, in: *LBYP* 23 (1978), S. 117-137.

Dauer dieses heiligen Kampfes unsere Pflicht tun werden bis ans Ende.“⁴¹

Neben der Armee existierte auch an Universitäten und in Burschenschaften eine stark antisemitische Haltung.

Für den Antisemitismus der Weimarer Republik gilt eine Einteilung in drei Phasen, in denen er auf unterschiedliche Weise und mit jeweils anderer Vehemenz zum Ausdruck kam:⁴² Die erste Phase dauerte ungefähr von 1918 bis 1923 und war geprägt von politisch-ökonomischen Turbulenzen. Sie gipfelte im Hitlerputsch am 9.11.1923. In den Jahren von 1923 bis 1929 stabilisierte sich die Weimarer Demokratie und die Wirtschaft. Dementsprechend war ein Rückgang des Antisemitismus zu verzeichnen. Die dritte Phase begann mit dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise 1929 und endete mit der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten im Januar 1933. Aber auch in der Zeit relativer Stabilisierung gab es viele antisemitische Schriften. Übergriffe gegen Juden fanden beispielsweise 1923 im Berliner Scheunenviertel⁴³ oder 1927 auf dem Kurfürsten-Damm statt.⁴⁴ Attentate wurden auf den Politiker Walther Rathenau (24.6.1922), und auf Maximilian Harden verübt (3.7.1922), Publizist und Herausgeber der *Zukunft*. Während Rathenau starb, überlebte Harden schwerverletzt.

Antisemiten sprachen von der Weimarer Republik pauschal als „Judenrepublik“, in der es eine „Judenkultur“ gab.⁴⁵ Der Begriff „jüdisch“ wurde auf alles bezogen, was ambivalent, widersprüchlich, zerrissen und revolutionär war, aber auch auf alles Modische, Clevere und auf Profit Bedachte.⁴⁶ Die jüdische Minderheit wurde darüber hinaus verantwortlich gemacht für den verlorenen Krieg und für die „jüdisch inspirierte“ Novemberrevolution. Der Versailler Vertrag, auch als „Versailler Diktat“ bezeichnet, symbolisierte für die Gegner der Republik die Auslieferung des Landes an die Siegermächte.

41 Stenographischer Bericht über die Hauptversammlung des C.V. (4.2.1917), zit. aus der Rede des Landtagsabgeordneten Geheimen Justizrates Cassel: Die Juden im Heere, S. 14f.

42 Vgl. hierzu Jost Hermand: Juden in der Kultur der Weimarer Republik, S. 25.

43 Vgl. z.B. BT 522 / 6.11.1923, A. (= Abendzeitung) und BT 523 / 7.11.1923, M. (= Morgenzeitung).

44 Vgl. z.B. BT 135 / 21.3.1927, A. und BT 136 / 22.3.1927, M.

45 Vgl. hier und im Folgenden Jost Hermand: Juden in der Kultur der Weimarer Republik, S. 9ff.

46 Vgl. Hans-Helmuth Knütter: Die Juden und die deutsche Linke in der Weimarer Republik 1918-1933, Düsseldorf, S. 23ff.

Insgesamt behaupteten antisemitisch eingestellte Deutsche, die von der Dominanz der Juden überzeugt waren, ganz Deutschland sei „verjudet“. Sie suchten für ihre Schuldzuweisungen einen Sündenbock, der für alle, in ihren Augen negativen Erscheinungen der Weimarer Republik verantwortlich gemacht werden konnte. Die Folge dieser Haltung war eine Flut von antisemitischen Schriften, unter denen beispielsweise der immer wieder neu aufgelegte *Antisemiten-Katechismus* und das *Handbuch zur Judenfrage* von Theodor Fritsch oder Alfred Rosenbergs *30 Novemberköpfe* (1927) zu finden sind.

2.1.3 Reaktionen auf den Antisemitismus

Unter der jüdischen Bevölkerung bestand weitgehend der Konsens, dass das Judentum keinen nationalen, sondern religiösen Charakter habe. Der Antisemitismus stellte diese Überzeugung jedoch in Frage. Dadurch wurden die Juden in Deutschland von außen gezwungen, ihr Selbstverständnis als Juden und Deutsche zu überdenken und den Dualismus zu bewältigen. Sie waren dadurch in ihrer politischen, sozialen und kulturellen Identität verletzt und befanden sich in einem Identitätskonflikt. Insbesondere im Anfangsstadium hielt man es für das beste Mittel, die „letzten Zuckungen des Mittelalters“ zu ignorieren.⁴⁷ Um die letzten Unterschiede, die eine Angriffsfläche für antisemitische Anfeindungen bilden konnten, zu verhindern, wurde aber auch zu einer völligen kulturellen Assimilation und zu innerer Reform aufgerufen. Darüber hinaus lieferte man sich Wortgefechte um die richtige Antwort auf den Antisemitismus in Zeitungen und Zeitschriften. Versuche, einen systematischen Widerstand aufzubauen, scheiterten jedoch zunächst.⁴⁸ Im Folgenden werden einzelne Beispiele für die Reaktionen dargelegt.

Aufgrund der Nichtzulassung zu Studentenverbindungen gründeten jüdische Studenten 1886 in Breslau die „Viadrina“ als erste jüdische Verbindung. Damit war sie die erste Organisation, die gegen den Antisemitismus aktiv wurde. Sie bekannte sich zugleich zum Deutsch- und zum Judentum. In der Folgezeit entstanden weitere Verbindungen. Sie schlossen sich 1896 zum

47 Steven M. Lowenstein: Ideologie und Identität, in: Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, Bd. III, S. 279.

48 Vgl. Peter Pulzer: Die Reaktion auf den Antisemitismus, in: Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, Bd. III, S. 249f.

Kartell-Convent (KC) zusammen. In den nächsten Jahren kamen auch zionistische Verbindungen hinzu.

Die erste breiter angelegte, öffentliche Initiative ging von Nicht-Juden aus, die die Opposition gegen den Antisemitismus als Anliegen aller Deutscher sahen, sowohl der jüdischen als auch der nicht-jüdischen. Nach dem Erfolg antisemitischer Abgeordneter bei den Reichstagswahlen 1890,⁴⁹ wurde im März 1891 der Verein zur Abwehr des Antisemitismus (Abwehrverein) gegründet. Allerdings hatten Juden einen großen Anteil an seiner Gründung. So gehörte beispielsweise Paul Nathan (1857-1927)⁵⁰ zu den Initiatoren. Die Aktivitäten des Abwehrvereins bündelten sich in gezielter Öffentlichkeitsarbeit. Durch die Herausgabe des Nachschlagewerks *Der Antisemiten-Spiegel* wurden prominente antisemitische Politiker und Journalisten aufgelistet. In den wöchentlich erscheinenden *Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus* wurden Beschuldigungen widerlegt und Informationen zum jüdischen Leben und zur jüdischen Religion gegeben. Überdies wurden die Mitglieder in Wahlkämpfen aktiv und ermutigten Protestinterventionen im Reichstag gegen antisemitische Umtriebe und Diskriminierungen. Der Abwehrverein vertrat die liberale Stimme Deutschlands. Er setzte sich überwiegend aus protestantischen und jüdischen Mitgliedern zusammen, die bürgerlich und patriotisch eingestellt waren. Ihr Ausgangspunkt lag in der Forderung nach vollkommener Gleichberechtigung aller Staatsbürger, die jedoch eine vollständige Assimilation beinhaltete. Aus diesem Grund lehnte man separatistische Vereinigungen, z.B. jüdische Studentenverbindungen, ab.⁵¹

Auch wenn sich zahlreiche Juden von den Vorstellungen und Forderungen des Abwehrvereins angezogen fühlten, konnte er nicht als Vertretung spezifisch jüdischer Interessen gelten. Um diese Lücke zu füllen, wurde am 26.3.1893 der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens

49 Bei den Reichstagswahlen zwischen 1893 und 1903 sank die Anzahl ihrer Sitze im Reichstag wieder von 16 auf 11. Vgl. Peter Pulzer: *Die Wiederkehr des alten Hasses*, S. 220.

50 Paul Nathan war liberaler Politiker, Gegner des Zionismus, Mitglied im Hauptvorstand des C.V. und Mitinitiator des 1901 gegründeten Hilfsvereins der deutschen Juden.

51 Vgl. zum Abwehrverein auch Barbara Suchy: „The Verein zur Abwehr des Antisemitismus. (I): From its Beginnings to the First World War“, in: *LBYB* 28 (1983), S. 205-239; Dies.: „(II): From the First World War to its Dissolution in 1933“, in: *LBYB* 30 (1985), S. 67-103. Das „Organ zur Abwehr des Antisemitismus“ war das *Freie Blatt*. Vgl. Brigitte Hamann: *Der Verein zur Abwehr des Antisemitismus*, in: *Die Macht der Bilder. Antisemitische Vorurteile und Mythen*, hrsg. v. Jüdisches Museum der Stadt Wien, Wien 1995, S. 253ff.

(C.V.) gegründet. Zu den Gründervätern gehörte unter anderen James Simon.⁵² Die Mitglieder waren überwiegend Angehörige der assimilierten Intelligenz, lebten zumeist in Berlin und standen Parteien der liberalen Linken nahe. In religiöser Hinsicht gehörten sie dem liberalen Judentum an.⁵³ Zu Beginn des Ersten Weltkrieges hatte der C.V. etwa 40 000 Mitglieder und bezog mit den ihm angeschlossenen Vereinigungen etwa ein Drittel der Juden in Deutschland ein.⁵⁴ Der wesentliche Programmpunkt des Vereins war die gezielte Bekämpfung von Vorurteilen, Diskriminierung und feindseliger Propaganda. Mit dem Leitsatz von 1893, als deutsche Staatsbürger „fest auf dem Boden der deutschen Nationalität“ zu stehen, bekräftigten sie ihr Zugehörigkeitsgefühl.⁵⁵ Zu den Maßnahmen, die die Gleichberechtigung und Integration fördern sollten, gehörte die Aufklärungsarbeit gegen den Antisemitismus. Es wurden „die deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens ohne Unterschied der religiösen und politischen Richtung“ aufgenommen, „um sie [...] in der unbeirrten Pflege deutscher Gesinnung zu bestärken“.⁵⁶

Weitere Reaktionen gegen den Antisemitismus fanden in vielfältigen Vereinen, Gruppierungen und Ideen ihren Ausdruck. Auch die 1930 von Theodor Lessing geprägte Formel vom jüdischen Selbsthass war eine, wenn auch von einer kleinen Minderheit hervorgebrachte Art der Reaktion.⁵⁷ Die Vertreter waren überwiegend Intellektuelle, die in ihren Schriften eine negative Auffassung vom Judentum verkündeten. Sie lehnten ein jüdisches Ich ab und empfanden tiefe Abscheu für die jüdische Gemeinschaft.⁵⁸ Walther Rathe-

52 James Simon (1851-1932), Berliner Kaufmann, Kunstsammler und Mäzen. Vorsitzender des Hilfsvereins der deutschen Juden.

53 Vgl. hier und im Folgenden Peter Pulzer: Die Reaktion auf den Antisemitismus, S. 254ff. Vgl. zum C.V. auch Arnold Paucker: Der jüdische Abwehrkampf gegen Antisemitismus und Nationalsozialismus in den letzten Jahren der Weimarer Republik, Hamburg 21969, S. 45-61.

54 Egmont Zechlin: Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg, S. 12.

55 Zit. nach Egmont Zechlin: Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg, S. 13.

56 Eugen Fuchs: „Jüdische Organisationen in Deutschland“, in: *Süddeutsche Monatshefte* (Febr. 1916), S. 845. Zit. nach Egmont Zechlin: Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg, S. 13.

57 Theodor Lessing: Der jüdische Selbsthass, Berlin 1930. Vgl. auch Gilman Sander: Der jüdische Selbsthass. Antisemitismus und die verborgene Sprache der Juden, Frankfurt a.M. 1993. Theodor Lessing (1872-1933) war Schriftsteller und Philosoph.

58 Vgl. Steven M. Lowenstein: Ideologie und Identität, S. 284.

nau, Karl Kraus und Otto Weininger gehörten zu den bekanntesten Vertretern und standen für unterschiedliche Formen des Selbsthasses.⁵⁹

Darüber hinaus kann der Zionismus ebenfalls als eine Antwort auf den Antisemitismus gelten. Zu den Vorläufern des Zionismus gehörten Rabbi Zwi Hirsch Kalischer und Moses Hess, die in ihren proto-zionistischen Schriften die Konstitution als unabhängiges Volk propagierten. Aufgrund der Pogrome in Russland erhielt die zionistische Idee durch Leo Pinsker weitere Resonanz.⁶⁰ Er betrachtete den Antisemitismus als krankhaften Zustand, der mit rationalen Argumenten nicht heilbar war. Aber erst durch Theodor Herzls *Der Judenstaat* (1896) wurde der Zionismus eine politische Bewegung, die sich auch langsam in Deutschland verbreitete. In verschiedene Gruppierungen aufgespalten wurde kontrovers über das langfristige Ziel einer jüdischen Heimstätte in Palästina diskutiert. Die zionistische Bewegung war zugleich bedeutend für die jüdische Identität in Europa.

Der Sozialismus war ein weiterer möglicher Ausweg aus der Diskriminierung. Die Suche nach einer Gesellschaft, in der vererbte bzw. willkürliche Unterscheidungen aufgehoben sein würden, in der es weder Klassen- noch Religionsunterschiede gab, zog zahlreiche Juden an. In einer solchen Ordnung hoffte man, dem Antisemitismus entgehen zu können. Damit verbunden war allerdings oftmals auch die Aufgabe des Judentums.⁶¹

Die Mehrheit der Juden hielt in der Weimarer Republik die „Judenfrage“⁶² jedoch für gelöst, was die Verharmlosung der rechten Gruppierungen und diverse Ausschreitungen erklären mag. Viele meinten, dass der Antisemitismus in einem Kulturland wie Deutschland nur eine vorübergehende Erschei-

59 Vgl. zu Walther Rathenau (1877-1922), Karl Kraus (1874-1936) und Otto Weininger (1880-1903) ebd., S. 285f.

60 Zwi Hirsch Kalischer (1795-1874) plädierte für die Wiederbesiedelung Palästinas in seiner Schrift *Derischat Zionismus (Auf der Suche nach Zion, 1862)*. Vgl. Michael A. Meyer: Jüdische Identität in den Jahrzehnten nach 1848, in: *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*, Bd. II: Emanzipation und Akkulturation, hrsg. v. Michael A. Meyer, München 1997, S. 351ff. Moses Hess (1812-1875) schrieb *Rom und Jerusalem* (1862). Leo Pinsker (1821-1891) war der Verfasser der Schrift *Autoemanzipation* (1882). Vgl. Shlomo Avineri: *Profile des Zionismus. Die geistigen Ursprünge des Staates Israel. 17 Portraits*, Gütersloh 1998. Vgl. Avineri auch zu Theodor Herzl (1860-1906).

61 Vgl. Peter Pulzer: *Die Reaktion auf den Antisemitismus*, S. 273f., der z.B. Rosa Luxemburg (1870-1919) und Leo Jogiches (1867-1923) als führende Mitglieder nennt.

62 Das Wort „Judenfrage“ wurde in den 1840er Jahren von Bruno Bauer geprägt. Vgl. Henry Wassermann: „Was ist des Juden Vaterland? – Zum Selbstverständnis der deutschen Juden in der Zeit der Assimilierung“, in: *GWU* (1986), S. 14-29.

nung sein könne.⁶³ Sie hofften, dass der Antisemitismus als Begleiterscheinung von wirtschaftlichen und politischen Krisen früher oder später wieder abflauen würde. Diese Tatsache mag erklären, warum nur wenige schon vor der „Machtergreifung“ 1933 aus Deutschland emigrierten. Die Mehrzahl verstand sich als Deutsche und sah Deutschland als ihre Heimat an.

2.2 Das Mosse-Haus und das *Berliner Tageblatt*

Das Zeitungswesen als solches gab es erst seit der Industrialisierung in Deutschland. Zwar war bereits 1811 die Schnellpresse erfunden worden und 1816 die Papiermaschine, aber erst mit dem Rotationsdruck, den man seit 1860 kannte, eröffnete sich eine einfache Möglichkeit für die Verbreitung von Zeitungen. Hatte am Ende des 18. Jahrhunderts noch ein „schriftstellerischer Journalismus“ geherrscht, der gegen die Gesetze des Marktes, gegen Profitmaximierung und Rentabilität aufrecht erhalten wurde, und hatte die politische Motivation Vorrang vor dem Geschäft, so änderte sich dies spätestens ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 1848 wurde mit der Pressefreiheit als Gewerbefreiheit die Zensur abgeschafft. Auch wenn das Presserecht noch lange ein Mittel der Reaktion blieb, so gab es doch keinen Rückschritt in die Zeit vor 1848.⁶⁴

Berlin entwickelte sich im Vergleich zu anderen europäischen Städten erst verhältnismäßig spät als Zeitungsstadt, wurde dann aber zur „zeitungshungrigsten aller Städte“.⁶⁵ 1914 gab es in Berlin bereits 30 täglich erscheinende Morgenzeitungen und zehn Abendblätter. In den Vororten erschienen zusätzlich etwa 50 Blätter, meistens sechsmal in der Woche.⁶⁶ Im Jahre 1928, während der wirtschaftlichen und kulturellen Blütezeit der Hauptstadt, hatte sich die Zahl der Zeitungen in Berlin auf etwa 120 erhöht. 1930 / 31 gab es in Berlin lediglich noch 45 Morgen-, 14 Abend- und 2 Mittagszeitungen. Es wurde das politische Spektrum von links nach rechts abgedeckt, wobei sich bald die Zersplitterung der Parteienlandschaft in der Presse widerspiegelte. Der überwiegende Teil der Blätter hing entweder der liberal-demokratischen

63 Monika Richarz: Bürger auf Widerruf, S. 42f.

64 Wilfried Scharf: Rudolf Mosse (1843-1920), in: Heinz-Dietrich Fischer (Hrsg.): Deutsche Presseverleger des 18. bis 20. Jahrhunderts, München 1975, S. 204.

65 Zit. nach Thomas Friedrich: Mosse-Haus und Tageblatt. Der Chefredakteur Theodor Wolff, das Verlagshaus Rudolf Mosse und die Zeitungsstadt Berlin, Berlin 1994 (o. Seitenangabe).

66 Peter de Mendelssohn: Zeitungsstadt Berlin, S. 257 u. 369ff. Vgl. auch im Folgenden.

Politik an, indem sie sich für die Republik stark machten, oder war den rechtskonservativen und deutschnationalen Parteien zuzuordnen, die gegen das parlamentarische System kämpften.

Die wichtigsten liberalen Blätter waren neben dem *Berliner Tageblatt* die *Vossische Zeitung* und die *Frankfurter Zeitung*. Sowohl vor dem Ersten Weltkrieg, als auch in gesteigerter Form ab der zweiten Hälfte der 1920er Jahre war die liberale Presse Gegenstand heftiger Anschuldigungen und Diffamierungen. Als Vorkämpfer der republikanischen Ideen von der Gleichheit und Freiheit aller Bürger, gleich welcher Religionszugehörigkeit, bildeten sie den Angriffspunkt für Antisemiten, Konservative und Deutschnationale. Die liberalen Zeitungen wurden aber auch als „Judenpresse“ verunglimpft,⁶⁷ weil viele Juden in den Zeitungsredaktionen tätig waren.⁶⁸

Die Vorwürfe und Anschuldigungen waren in starkem Maße auf die größte liberale Zeitung, das *Berliner Tageblatt* (B.T.), dessen Verleger Rudolf Mosse war, gerichtet, denn eine Zeitung wurde häufig nach dem Besitzer des Verlages beurteilt, in dem sie gedruckt wurde.⁶⁹ Auch die Journalisten, die zum großen Teil Juden waren, waren ebenso Ziel der Angriffe.

2.2.1 Rudolf Mosse (1843-1920) und sein Verlag

Rudolf Mosse wurde am 8.5.1843 als eines von 14 Kindern des Landarztes Dr. Markus Mosse (1808-1865) in Grätz, Posen, geboren.⁷⁰ Seine Mutter

67 Werner Becker: „Die Rolle der liberalen Presse“, in: Werner E. Mosse: Deutsches Judentum in Krieg und Revolution 1916-1923, S. 66. Die sog. „Judenpresse“ ist nicht zu verwechseln mit der jüdischen Presse. Vgl. dazu Anm. 18.

68 Verschiedene Autoren, z.B. Jost Hermand: Juden in der Kultur der Weimarer Republik, S. 9-37, haben zu Recht darauf hingewiesen, dass eine Zählung jüdischer Redakteure in den verschiedenen Zeitungen dem Selbstverständnis der Juden nicht entsprechen würde. Es käme vielmehr dem Vorwurf der Antisemiten entgegen. Außerdem würden bei einer Zählung die schwer zu beantwortende Fragen aufgeworfen, wer sich als Jude verstand; ob Juden nach ihrer religiösen Überzeugung oder aufgrund ihrer jüdischen Herkunft zu den jüdischen Journalisten gehörten; die Taufe war zusätzlich ein schwer zu bewertender Aspekt.

69 „Herr Rudolf Mosse“ ist als Besitzer „allein für die Tendenz seines Blattes verantwortlich, auch wenn formell der jederzeit auswechselbare Chefredakteur als verantwortlich zeichnet“, so A. Herold (= Ernst Schilasky): Die Sünden des Berliner Tageblattes. Ein Mahnruf an Christen und Juden, Hannover 1920, S. 77. Siehe zu Ernst Schilasky Anm. 139.

70 Im Nachruf des BT 424 / 9.9.1920, M., wird Rudolf Mosses Lebensweg kurz geschildert. Vgl. auch Werner E. Mosse: „Rudolf Mosse and the House of Mosse“, S. 237-259. Vgl. auch die neueste, sehr detaillierte Untersuchung von Elisabeth Kraus: Die Familie Mosse. Deutsch-jüdisches Bürgertum im 19. und 20. Jahrhundert, München 1999, S. 157ff. Wer-

Ulrike war als geborene Wolff eine Tante von Theodor Wolff. Rudolf Mosse Schulbildung endete im Alter von 15 Jahren. Im Anschluss daran absolvierte er eine dreijährige Buchhändlerlehre und ging 1861 nach Berlin, um dort als Buchhändler zu arbeiten.⁷¹ In Berlin bestand ein enger Kontakt zur Familie Theodor Wolffs, in deren Haus Rudolf Mosse ein und aus ging.⁷² Nach einem kurzen Intermezzo bei der Leipziger Zeitung *Telegraph*, wurde er von Robert Apitsch, dem Herausgeber der *Gartenlaube* in Leipzig, als Geschäftsführer abgeworben. Er schlug seinem Verleger vor, der *Gartenlaube* den „Allgemeinen Anzeiger“ als Annoncenbeilage hinzuzufügen. Mosse sammelte in ganz Europa Inserenten und hatte Erfolg mit seiner Idee. Das Angebot Apitschs, Mosse zum Teilhaber zu machen, nahm er allerdings nicht an, sondern ging zurück nach Berlin, wo er am 1.1.1867 die „Annoncen-Expedition Rudolf Mosse“ in der Friedrichstraße 60 gründete. Mit diesem Unternehmen hatte Mosse einen großen Anteil an der Entwicklung Berlins zur Zeitungsstadt. Er war zwar nicht der erste, der die Idee hatte, eine Annoncen-Expedition zu gründen.⁷³ Er war jedoch der erfolgreichste, indem er das Anzeigenwesen systematisierte und weiterentwickelte. Er kaufte und bezahlte zum Beispiel von Zeitungen und Zeitschriften ganze Anzeigenseiten und füllte sie mit selbst eingeholten Anzeigen.⁷⁴ Es stand für ihn fest, dass „Handel und Industrie aus der Verbreitung der Zeitungen Nutzen ziehen

ner E. Mosse (geb. 1918) war der Enkel von Emil Mosse (1854-1911), dem Bruder Rudolf Mosses und Cousin von T.W.

- 71 U.a. arbeitete Rudolf Mosse beim Verleger Albert Hofmann, der den *Kladderadatsch* herausgab. Vgl. Peter de Mendelssohn: *Zeitungsstadt Berlin*, S. 89.
- 72 „Meine Eltern bewirteten an ihrem Esstisch die vielen tüchtigen Neffen, die nacheinander aus Grätz eintrafen, während ich noch im Säuglingsbett meine Milch erhielt.“ T.W. in *La Terrasse*, S. 117. Elisabeth Kraus: *Die Familie Mosse*, S. 48, nennt das Elternhaus von T.W. „eine der Anlaufstellen für die ältesten Söhne von Markus Mosse“ in Berlin. Recha und Adolph Wolff, T.W.s Eltern, standen mit Rat und Tat zur Seite, wenn es z.B. um Lehrstellen ging.
- 73 Erst mit der Abschaffung des staatlichen Anzeigen-Monopols am 1.1.1850 wurde das Anzeigenfeld in Deutschland für jedermann zugänglich. Die erste deutsche „Insertions-Agentur“ gründete Ferdinand Hasenstein 1855 in Altona, bald in Haasenstein & Vogler umbenannt. 1864 entstand die erste Konkurrenz durch Gottfried Leonhard Daube, dem Frankfurter Filialleiter von Haasenstein & Vogler, der sich selbstständig machte. Es gab des Weiteren noch eine Anzahl kleinerer Annoncen-Expeditionen, u.a. auch das 1857 in Berlin gegründete Retemeyersche „Central-Zeitungs- und Annoncen-Bureau“. Vgl. Peter de Mendelssohn: *Zeitungsstadt Berlin*, S. 93f.
- 74 Köhler, S. 128.

könnten“.⁷⁵ Deshalb nahm Rudolf Mosse die „Vermittlerrolle zwischen Presse und Publikum“ ein.

Die wichtigste Aufgabe seiner neuen Expedition war zunächst, die Werbung respektabel zu machen. Es war allgemeiner Konsens, dass Werbung eher dem Image schaden, als dass es einem Unternehmen nützen würde. Werbung wurde als niveaulos und unfein betrachtet; man befürchtete, mehr Käufer zu verschrecken als zu werben. Mosse stieß hier also in eine vorurteilsbehaftete Branche, die er durch Werbekampagnen nach und nach von den Vorteilen der Werbung überzeugen und für sich gewinnen konnte.⁷⁶ Zu den ersten Zeitschriften, die ihre Werbung ausschließlich durch seine Agentur verwalten ließen, gehörten der *Kladderadatsch* und die Münchner *Fliegenden Blätter*.

Seine erfolgreiche Firma besaß nach fünf Jahren mehr als zehn Filialen, von Hamburg bis Zürich und von Breslau bis Köln.⁷⁷ Sie waren dezentralisiert aufgebaut – ein Kennzeichen des Hauses Mosse. Die Mitarbeiterzahlen der Annoncen-Expedition stiegen von 20 im Jahre 1870 auf 1375 Beschäftigte 1917 an.⁷⁸ Neben einem jährlich erscheinenden Zeitungskatalog und der Gründung eines Adressbuchverlages (1897) wurde das Betätigungsfeld der Firma auf das gesamte Gebiet der Werbung und Öffentlichkeitsarbeit ausgedehnt. Eine besondere Neuerung war der, ab 1893 dem Katalog beigelegte „Normalzeilenmesser“, dem Vorläufer der Normung im Anzeigengeschäft.⁷⁹

Auf der Grundlage seiner soliden Anzeigen-Expedition wagte Mosse den Schritt zur Gründung eines eigenen Zeitungsverlages, in dem er ab 1871 das

75 Rudolf Mosse zum 25jährigen Jubiläum seiner Firma 1892, zit. nach Werner E. Mosse: „Rudolf Mosse and the House of Mosse“, S. 256. Vgl. auch im Folgenden.

76 Vgl. hierzu Werner E. Mosse: „Rudolf Mosse and the House of Mosse“, S. 239f.

77 Lt. Köhler, S. 128, hatte Rudolf Mosse nach fünf Jahren bereits 250 Filialen, was aber nicht belegt wird. Diese Zahl klingt im Vgl. zu Wilfried Scharf: Rudolf Mosse (1843-1920), S. 207, der die Fest-Schrift zum 50jährigen Bestehen zit. und von 13 Filialen im Jahre 1889 spricht, zu hoch.

78 Das gesamte Personal der Mosseschen Vertriebsabteilung beziffert Wilfried Scharf: Rudolf Mosse (1843-1920), S. 212, auf der Basis der Fest-Schrift zum 50jährigen Bestehen im Jahre 1916 auf 3110 Personen.

79 Da jede Zeitung mit unterschiedlichen Zeilenmaßen operierte, hatte Mosse für alle Zeitungen Deutschlands, Österreichs, Ungarns und der Schweiz die Zeilenhöhe berechnen lassen. Mit dem Normalzeilenmesser wurde das Umrechnen in jedes beliebige Zeilenmaß ermöglicht. Vgl. Peter de Mendelssohn: Zeitungsstadt Berlin, S. 94f.

Berliner Tageblatt herausbrachte.⁸⁰ 1889 kam die *Berliner Morgen-Zeitung* hinzu, die sich an „die Bewohner der Portierslogen, der Gartenhäuser im alten Westen und der Mietskasernen im Norden und Osten Berlins“ richtete.⁸¹ Mit der 1904 erworbenen *Berliner Volks-Zeitung* erschloss sich der Verlag eine Leserschaft im Kleinbürgertum. Schließlich kaufte der Konzern Ende der 1920er Jahre – bereits nach dem Tod Mosses – das populäre *8-Uhr-Abendblatt*. Mit der Expansion seines Zeitungsverlages trug Rudolf Mosse dazu bei, dass die Verkaufspreise gesenkt werden konnten. Das wiederum hatte zur Folge, dass eine wachsende Anzahl von Lesern hinzu gewonnen wurden. Die vom Mosse-Haus verlegten Zeitungen hatten 1914 eine Gesamtauflage von ungefähr 250 000; während des Ersten Weltkrieges verdoppelte sich diese Zahl. Damit war Rudolf Mosses Konzern in der deutschen Öffentlichkeit eine nicht zu unterschätzende Größe.

Rudolf Mosse stammte aus einer jüdischen Familie. Er lebte seinen Glauben bewusst, indem er an den Gottesdiensten der Berliner Reformgemeinde teilnahm. Darüber hinaus war er einige Jahre Vorsitzender und Mitglied der Repräsentantenversammlung der jüdischen Gemeinde in Berlin. Aus dem Interesse für das liberale Judentum heraus erwarb er 1890 die *Allgemeine Zeitung des Judentums* (AZJ), die jedoch 1919 eingestellt wurde. Auch die C.V.-Zeitung erschien im Mosse-Verlag. Mosse propagierte die Gleichheit von deutschen Juden und Christen, war aber getauften Juden gegenüber negativ eingestellt. Ebenso lehnte er den Zionismus entschieden ab.⁸² War er in politischen Dingen der liberalen Ausrichtung zuzuordnen, so galt dieselbe Richtung auch für ihn in religiöser Hinsicht. Es war für ihn kein Gegensatz, Deutscher und Jude zu sein. Er verwarf extreme Assimilierung in dem gleichen Maße wie er starke Abgrenzung ablehnte. Es gab für ihn keine „jüdische Frage“. Er sah sich als Deutscher jüdischen Glaubens, mit allen Rechten und Pflichten. Mosse war

80 Lt. Werner E. Mosse: „Rudolf Mosse and the House of Mosse“, S. 243, überlegten Rudolf Mosse und seine engsten befreundeten Mitarbeiter beim Skatspiel: „Wozu sollen wir immer für andere Leute Inserate sammeln und ihnen Geld in den Schoß schütten? Am Ende ist es doch gar nicht so schwer, auch den Text zum Herumbauen um die Inserate zusammenzubekommen. Haben wir das andere zustande gebracht, werden wir auch damit fertig werden.“ Eine etwas andere Entstehungsgeschichte beschreibt Peter de Mendelssohn: *Zeitungsstadt Berlin*, S. 96.

81 Zit. nach Werner E. Mosse: „Rudolf Mosse and the House of Mosse“, S. 246.

82 Werner E. Mosse: „Rudolf Mosse and the House of Mosse“, S. 250, beruft sich hierbei auf M. Staadecker, eine Freundin der Familie Mosse.

„geradezu ‚der‘ deutsche Bürger: eine behäbige, rundliche Erscheinung, zum Lebensgenuss nicht weniger als zur Arbeit begabt, ein Mann von Blick, Wille und Moral – verliebt ins Bauen in der Stadt und ins Bäuerliche auf dem Lande, der Kunst, wie er sie verstand, ergeben [...]. Kurzum, ein Bürger mit Bürgerstolz und Bürgersinn.“⁸³

Als Selfmademan war er bis an die Spitze gekommen: Er war mehrfacher Millionär und gehörte zu den reichsten Männern Berlins.⁸⁴ Er hatte ein gutes Gespür für die zukünftige Wirtschaftskraft Berlins, die er schon früh vorherseh. Wilhelm II. bot ihm für seine Leistungen den Adelstitel an, den er jedoch ablehnte. Lediglich den Ehrendoktor der Universität Heidelberg, der ihm als Anerkennung für sein wohlütiges Verhalten seinen Mitmenschen gegenüber verliehen wurde, nahm er an. Rudolf Mosse hatte gemeinsam mit seiner Frau Emilie die Erziehungsanstalt „Emilie-und-Rudolf-Mosse-Stift“ (1895) in Berlin-Wilmersdorf gegründet. Hier wurden 100 jüdische und christliche Waisenkinder ausgebildet, die aus verarmten, aber gebildeten Familien stammten.⁸⁵ Des Weiteren richtete er für die kaufmännischen Angestellten seines Unternehmens 1892 eine Unterstützungskasse ein, die der sozialen Absicherung, aber auch der Bindung an den Arbeitsplatz diente.⁸⁶ Sie stand „im deutschen Zeitungswesen einzigartig“ da.⁸⁷ 1897 wurden auch die Redakteure und die Arbeiter der Druckereien angeschlossen.⁸⁸

Als Verleger betrachtete Mosse das B.T. mit besonderer Aufmerksamkeit, griff aber nicht direkt in die Geschehnisse ein. Er ließ seinem Chefredakteur Theodor Wolff die Freiheit, die er benötigte, und hatte auch persönlich ein

83 So Hermann Sinsheimer: *Gelebt im Paradies*, München 1953, S. 258.

84 Sein Vermögen wird 1905 auf ca. 34 Mio. Mark geschätzt. Damit stand er nach Fritz v. Friedländer-Fuld und Ernst v. Mendelssohn-Bartholdy an dritter Stelle in Berlin. 1910 war er unter den 20 reichsten Männern Preußens. Vgl. hierzu Werner E. Mosse: „Rudolf Mosse and the House of Mosse“, S. 249.

85 Rudolf Mosse stieß mit seiner Idee auf den Widerstand der Behörden, die ein ausschließlich jüdisches Heim bevorzugten. Mosse setzte sich jedoch durch. Vgl. Werner E. Mosse: „Rudolf Mosse and the House of Mosse“, S. 250. Vgl. auch Elisabeth Kraus: *Die Familie Mosse*, S. 411ff.

86 Wilfried Scharf: *Rudolf Mosse (1843-1920)*, S. 212.

87 BT 424 / 9.9.1920, M., Paul Michaelis: „Rudolf Mosse †“.

88 Wilfried Scharf: *Rudolf Mosse (1843-1920)*, S. 212. Die Pensionskasse, die bereits ab 1906 gelten sollte, konnte erst 1911, nach der Neuregelung des Sozialversicherungswesens, eingerichtet werden.

gutes Verhältnis zu seinem 25 Jahre jüngeren Cousin. Bei der Beerdigung Rudolf Mosses, der am 9.9.1920 starb, sagte Theodor Wolff:

„Zwei Eigenschaften waren vor allem dieser Persönlichkeit, und auch ihrer äußeren Erscheinung, aufgeprägt. Die Willensstärke, die zur ehernen Hartnäckigkeit werden konnte, und die allem Überschwenglichen abgeneigte Einfachheit. [...] Unter all seinen Schöpfungen war die Zeitung diejenige, der, bis zuletzt, [...] am meisten seine liebevolle Arbeit galt. Er war immer in Gedanken bei ihr, pflegte und umhütete sie, wendete auch den kleinsten Einzelheiten seine Aufmerksamkeit zu. [...] Er liebte jene Klarheit der Sprache, durch die man, wie durch eine lichte Seenfläche, auf den Grund des Gedankens und des Wissens blickt. Immer ging er von der Erkenntnis aus, dass auf denen, die zur Öffentlichkeit sprechen, eine gewaltige Verantwortung ruht. [...] Es wird in der Geschichte dieser Zeit nicht vergessen werden, dass er das Instrument geschaffen hat, das eine Waffe für den deutschen Liberalismus und für die deutsche Demokratie geworden ist. [...] Die Unabhängigkeit seiner Zeitung war sein höchster und vornehmster Stolz.“⁸⁹

Durch seinen Tod entstand im Unternehmen ein Bruch, der erst Jahre später sichtbar werden sollte. Dieser Bruch wurde nicht zuletzt durch die neue Politik seines Schwiegersohnes Hans Lachmann-Mosse herbeigeführt, der bei seiner Heirat mit Mosses Adoptivtochter Felicia⁹⁰ den Doppelnamen angenommen hatte und Bevollmächtigter seiner Frau war. De facto war er aber Alleininhaber und einziger Gesellschafter der Firma. Aufgrund der Weltwirtschaftskrise Ende der 1920er Jahre, dem Rückgang der Annoncen-Expedition und der Misswirtschaft Hans Lachmann-Mosses, dem der „verlegerische Weitblick“ fehlte⁹¹ und der sich mit dem Generalbevollmächtigten Martin Carbe zerstritt, sodass dieser aus dem Unternehmen ausstieg, musste das Mosse-Haus im Herbst 1932 den Konkurs anmelden. Durch Lachmann-Mosse gab es keine zielbewusste Führung des Unternehmens mehr, sondern

89 Seine Rede ist abgedruckt in: BT 431 / 13.9.1920, A., „Abschiedsworte“.

90 Felicia war die leibliche Tochter Rudolf Mosses mit einem, bei ihm im Hause arbeitenden Dienstmädchen. Sie wurde von Mosses Frau Emilie an Kindes statt adoptiert. Vgl. Elisabeth Kraus: Die Familie Mosse, S. 307ff.

91 Peter de Mendelssohn: Zeitungsstadt Berlin, S. 398.

es wurden verlegerisch und kaufmännisch nicht haltbare Investitionen getätigt, die das Haus in den Ruin trieben.⁹²

2.2.2 Das Berliner Tageblatt (B.T.)

Im Dezember 1871 erschien die erste Ausgabe des B.T. in Berlin, in der die Ziele der Zeitung beschrieben wurden:

„Unser Programm. – In der Zeit, da die Augen der Welt auf Berlin gerichtet sind, treten wir mit dem ‚Berliner Tageblatt‘ vor die Öffentlichkeit. Preußens Hauptstadt ist Deutschlands Hauptstadt geworden [...]. Wie – ohne sonstigen Vergleich – Paris Frankreich war, so will und wird Berlin Deutschland und die Großstadt Weltstadt werden. Auf diesem Wege Berlins zur Weltstadt soll ihm unser Blatt ein vertrauter Begleiter, ein Ratgeber und Mitstrebender sein, der, bald anfeuernd, bald warnend und zurückhaltend, bald beistimmend, bald opponierend, den Pfad ebnen, ihn abkürzen hilft. Unser Ziel ist darauf gerichtet, nicht ein Lokalblatt mehr zu den übrigen zu schaffen, sondern im eigentlichen und echten, im vollen und erschöpfenden Sinne des Wortes das Berliner Lokalblatt. Inhalt und Form sollen den hochgesteigerten Bedürfnissen der Gegenwart entsprechen [...]. Das Material soll in weltstädtischem Sinne redigiert werden. Es muss uns das Bewusstsein beseelen: für die zivilisierte Welt schreibt, wer für Berlin schreibt.“⁹³

Bei der Neugründung dieser Zeitung gab es in Berlin bereits eine große Konkurrenz durch die *Vossische Zeitung*, die *Berliner Morgenpost* von Ullstein, die *Haude-Spenersche-Zeitung* und die *Berliner-Volks-Zeitung*, die Mosses Schwager Emil Cohn gehörte, bis sie 1904 von Mosse übernommen wurde. Generell bestand die Geschäftspolitik des Zeitungsverlags Mosse zu einem großen Teil aus Familienpolitik. So war nicht nur Emil Cohn von 1871 bis 1884 Mosses Partner,⁹⁴ sondern auch dessen Sohn Martin Carbe wurde 1907

92 Vgl. Elisabeth Kraus: Die Familie Mosse, S. 502ff., über Vermögen und Verschuldung des Konzerns.

93 Der Originaltext ist abgedruckt in Werner E. Mosse: „Rudolf Mosse and the House of Mosse“, S. 257.

94 1884 machte sich Emil Cohn selbstständig. Sein Nachfolger wurde Emil Mosse, Rudolf Mosses jüngerer Bruder.

Generalbevollmächtigter des Unternehmens.⁹⁵ Mosses Schwiegersohn Hans Lachmann-Mosse wurde 1910 Juniorpartner. Auch Theodor Wolff als Chefredakteur des B.T. passte als Cousin Rudolf Mosses in diese Familienpolitik.

Es gab nicht nur konkurrierende Zeitungen, sondern auch große Neugründungen im Pressewesen. So entstanden die Konzerne Scherl und Ullstein, die mit Mosse um 1900 den Berliner Zeitungsmarkt dominierten. Auch die Zahl der Tages-, Wochen- und Monatsblätter stieg zwischen 1867 und 1895 um mehr als das Dreifache.⁹⁶ Um dieser Konkurrenz zu begegnen, musste das B.T. seinen individuellen Stil finden. Deshalb wurde neben dem umfangreichen Lokalteil und dem kritischen Feuilleton auch der Wirtschaftsteil ausgebaut. Durch den dritten Chefredakteur Arthur Levysohn wurde der maßgeblich politische Charakter der Zeitung herausgebildet.⁹⁷ Die Zeitung entsprach seiner eigenen politischen Überzeugung. Außerdem gewährte ihm Mosse alle Freiheiten. Der Politikteil erhielt von Anfang an ein liberales Profil mit einem „Linksdrall“.⁹⁸ Der feuilletonistische Grundton war Tradition geworden durch die beiden ersten Chefredakteure Rudolf Menger und Ludwig Behrendt, die von Haus aus Philologen und Literaturkritiker waren. Theodor Wolff hat dem Blatt als Nachfolger Arthur Levysohns also nicht erst seinen feuilletonistischen Ton gegeben, sondern ihn auf seine Weise verfeinert und damit die Zeitung erfolgreich gemacht. Notwendige Grundlage für diesen Ton war nicht zuletzt eine gebildete Leserschaft, die der Verlag selber benannte: „Erste Kreise, besonders Handel und Industrie“ und „Handelstreibende aller Art, Bankiers, [...] Gewerbetreibende, Ärzte, Schriftsteller, höhere und mittlere Beamte“ sollten angesprochen werden.⁹⁹

95 Lt. Elisabeth Kraus: Die Familie Mosse, S. 193, hing Martin Cohns Namensänderung in Carbe möglicherweise mit seiner Heirat mit der Christin Klara Muks zusammen. Carbe nahm sich nach der „Machtergreifung“ 1933 das Leben, ebd., S. 326.

96 Vgl. Köhler, S. 130.

97 Das Übernahmejahr der Chefredaktion durch Arthur Levysohn ist umstritten. Werner E. Mosse: „Rudolf Mosse and the House of Mosse“, S. 244, gibt das Jahr 1881 an, während Elisabeth Kraus: Die Familie Mosse, S. 180, das Jahr 1880 nennt. Bevor Arthur Levysohn als Chefredakteur zum BT kam, hatte er als Auslandskorrespondent für Wiener Zeitungen gearbeitet. Er war auch außenpolitischer Ressortleiter des *Neuen Wiener Tageblattes* gewesen bis er 1876 wegen der „destruktiven Tendenz“ seiner Artikel aus Österreich ausgewiesen wurde. Vgl. Schwarz, S. 9.

98 Köhler, S. 130.

99 Handbuch deutscher Zeitungen (1917). Zit. nach Werner Becker: Demokratie des sozialen Rechts. Die politische Haltung der Frankfurter Zeitung, der Vossischen Zeitung und des Berliner Tageblatts 1918-1924, Göttingen 1971, S. 44.

Mit Theodor Wolff als viertem Chefredakteur erhielt das B.T. seine „entschiedene demokratische Richtung“. Es wurde „zum modernen und zielbewusstesten Organ des freiheitlichen Bürgertums“.¹⁰⁰ Durch ihn kam „die Stimme der Vernunft zu Wort“. Insbesondere im Ersten Weltkrieg wandte er

„[...] sich gegen die unheilvollen Annexionspläne, er erkannte im U-Bootkrieg eine verhängnisvolle und verderbliche Maßnahme, er versuchte mit dem ganzen Einsatz seiner großen sprachlichen Kraft, seiner starken Überzeugungsgabe, den verrückten Hasschauvinismus zu zerbrechen. Und immer wieder stellte er die Forderung auf, das Regierungsmonopol einer unfähigen Herrschaftskaste durch das parlamentarische Regime abzulösen.“

Aufgrund dieser Ansichten wurde die Zeitung während des Krieges einige Male mit einem Erscheinungs- und Theodor Wolff mit einem Schreibverbot belegt.

Mit dem Ende der „Goldenen Zwanziger“ und dem Beginn der Weltwirtschaftskrise ging es nicht nur mit dem Mosse-Verlag, sondern auch mit dem B.T. bergab. Hans Lachmann-Mosse wollte die gemäßigte links-demokratische Haltung des B.T. immer mehr nach rechts rücken, weshalb er sich mit Theodor Wolff zerstritt.¹⁰¹ Nach der „Machtergreifung“ Hitlers und nach Theodor Wolffs Flucht ins Exil,¹⁰² wurde Paul Scheffer, der zuvor als Korrespondent in Moskau gearbeitet hatte, „kommissarischer Chefredakteur“. Das Verlagshaus Mosse wurde zur „Berliner Druck- und Zeitungs-betrieb AG“ umbenannt. Das B.T. wurde weiterhin gedruckt, verlor aber schnell an Bedeutung, und zum 31.1.1939 wurde das Erscheinen eingestellt.¹⁰³

100 Zit. nach Werner E. Mosse: „Rudolf Mosse and the House of Mosse“, S. 245-246. Vgl. auch im Folgenden.

101 Hans Lachmann-Mosse und T.W. kommunizierten in den letzten Jahren vor 1933 nur noch schriftlich miteinander, was die Briefe im Nachlass N 1207/14, BA Koblenz, belegen.

102 Siehe Kapitel 3.5 Emigration und Exil.

103 Wolfgang Bretholz: „Nein, nicht alle lügen!“, in: *National-Zeitung* Basel 264 / 12.6.1966. Vgl. zu den letzten Jahren des BT auch Margret Boveri: *Wir lügen alle. Eine Hauptstadtzeitung unter Hitler*, Olten / Freiburg i.Br. 1965. W. Bretholz, ein Kollege von T.W., weist in seiner Rezension darauf hin, dass die Monographie mit Vorbehalten zu lesen ist: Boveri sei der Versuch, das Verhalten Paul Scheffers, T.W.s Nachfolger, und seiner Kollegen zu rechtfertigen, misslungen. Sie hätten dem Nazi-Regime – auch wenn sie ihm ablehnend gegenüberstanden – „auf einem publizistischen Gebiet von grösster Wichtigkeit nicht nur gedient [...], sondern einen Dienst von ausserordentlichem Wert“ geleistet.

Das B.T. sollte „in weltstädtischem Sinne redigiert“ werden, wie es in der Gründungserklärung hieß.¹⁰⁴ Damit hatte die Zeitung schnell Erfolg, wie die Abonnentenzahlen bewiesen. Sie stiegen zwischen 1872 und 1897 von 5 000 auf über 64 000 an. Im Jahre 1916 lagen sie bei 245 000, zeitweilig während des Krieges sogar bei 316 000. Erst nach Mosses Tod gingen die Zahlen bis 1930 auf etwa 30 000 Exemplare zurück.¹⁰⁵ Der Rückgang der Abonnentenzahlen hing mit Misswirtschaft, Wirtschaftskrise und politischem Umschwung zusammen.

Das B.T. wurde redigiert und gedruckt im Mosse-Haus an der Ecke Jerusalemer Straße / Schützenstraße, in einem zusammenhängenden Prachtbau aus der Gründerzeit.¹⁰⁶ An dieser Stelle hatte der Verlag seit 1874 seinen Sitz, mitten im Berliner Zeitungsviertel. Das B.T. erschien unter dem vollen Titel *Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung* „wöchentlich zwölfmal“:¹⁰⁷ dienstags bis samstags als Morgen- und Abendausgabe, die jeweils vollkommen unterschiedlichen Inhalts waren; sonntags und montags wurde nur eine Ausgabe gedruckt. Als Beilagen enthielt das B.T. seit 1872 das humoristisch-satirische Wochenblatt „Ulke“, bei dem Heinrich Zille mitarbeitete und Kurt Tucholsky zeitweilig Chefredakteur war. Ab 1878 folgte „Haus, Hof und Garten“, 1895 die „Technische Rundschau“ und 1902 „Der Welt-Spiegel“. Später kamen ein illustriertes Sportblatt und die Beilagen „Modenspiegel“, „Kunstspiegel“, „Illustrierte Film-Zeitung“, „Photo-Spiegel“, „Jugendspiegel“ und „Jede Woche Musik“ hinzu.¹⁰⁸

Die Zeitung selbst umfasste ein vierseitiges Hauptblatt, auf dessen Titelseite montags der Leitartikel Theodor Wolffs gedruckt wurde.¹⁰⁹ Dieser Hauptteil und das erste Beiblatt enthielten politische Meldungen und feuilletonistische Artikel. Im zweiten und dritten Beiblatt waren Annoncen zu finden, in denen hauptsächlich die großen Warenhäuser Berlins warben. Das vierte Beiblatt

104 Siehe Anm. 107.

105 Wilfried Scharf, S. 210. Vgl. auch Schwarz, S. 9.

106 Von 1901 bis 1903 wurde der gesamte Gebäudekomplex zu einem monumentalen Eckbau von den Architekten Cremer und Wolfenstein umgebaut und umfasste nun Jerusalemer Straße 46-49 und Schützenstraße 20-25. Vgl. Thomas Friedrich: Mosse-Haus und Berliner Tageblatt. Damit nahm das Gebäude 6 000m² mit 160m Front ein. Vgl. auch Peter de Mendelssohn: Zeitungsstadt Berlin, S. 193. Siehe die Abbildungen des Konzerngebäudes im Anhang 4.2-3.

107 Dieser Titelkopf änderte sich geringfügig im Laufe der Jahre. Der hier angegebene entstammt BT 316 / 7.7.1929, M.

108 Vgl. Thomas Friedrich: Mosse-Haus und Tageblatt.

109 Ab der Mitte der 1920er Jahre erschien der Leitartikel von T.W. sonntags.

beinhaltete Feuilletons und das fünfte widmete sich der Literatur. Sechstes und siebtes Beiblatt enthielten die „Handels-Zeitung“ und die „Welthandels-Woche“, während „Sport-Spiegel“ und „Illustriertes Autoblatt“ im achten Beiblatt zu finden waren. Am Schluss der Zeitung befanden sich der „Film der Zeit“ und der „Grundstücks-Zentralmarkt“. Sonntags schloss „Die Brücke“ als zwölfseitiges Berliner Stadtblatt die Zeitung ab.¹¹⁰

Die Zeitungen des Mosse-Verlages wurden stets mit der neuesten Technik gedruckt.¹¹¹ Das B.T. erschien bis 1928 – wie alle anderen deutschen Zeitungen – in der Fraktur-Drucktype. Diese Schrift stellte ein Hindernis für ausländische Leser dar, auch wenn sie des Deutschen mächtig waren. Auf diese Weise erhielt das B.T. nicht die Verbreitung im Ausland, die die Zeitung zu einem Blatt von großem internationalen Rang gemacht hätte.¹¹² Dennoch galt das B.T. unter der Hauptverantwortlichkeit Theodor Wolffs bald als „mouthpiece of the other (liberal) Germany“.¹¹³ Nach und nach wurde die Schrift umgestellt: Zunächst wurde der Wirtschafts- und Handelsenteil in der geläufigen Antiqua-Drucktype gedruckt, da er von internationalem Interesse war. Es folgten wissenschaftliche Beiträge und der Sportteil. Mit der Morgenausgabe des 22.3.1928 erfolgte schließlich die gesamte Umstellung. Damit war das B.T. die erste deutsche Zeitung – und für lange Zeit die einzige, die auf die gut lesbare und international verwandte lateinische Antiqua-Drucktype umstieg.

110 Vgl. Thomas Friedrich: Mosse-Haus und Tageblatt.

111 Fest-Schrift zum 50jährigen Firmenjubiläum 1917 über den Rotationsdruck: „In 3 Sälen stehen zur Zeit 17 Zeitungs-Rotationsmaschinen, eine Sechs-Rollen-Maschine zu 96 Seiten, 4 Vier-Rollen-Maschinen zu 64 Seiten, 8 Vier-Rollen-Maschinen zu 32 Seiten, vier Zwillingmaschinen zu 16 Seiten. Zweimal täglich wird dieser gewaltige Apparat in Bewegung gesetzt.“ Die Buchdruckerei bestand aus „40 Flachdruckpressen neuester Konstruktion, zum Teil für mehrfarbigen Druck eingerichtet; eine eiserne Armee, die in zwei großen Sälen an der Schützenstraße untergebracht ist.“ Zit. nach Thomas Friedrich: Mosse-Haus und Tageblatt.

112 Ein weiteres Hindernis für eine große internationale Verbreitung war das sog. „Berliner Format“: die Zeitungen wurden in einem kleinen Format gedruckt, das überall in Europa Kennzeichen der Abendzeitungen und Boulevardblätter war und daher als unseriös galt. Vgl. Peter de Mendelssohn: Zeitungsstadt Berlin, S. 306f.

113 Werner E. Mosse: Jews in the German Economy. German-Jewish Economic Elite 1820-1935, Oxford 1987, S. 282.

2.2.3 Die „Judenpresse“ – Antisemitische Diffamierungen und Anfeindungen gegenüber dem Berliner Tageblatt

Rudolf Mosse sah sich vornehmlich als Werbemagnat. Dennoch wurde er insbesondere durch die Herausgabe des B.T. – das als Oppositionsblatt galt und in dem Chefredakteur und Redakteure unverblümt ihre Meinung öffentlich darlegten – unweigerlich zu einer politischen, öffentlich diskutierten Persönlichkeit. Als solche zog er die Feindschaft von Gegnern der liberalen Idee und von Antisemiten förmlich an.¹¹⁴

Rudolf Mosse, der in antisemitischen Lexika und Artikeln den Namen Rudolf Moses erhielt,¹¹⁵ um ihn als Juden zu diffamieren, wurde unterstellt, das B.T. als „Organ zur Vertretung der jüdischen Interessen“ gegründet zu haben.¹¹⁶ Dies sei bereits in der ersten Ausgabe der Zeitung bekannt gegeben worden. Im dort abgedruckten Programm ist davon jedoch nicht die Rede. Gegen das B.T. gab es bereits vor dem Ersten Weltkrieg eine Flut von antisemitischen Schriften und Broschüren, die mehr oder weniger direkt das B.T. angriffen. In der Weimarer Republik wurde der Zeitung eine enge Bindung zur Deutschen Demokratischen Partei (DDP) vorgeworfen, die sich angeblich „um die jüdischen Blätter gruppierte“.¹¹⁷ Auch wurde dem „jüdischen Weltblatt“¹¹⁸ B.T. zur Last gelegt, dass es Bismarck angegriffen und „als politischen Wanderprediger und einen der obersten Nörgler verspottet“ habe,¹¹⁹ die deutsche Flottenpolitik kritisiert, Deutschland in die Annahme des Versailler Diktats hineinmanövriert und „an die goldene Kette des

114 Vgl. Werner E. Mosse: „Rudolf Mosse and the House of Mosse“, S. 247.

115 Lt. Elisabeth Kraus: Die Familie Mosse, S. 25f., war *Moses* der Geburtsname seines Vaters Markus Mosse (1808-1865), der seinen Namen vermutlich 1816 bei der 2. Heirat seiner Mutter in Mosse änderte.

116 Zit. nach Alfred Rosenberg: 30 Novemberköpfe, Berlin 1927, S. 203. Nach dem Semi-Kürschner oder Literarisches Lexikon der Schriftsteller, Dichter, Bankiers usw., hrsg. v. Philipp Stauff, Berlin 1913, Sp. 328f., wurde das BT gegründet als „Organ f. d. Sonderinteressen d. Judentums im öffentl. Leben“. Vgl. auch Richard Mun: Die Juden in Berlin, Leipzig 1924, S. 106, nach dem sich „Ruben Moses [...] des Wohlklanges wegen ‚Rudolf Mosse‘ nannte“. Mit der Gründung des BT „zur Förderung der Interessen des Judentums“ [...] hatte Juda im Berliner Zeitungswesen gleichfalls gewonnenes Spiel.“

117 Werner Becker: „Die Rolle der liberalen Presse“, S. 122. Als „jüdische Blätter“ galten neben dem BT auch die *Vossische Zeitung* und die *Frankfurter Zeitung*.

118 A. Rosenberg: 30 Novemberköpfe, S. 208.

119 Anton Meister (= Adolf Dresler): Die Presse als Machtmittel Judas, München 1930, S. 45f. Möglicherweise handelt es sich hierbei um Adolf Dresler (geb. 1898; Todesdatum nicht bekannt), Leiter der Reichspressestelle der NSDAP, Publizist.

Dawesgutachtens“ gelegt habe.¹²⁰ Es sei auch „wesentlich mitschuldig an den Zuständen, die den Ausbruch der Revolution ermöglicht haben“.¹²¹ Des Weiteren habe es dazu beigetragen, im Jahre 1925 „den Plan der Kolonisierung Deutschlands durch das internationale jüdische Finanzkapital zu einer neuen Vollendung“ zu bringen.¹²² Zuletzt habe das B.T. Deutschland noch in den „alljüdischen Völkerbund“ hineingetrieben und „das deutsche Volk [...] an Händen und Füßen gebunden den internationalen Ausbeutern vorgeworfen“.¹²³ Neben den politisch motivierten Vorwürfen gab es auch religiöse: So findet sich bei A. Herold ein ganzer Katalog von Anschuldigungen, nach denen sich unter anderem das B.T. „humoristisch“ über das christliche Weihnachtsfest ausließ und „damit nicht Rücksicht auf die religiösen Gefühle der Christen nimmt, die es wohl seinen Glaubensgenossen gegenüber verlangt“.¹²⁴ Überzeugt von der vom B.T. ausgehenden Gefahr für das Ansehen Deutschlands schrieb Adolf Dresler unter dem Pseudonym Anton Meister:

„Die besondere Gefährlichkeit des Berliner Tageblatts besteht darin, daß es im Ausland die verbreitetste ‚deutsche‘ Zeitung ist, daß das Ausland also, nicht zuletzt auch die amtlichen Stellen der einzelnen Staaten, ihre Informationen über Deutschland aus einem jüdischen Organ schöpfen, was Deutschland in der internationalen Politik schon oft unendlichen Schaden bereitet hat.“¹²⁵

Das B.T. reagierte betroffen und entsprechend sensibel auf die Agitation und antisemitische Verleumdung. Nicht nur ihr Verleger und der Chefredakteur waren jüdisch, auch viele Redakteure und ein Großteil der B.T.-Abonnenten. In der Redaktion herrschte jedoch eine Verbundenheit nicht durch die Religion der einzelnen Journalisten, sondern durch die gemeinsamen politischen, liberal-demokratischen Ideale. Im Sinne des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (C.V.) versuchte man, dem „antisemitischen

120 A. Rosenberg: 30 Novemberköpfe, S. 205.

121 Vgl. Werner Becker: „Die Rolle der liberalen Presse“, S. 123, der aus den *Deutschnationalen Flugschriften*, Berlin 1919, und dem *Deutschnationalen Rüstzeug*, Berlin 1924, zitiert.

122 A. Rosenberg: 30 Novemberköpfe, S. 205.

123 Ebd., S. 209.

124 A. Herold (= Ernst Schilasky): Die Sünden des Berliner Tageblattes, S. 75. Über Schilasky ist nur bekannt, dass er im Th. Otto Weber Verlag, Hannover, arbeitete. Dies macht die Broschüre von Benno Jacob: *Die Juden und das Berliner Tageblatt. Ein Briefwechsel*, Berlin 1920, deutlich. Sie enthält einen Brief Schilaskys.

125 Anton Meister: *Die Presse als Machtmittel Judas*, S. 45f.

Problem“ durch politischen Kampf, durch sprachliche Ironie und Bissigkeit zu begegnen.¹²⁶

Trotz aller Versuche sich zu wehren, war die Stigmatisierung der Zeitung erfolgreich. Das B.T. wurde für weite Kreise der Bevölkerung der Inbegriff des „Unnationalen“.¹²⁷ In seiner Broschüre *Die Sünden des Berliner Tageblattes* schrieb Ernst Schilasky unter seinem Pseudonym A. Herold, dass der „Antisemitismus [...] politisch genau so zu bewerten ist wie die Demokratie oder die Sozialdemokratie“,¹²⁸ wodurch er diese drei Begriffe als politische Richtungen gleichsetzte. Der Antisemitismus wurde damit zu einer legitimen politischen Bewegung. Schilasky verbarg seine antisemitische Überzeugung hinter einer anti-demokratischen Einstellung, indem er sich quasi von hinten seiner eigentlichen Aussage näherte. Seiner Meinung nach wurde jede „selbst in bester Absicht geäußerte Kritik am Judentum im Allgemeinen oder auch nur an einzelnen seiner Angehörigen als reine Beschimpfung aller Juden angesehen und entsprechend bekämpft“. Das B.T. übte nun „durchaus nicht die Rücksicht gegen die christliche Bevölkerung, die es für die Juden fordert“, sondern bedächte „alle christlichen Bevölkerungsklassen“ immer wieder „ständig und reichlich“ mit „Schmähungen“. Dadurch musste sich ein „Hass gegen das Berliner Tageblatt“ herausbilden: „Das Berliner Tageblatt ist zwar für den Antisemitismus nicht verantwortlich, aber es fördert ihn außerordentlich.“ Es wäre „dringend nötig, dass sich das Judentum und seine Presse eine größere Zurückhaltung auferlegt, als sie es, sehr zum Schaden des Judentums, bisher gewöhnt ist“.

„Die Juden mögen sich daher keinen Illusionen hingeben, solange das Berliner Tageblatt als ihr Organ zu gelten hat, solange kann das bürgerliche Deutschland, einschließlich der Demokratie den Antisemitismus nur als ein notwendiges Gegengewicht gegen die vom Berliner Tageblatt begünstigte Zwitterstellung und die damit verbundene Vorherrschaft des Judentums in politischen Stellungen ansehen, während auch die Arbeiterschaft niemals zum kapitalistischen Judentume wird Zutrauen fassen können.“¹²⁹

126 Werner Becker: „Die Rolle der liberalen Presse“, S. 124.

127 Ebd., S. 125.

128 Vgl. hier und im Folgenden A. Herold: *Die Sünden des Berliner Tageblattes*, S. 62-66.

129 A. Herold: *Die Sünden des Berliner Tageblattes*, S. 68.

Hiermit instrumentalisierte er den Antisemitismus. Zugleich wurde dieser aber auch als gleichberechtigte politische Bewegung in seiner Gefährlichkeit heruntergespielt. Das B.T. wurde als Stellvertreter für die jüdische Bevölkerung in Deutschland und als deren Wortführer gesehen. Die Zeitung war der „Hauptfehler der jüdischen Bevölkerung in konzentrierter Form“¹³⁰ und musste deshalb bekämpft werden. Am Ende seiner Schrift stellte Herold „jeden einzelnen jüdischen Mitbürger“ vor die Wahl „zu prüfen, ob das Verhalten des Berliner Tageblattes ihm anständig erscheint oder nicht“. Nur dadurch würde deutlich werden,

„ob den jüdischen Mitbürgern ernstlich an einer Verständigung mit ihren christlichen Volksgenossen gelegen ist; diese kann aber nie erfolgen, solange das Berliner Tageblatt als Vertreter des Judentums eine Haltung annimmt, die von der größten Mehrheit und darunter, wie wir gesehen haben auch von Juden für nichtanständig gehalten wird.“¹³¹

Der Autor dieser Schrift verstand den Antisemitismus als Reaktion auf das B.T.¹³² Indem er als Anwalt der Juden sowie der Demokratie auftrat, propagierte er: „Der beste Kampf gegen den Antisemitismus ist daher der Kampf gegen das Berliner Tageblatt!“ und rief zum „Krieg gegen das Berliner Tageblatt“ auf.

Die antisemitisch eingestellten Gegner des B.T. unterlagen dem Trugschluss, dass die Zeitung, da sie „Juden gehört und von Juden herausgegeben wird, auch [...] maßgebend für die Meinungen des einflussreichen Berliner Judentums“ sei.¹³³ Daher reagierte der Dortmunder Rabbiner Benno Jacob, der Mitglied des C.V. war oder ihm zumindest nahe stand, mit seiner Schrift *Die Juden und das Berliner Tageblatt*. Er wollte mit seiner Antwort auf A. Herold Klarheit schaffen, dass das B.T. ohne „Sinn und Berechtigung“ mit den Juden in Verbindung gebracht wurde.¹³⁴ Es sei ein „Grundirrtum“

130 Ebd., S. 70.

131 Ebd., S. 78.

132 „Wer für das Berliner Tageblatt ist, der darf sich über Antisemitismus nicht beklagen!“ Ebd., S. 78. Vgl. auch im Folgenden.

133 A. Herold: *Die Sünden des Berliner Tageblattes*, S. 57f., zit. hier den früheren Berliner Vertreter des *Daily Mail* Frederik William Wile: *Who's Who in Hunland*, 1915.

134 Benno Jacob: *Die Juden und das Berliner Tageblatt*, S. 3.

des Verfassers A. Herold, der das B.T. „als Repräsentant des Judentums und sein anerkanntes Organ“ bezeichnete.¹³⁵

„Was würden Sie wohl sagen, wenn jemand Voltaire zur katholischen Literatur rechnen wollte oder Bebel's Schriften zur evangelischen? Sie lachen, mein Herr? Ja, aber war denn nicht Voltaire ein unzweifelhaft katholisch getaufter Christ, wie Bebel ein evangelischer? Mit demselben Recht zählt man das ‚Berliner Tageblatt‘ zur jüdischen Presse. Mag immerhin sein Besitzer, mag sein Redakteur, mögen noch so viele seiner Mitarbeiter Juden sein, so ist darum doch das Blatt so wenig eine Vertretung des Judentums wie eine sozialistische Zeitung mit einem christlichen Verleger und Leiter die des Christentums. Das ‚B.T.‘ ist eine politische Zeitung und kann jüdische Interessen schon deswegen nicht vertreten, weil es solche, wie Sie sie auffassen, gar nicht gibt. Es gibt keine gemeinsamen positiven wirtschaftlichen und politischen Interessen der Juden, weil sie den verschiedensten Berufen, Klassen und politischen Richtungen angehören. Das einzige gemeinsame Interesse positiver Natur ist das religiöse. Die Presse, die diese vertritt, kann man allerdings als jüdische bezeichnen. Dass sie jemals das christliche oder nationale Empfinden verletzte, kann selbst der böseste Wille nicht behaupten, während es nicht an christlich-konfessionellen Blättern fehlt, die gegen Juden und Judentum hetzen. Dass das ‚B.T.‘ jenes religiöse Interesse der Juden vertrete, wird man nicht sagen können. Wohl aber nimmt es sich u.a. auch des negativen Interesses an, das wir Juden gemeinsam haben: der Behauptung unserer staatsbürgerlichen Gleichberechtigung und der Bekämpfung des Antisemitismus, aber auch dies nicht etwa wegen der zufälligen Zugehörigkeit des Verlegers und Redakteurs zum Judentum, sondern in notwendiger Konsequenz seiner politischen Richtung, die es dazu auch ohne jenen persönlichen Zusammenhang verpflichtet würde. Es unterscheidet sich darin prinzipiell durchaus nicht von der gesamten demokratischen und sozialistischen Presse. Wenn es sich vielleicht häufiger mit dieser Materie beschäftigt, so liegt dies sicherlich auch daran, dass seine wütendsten Angreifer die Antisemiten sind, denen es daher eine besondere Aufmerksamkeit widmet. Aber ich habe im Gegenteil unter uns schon öfter Klagen darüber gehört, dass gerade die politische Presse in jüdischen Händen eine besondere Sprödigkeit und Lauheit in der Vertretung jüdischer Interessen zeige. Das ist auch ganz wohl zu verstehen. Sie wollen nicht als Judenblätter verschrien werden, ähnlich wie jüdische Angeklagte einen jüdischen Richter

135 Ebd., S. 13.

mehr fürchten als einen christlichen. Wenn das ‚B.T.‘ sich durch solche Erwägungen nicht beirren lässt, ist das umso anerkennenswerter.“¹³⁶

Diese Ansicht, die die zentralen Vorwürfe zu entkräften suchte, entsprach der Meinung, die in der B.T.-Redaktion vorherrschte. Es wurden politische Überzeugungen geteilt, nicht religiöse. In diesem Sinne war die Zeitung dazu verpflichtet, sich für Minderheiten einzusetzen und deren Rechte als deutsche Staatsbürger einzufordern. Wenn man den Antisemitismus, der als Barbarei und Zeichen von Unkultur gedeutet wurde, durch „eine vollkommene und gerechte Demokratisierung des Staates und der Gesellschaft“ wirkungslos machte, würde die Judenfrage mitgelöst werden und nicht mehr existieren.¹³⁷

Antisemitismus ging zumeist auch mit anti-demokratischer Gesinnung einher. Er war keine politische Überzeugung neben anderen, wie A. Herold es in seinem Pamphlet behauptete, sondern trat in Verbindung mit Konservatismus, übersteigertem Nationalismus und in völkischen Gruppierungen auf. Antisemitismus gab es gerade im Zusammenhang mit einer bestimmten Richtung in der Innen- und Außenpolitik. Dabei war es gleichgültig, ob es um den Parlamentarismus oder die Weimarer Republik, um den Versailler Vertrag, den Völkerbund oder Locarno ging. Letztlich erfolgte eine Polarisierung der entgegengesetzten Meinungen in pro und contra Weimarer Republik. Die demokratische Presse, und insbesondere das B.T., sprach sich immer wieder für die Parlamentarisierung aus, für eine gezielte Reformpolitik und die Gleichberechtigung aller Staatsbürger. Sie musste – von einem demokratischen Verfassungsstandpunkt aus – „den Antisemitismus als eine Rechtswidrigkeit sondergleichen bekämpfen“.¹³⁸ Die Gegner dieser Politik suchten einen Sündenbock für die Niederlage des Ersten Weltkrieges und die damit verbundenen Folgen für Deutschland. Sie fanden ihn in den demokratischen Zeitungen und damit in den Juden, was gleichgesetzt wurde.

Indem sich ab der zweiten Hälfte der 1920er Jahre der Ton der Antisemiten verschärfte und aggressiver wurde, wurde eine Annäherung zwischen den sich gegenüberstehenden Liberalen und Juden auf der einen Seite und den Antisemiten auf der anderen Seite unmöglich gemacht. Darüber hinaus

136 Benno Jacob: Die Juden und das Berliner Tageblatt, S. 13-14.

137 Werner Becker: „Die Rolle der liberalen Presse“, S. 130.

138 BT 520 / 2.11.1919, Professor Gerland: „Antisemitismus und Demokratie“.

waren nach dem Selbstverständnis der deutschen Juden im Grunde Emanzipation und Akkulturation durch das Gesetz erreicht. Sie gingen selbstverständlich mit ihren Rechten und Pflichten als deutsche Staatsbürger um, sahen sich zur jüdischen Religion zugehörig oder lösten sich von ihr, traten einer politischen Richtung bei oder einer anderen. Der Antisemitismus war dabei ein Angriff auf die neue Staatsform, auf deren demokratische Basis, den es „beim aktuellen Stand der Kultur eigentlich nicht geben durfte“, „ein Relikt aus vergangenen, unaufgeklärten Zeiten“ war, das bald wieder abflauen würde.¹³⁹

139 Werner Becker: „Die Rolle der liberalen Presse“, S. 135.

3 Biographie: Theodor Wolff (1868-1943)

Die Familie Wolff stammte aus Schlesien. Der Vater Adolf Wolff (9.2.1819 bis 17.5.1893) wurde in der Gegend von Grünberg geboren. Er kam als junger Mann nach Berlin und betätigte sich als Stoff-Großhändler, musste sich aber vorzeitig wegen eines Nervenleidens aus seinem Geschäft zurückziehen.

„Er war mittelgroß, schlank, hatte volles kastanienbraunes Haar und einen kleinen Backenbart, wie unter Wilhelm I. die meisten Bürger [...] und er trug immer schwarze Anzüge, einen sorgfältig gebügelten Zylinderhut und duldete, bis zu seiner Krankheit, sehr penibel und korrekt auch in seinem Äußeren, kein Stäubchen auf seinem Rock. [...] Sein religiöses Empfinden hielt sich nicht an rituelle Vorschriften, aber an den höchsten Feiertagen nahm er in der Synagoge seinen gemieteten Sitz ein und er fastete am Versöhnungstag.“¹

Obwohl er während des Börsenkrachs in der Gründerzeit (1873) einen guten Teil seines Vermögens verlor, blieb er wohlhabend.² Als er starb, hinterließ er seiner Frau und seinen vier Kindern ein Haus und einige zehntausend Mark.³

Die Mutter Recha (2.3.1839 bis 17.11.1922), geborene Davidsohn, „war die Tochter eines hervorragenden Arztes aus Danzig“,⁴ der als wissenschaftliche Kapazität galt und bei dem demokratische und liberale Politiker der 1848er Generation ein und aus gingen. Sie zeigte ein „reges Interesse für die Poesie“, was Theodor Wolff als von ihr geerbt betrachtete. Ihre Ehe mit Adolf Wolff war – so schrieb Theodor Wolff in seinen autobiographischen Aufzeichnungen im französischen Exil – „nicht unter den Blütenzweigen der Jugendromantik geschlossen“, verlief aber harmonisch. Der Sohn Theodor und seine Familie hingen sehr an Recha, deren Wohnung im Blumeshof 4 in

1 *La Terrasse*, S. 114f.

2 Ebd., S. 114f.

3 Köhler, S. 13. Als T.W. ein Jahr später als Korrespondent nach Paris ging, standen ihm 15.129 Reichsmark aus dem väterlichen Erbe zur Verfügung (N 1207, Abschrift des Testaments).

4 Vgl. hier und im Folgenden *La Terrasse*, S. 116.

Berlin regelmäßig Ziel ihrer Sonntagsausflüge war. Ihr Tod im November 1922 war für die Familie Theodor Wolffs ein großer Verlust.

„Sie hatte ein langes und schweres Sterben, das Herz, das bisweilen seine Schwäche Krisen gehabt hatte, wehrte sich nun zu kräftig gegen den Tod. Sie war 84 Jahre alt geworden, sie hatte Kriege und Revolutionen erlebt, ich empfand, dass mit ihr unendlich viel Schönheit aus meiner Welt verschwand, und bald begann ja, was ihr erspart geblieben war, nicht nur für eine engere Welt die Zeit der großen Verfinsternung.“⁵

Theodor Wolffs Lebensweg lässt sich in vier zeitliche, für ihn einschneidende Abschnitte einteilen: die Kindheit, seine Korrespondententätigkeit in Paris, die Jahre als Chefredakteur des B.T. in Berlin und sein Exil in Südfrankreich. Sie stellen jeweils eine Parallele zu der Auseinandersetzung mit seinem Judentum in Kapitel 4 dar.

3.1 Kindheit und Jugend

Theodor Wolff wurde als zweites Kind am 2. August 1868 in der elterlichen Wohnung in einem Haus am Dönhoffplatz in Berlin geboren, „neben dem Schnittpunkt der Leipziger Straße, an der Ecke, wo dann, nach der Niederlegung der ganzen Gebäudereihe, das Warenhaus errichtet wurde, das jetzt nicht mehr nach dem jüdischen Begründer Tietz heißen darf“.⁶ Nach 1870 zog die Familie in den gutsituierten Westen Berlins, in die Margaretenstraße 8, bis der Vater ein Haus in der Potsdamer Straße kaufte. Hier verbrachte Theodor Wolff den größten Teil seiner Kindheit. Er hatte drei Geschwister: Käthe (1866-1941), Martha (1871-1942) und Fritz (1876-1940).⁷ Abgesehen von gelegentlichen Synagogenbesuchen zu den höchsten Feiertagen gibt es keine Hinweise auf seine religiöse Erziehung oder eine jüdisch-traditionelle Lebensweise seiner Eltern. Auch wenn Theodor Wolff in seinen Tagebüchern nicht bemerkte, dass er Bar Mizwa wurde, ist dies dennoch wahrscheinlich.⁸ Dieses Fest war keineswegs nur ein Ereignis in jüdisch-orthodoxen und tief religiösen Familien.

5 *La Terrasse*, S. 117.

6 Ebd., S. 117.

7 Vgl. Anm. 302.

8 Bar Mizwa werden Jungen mit dem 13. Lebensjahr. Mit dem Vorlesen aus der Thora werden sie vollwertiges Gemeindemitglied. Vgl. zu T.W.s Verhältnis zur Religion Kapitel 4.2.

Im Alter von sechs Jahren wurde Theodor Wolff am Königlichen Wilhelms-Gymnasium eingeschult,⁹ in das er „zur Verbüßung“ seiner Schulzeit ging und in dem er sich „durch einen besonderen Mangel an Interesse und an Aufmerksamkeit“ auszeichnete.¹⁰ Er beschreibt sich selber als recht schlechten Schüler: Als er „einmal eine besonders schlechte Zensur nach Hause gebracht hatte“, riet der Direktor dem Vater, ihn „in eine Handelsschule zu schicken, worin sich ebenso die Würde des klassischen Philologen äußerte, wie ein nicht überhörbares antisemitisches Nebengeräusch“.¹¹ Seine Aufsätze¹² wurden lediglich mit einem ‚genügend‘ oder ‚allenfalls genügend‘ bewertet – Jahre später brillierte er mit seinen wöchentlichen Leitartikeln im *Berliner Tageblatt*. Der schlechten Bewertung zum Trotz betrieb Theodor Wolff seit seinem vierzehnten Lebensjahr eine „emsige Schriftstellerei“.¹³ Er schrieb Liebesgedichte und Novellen und entwarf Komödien und Dramen. Gemeinsam mit Freunden gründete Wolff die *Annalen des Vereins Kaliope*,¹⁴ eine kleine, handgeschriebene Zeitung, in der sie ihre Entwürfe abdruckten. Sie erschien jedoch nur zweimal.

Im Alter von 17 Jahren schrieb Theodor Wolff ein kleines Theaterstück. *Der Märchenerzähler* wurde von einem Theaterverein einstudiert und aufgeführt. Theodor Wolff, Max Dessoir,¹⁵ Felix Hollaender, Max Osborn¹⁶ und einige andere beschlossen im Januar 1886 die Herausgabe der Zeitschrift *Erste*

T.W. erinnerte sich in *Die Juden*, S. 36f., an die „Wärme des alt-jüdischen Familienlebens“ und an die Atmosphäre in der Synagoge, die er „nur in frühen Knabenjahren“ gekannt hatte.

9 Das Schulgebäude des Königlichen Wilhelmgymnasiums wurde, „lange nachdem es seine ursprüngliche Bestimmung verloren hatte, unter der nationalsozialistischen Herrschaft, Sitz des sogenannten Volksgerichtes, das die Gegner des Regimes mit Hinrichtung durch das Beil bestraft“. Diesen Nachsatz fügt Theodor Wolff in Teil II „Autobiographisches, Jugend“ seiner Erinnerungen, *La Terrasse*, S. 119, an.

10 Vgl. hier und im Folgenden *La Terrasse*, S. 119.

11 Aus dieser Tagebuch-Bemerkung ist nicht ganz ersichtlich, ob er dieses „antisemitische Nebengeräusch“ bereits als Kind empfand, oder ob dieses Urteil durch seine im Exil vorgenommenen Überlegungen entstand.

12 Im Nachlass befindet sich ein Schulheft mit Aufsätzen von T.W., N 1207 / 32. Dieser Band enthält auch Zeugnisse, Gedichte und Photos. Siehe das Gedicht im Anhang.

13 *La Terrasse*, S. 121.

14 Ein Exemplar der Zeitschrift befindet sich im N 1207 / 33.

15 Max Dessoir (1867-1947) war Philosoph und Psychologe, zu der Zeit, als er T.W. begegnete, aber noch Student.

16 Osborn (1870-1946) und Hollaender (1867-1931) waren Schulfreunde von T.W. Osborn wurde später Kunstkritiker bei der *Vossischen Zeitung* und Hollaender Dramaturg am Deutschen Theater.

Waffengänge – Monatszeitschrift der deutschen Jugend, die sechzehn Seiten umfasste und dreißig Pfennige kostete.¹⁷ Insgesamt erschienen lediglich fünf Hefte im Berliner Lokalblatt-Verlag Robert Rohde. 1887 verließ Wolff das Gymnasium kurz vor dem Abitur,¹⁸ und begann mit einem umfassenden, freiwilligen Studium. Er nahm Unterricht bei Max Dessoir. Zusätzlich hörte Theodor Wolff Vorlesungen bei Georg Lasson, Wilhelm Dilthey und Heinrich von Treitschke. Der aus eigenem Antrieb erfolgende Besuch der Universität war für ihn wie der „Übergang von der Sklaverei in die Freiheit“.¹⁹

Erste politische Eindrücke sammelte Theodor Wolff „lange vor diesen literarischen Ereignissen [...] bei einer Reichstagswahl“. Dabei besiegte der „Kandidat der Fortschrittspartei“ Rudolf Virchow den ehemaligen Hofprediger Adolf Stöcker, „dessen einziges Programm der Judenhass war“. Theodor Wolff bewertete diese Zeit Jahrzehnte später dennoch als eine

„von nicht übermäßigen stürmischen Winden gekräuselte, geistig und ästhetisch immerhin sehr genießbare Epoche, tüchtig, ehrenwert, und dramatisch. [...] Jeder hatte das Gefühl der Sicherheit, und wenn man den Antisemitismus eines Stöcker, den mein Vater als sehr kränkend empfand und den Bismarck derb verwarf und seine Wirkungen mit den Erlebnissen einer späteren Zeit oder gar der Gegenwart vergleichen wollte, so hieße das, Kirschwasser mit Arsenik vergleichen, eine zahnlose Ringelnatter mit der Boa Konstriktor, ein römisches Bad mit dem Höllenschlund.“²⁰

3.2 Anfänge beim *Berliner Tageblatt*

Zwischen dem Abgang Wolffs vom Gymnasium und dem Beginn seiner Korrespondententätigkeit in Paris lagen sieben Jahre. In dieser Zeit entwickelte er eine große geistige Aktivität. Er bildete sich nicht nur in Vorlesungen, sondern betätigte sich auch als Theaterkritiker und Ausstellungsrezen-

17 Vgl. B. Sösemann: Von der Poesieschwärmerei zum Feuilleton, in: Theodor Wolff-Preis 1994, S. 10.

18 Nach Köhler, S. 20, ist T.W. wahrscheinlich im Frühjahr des Jahres 1887 von der Schule abgegangen, ohne das Abitur gemacht zu haben. Im Oktober 1886 hatte er noch einen Aufsatz über „Wie schildert Homer leblose Gegenstände“ geschrieben, N 1207 / 32. Das Studium betrieb er als Gasthörer, da er sich ohne Abitur nicht ordentlich immatrikulieren konnte.

19 Vgl. hier und im Folgenden *La Terrasse*, S. 122f.

20 Ebd., S. 124.

sent für das B.T.. Sein Biograph Köhler nennt ihn einen Ästhet, der sich dem Schöngestigen zugewandt fühlte, der Wegbereiter des naturalistischen Dramas in Deutschland war und den Impressionismus, die damals moderne Kunst, förderte.²¹

Theodor Wolff und Rudolf Mosse waren Cousins.²² Zwischen den Mosses und Wolffs bestand eine enge verwandtschaftliche Bindung und beide Familien besuchten sich gegenseitig regelmäßig.²³ Durch den 25 Jahre älteren Vetter wurde Theodor Wolff in einer kaufmännischen Abteilung des Verlagshauses Mosse untergebracht.²⁴ Dieser erste Kontakt mit der Zeitung entsprach seinem, bereits mit 17 Jahren geäußerten Wunsch, Journalist zu werden.²⁵ Durch feuilletonistische Beiträge, die Wolff ab und zu für die Zeitung schrieb, wurde Rudolf Mosse auf die journalistische Begabung seines Cousins aufmerksam. Wolff wurde in die Redaktion versetzt und erhielt eine Ausbildung in allen wichtigen Bereichen.²⁶

Die „erste wichtige Mission“²⁷ Theodor Wolffs, die er für das B.T. erfüllte, war die Berichterstattung über die Ankunft des neuen Kaisers Friedrich III. in Berlin (1888). In dieser Zeit wohnte Theodor Wolff in einem Zimmer, das in der Nähe zum Tor des Schlossparks lag. Hier machte er auch erstmals die Bekanntschaft eines Schauspielers, der mit ihm im Haus wohnte: Maximilian Harden.²⁸

21 Köhler, S. 29.

22 „Eine seiner [des Vaters Adolf, C.G.] Schwestern war in Grätz mit einem Arzt, dem Doktor Mosse verheiratet, und aus dieser Ehe stammten dreizehn oder vierzehn Kinder [...] unter ihnen war Rudolf Mosse, der Verleger [...]“ *La Terrasse*, S. 114. In der Literatur wird das Verwandtschaftsverhältnis zwischen T.W. und R. Mosse oft falsch angegeben: vgl. Margret Boveri: *Wir lügen alle*, S. 21, Peter de Mendelssohn: *Zeitungsstadt Berlin*, S. 180, Schwarz, S. 18, oder auch bei Margrit Bröhan: *Einleitung La Terrasse*, S. 3, bei denen R. Mosse der Onkel von T.W. ist.

23 Köhler, S. 30.

24 Ebd., S. 30. Köhler bezieht sich hier auf den Bericht von Rudolf Wolff, den Sohn von T.W.

25 „Als ich etwa 17 Jahre alt war und Journalist werden wollte, bat sie [die Mutter, C.G.] diesen Jugendfreund [den Dichter Johannes Trojan, C.G.] [...] um Rat, worauf er, vermutlich durch persönliche Erfahrung etwas verbittert, grimmig vor einem Beruf warnte, der ‚ein Nest voll Nattern und Schlangen‘ sei.“ *La Terrasse*, S. 116.

26 Vgl. Peter de Mendelssohn: *Zeitungsstadt Berlin*, S. 180.

27 *La Terrasse*, S. 132.

28 Maximilian Harden wurde am 20.10.1861 mit dem Namen Felix Ernst Witkowski in Berlin geboren. Er starb 1927. Der Nachlass Harden, N 1062/13, BA, enthält Briefe von T.W. Vgl. Kapitel 4.2.1, Anm. 427.

Während dieser Zeit in Berlin trafen sich Theodor Wolff und Maximilian Harden jeden Nachmittag im Café Schiller am Gendarmenmarkt. Regelmäßig nahm auch Georg Stockhausen an den Treffen teil. Gemeinsam mit Heinrich und Julius Hart, Otto Brahm und Paul Schlenther entwarfen sie die Idee, nach dem Pariser Vorbild des „Théâtre Libre“ eine „Freie Bühne“ zu schaffen.²⁹ Beim zweiten Treffen stieß der Buchhändler Samuel Fischer hinzu, der als Schatzmeister eingesetzt wurde.³⁰ Die Bühne wurde im April 1889 als Verein gegründet, der frei war „von den Rücksichten auf Theaterzensur und Wettbewerb“.³¹ Dadurch konnten moderne Dramen aufgeführt werden, „welche den ständigen Bühnen ihrem Wesen nach schwerer zugänglich“ waren. Am Ende des Jahres hatte der Verein etwa 1 000 Mitglieder. Der *Berliner Börsencourier* nannte ihn den „interessantesten Verein, den Berlin jemals besessen hat“.³² Aufgrund heftiger Unstimmigkeiten zwischen den Mitgliedern des Vorstandes verließen allerdings schon bald Maximilian Harden und Georg Stockhausen den neugegründeten Verein. Theodor Wolff schied nach den ersten Aufführungen aus dem Vorstand aus, behielt aber seine Mitgliedschaft.³³

Theodor Wolff hatte Maximilian Harden in der Zwischenzeit seinem Chefredakteur Arthur Levysohn vorgestellt, der Harden als Nachfolger Theodor Herzls einstellte. Herzl hatte bis dahin unter dem Titel „Reise um die Woche“ regelmäßige Feuilletons für das B.T. verfasst. Als er jedoch als Kor-

29 Vgl. hierzu T.W.s Aufzeichnungen in *La Terrasse*, S. 156f. Otto Brahm schrieb für die von Theodor Barth gegründete *Nation*; Paul Schlenther war Theaterkritiker der *Vossischen Zeitung*.

30 Nach Theodor Wolff stellte die „Schaffung der ‚Freien Bühne‘ das Sprungbrett zum Erfolg“ Samuel Fischers dar: „S. Fischer wurde der Verleger Hauptmanns, Ibsens, Björnsons, Hofmannsthals, Wassermanns und Schnitzlers [...]“ *La Terrasse*, S. 158.

31 Hier und im Folgenden zit. aus dem Programm des Vereins, das T.W. mit der Satzung in einem Brief an Theodor Herzl schickte (7.5.1889), Nachlass Herzl, CZA Jerusalem. Lt. Köhler, S. 37, war das 1. Gründertreffen am 5.3.1889, de jure wurde der Verein „Freie Bühne“ am 4.4.1889 gegründet. Im NL Herzl, der sich in den CZA Jerusalem befindet, gibt es 10 Briefe von T.W. aus den Jahren 1889 bis 1894. Einige hat T.W. mit dem Pseudonym „Argus“ unterzeichnet. Es gibt keine Briefe Herzls im N 1207 Wolff. Vgl. die Abschrift eines Briefes von T.W. an Herzl im Anhang.

32 Vgl. hier und im Folgenden Köhler, S. 38f.

33 T.W. schrieb in einem Brief an Theodor Herzl (10.10.1889), NL Herzl, CZA Jerusalem, dass er aus dem Vorstand ausgetreten sei, „weil ich mich nicht mit Allem, was geschah einverstanden erklären möchte“. Die „Freie Bühne“ eröffnete am 29.9.1889 mit Henrik Ibsens *Gespenster*. Otto Brahm wurde ihr herausragendster Leiter. Er verhalf Gerhart Hauptmann mit der Aufführung seiner Werke zum Durchbruch in Deutschland. Im NL Wolff befindet sich eine Mitgliederliste vom 30.6.1889, N 1207 / 10.

respondent für die Wiener *Neue Freie Presse* nach Paris ging, erhielt Harden seine Stellung.³⁴

In diese Zeit fallen auch die Freundschaften Theodor Wolffs mit dem Landschaftsmaler Walter Leistikow (1865-1908) und mit Theodor Fontane (1819-1898). Zwischen Wolff und Leistikow, dessen Malerei gemeinsam mit Max Liebermann zur Berliner Avantgarde gehörte, entwickelte sich eine besondere Beziehung. Sie riss auch nicht ab, als beide verheiratet waren und Familien gegründet hatten. Allerdings war Leistikow an Syphilis erkrankt und beging am 24.7.1908 Selbstmord. Theodor Wolff verehrte Fontane und besuchte ihn oft.³⁵ Dennoch haben die 50 Jahre Altersunterschied sicherlich ein anderes Niveau in ihre Freundschaft gebracht als es mit Leistikow der Fall war.

Von 1888 bis 1894 arbeitete Theodor Wolff auch als Reiseberichterstatter für das B.T.. Kurz vor seinem 20. Geburtstag fuhr er nach Kopenhagen. Weitere Reisen führten ihn nicht nur wiederholt nach Skandinavien, wo er insbesondere die Bekanntschaften dänischer Schriftsteller machte,³⁶ sondern er bereiste auch den Mittelmeerraum, den Nahen Osten und Westeuropa.³⁷

„Von derartigen Spazierfahrten schickte ich meiner Zeitung regelmäßig Feuilletons und bisweilen weilte ich länger, als mir lieb war, an einem weniger interessanten Ort, ungeduldig auf das für eine bestimmte Artikelzahl verabredete Honorar wartend um weiter reisen zu können. Manchmal wurde ich auch mit Aufträgen ausgeschickt. So kam ich im Sommer 1889 zum ersten Mal nach Paris. Die Weltausstellung mit ihren großen Sensationen, dem Eiffelturm und der gigantischen Maschinenhalle, war eröffnet worden und unser Pariser Korrespondent Otto Brandes hatte um die Entsendung einer Hilfskraft ersucht.“³⁸

34 Vgl. hierzu Köhler, S. 36.

35 „Ich habe Fontane liebend verehrt und begleitet habe ich ihn oft. Er war ganz so, wie man ihn in seinen Dichtungen empfindet, eine größere Einheit von Persönlichkeit und schriftstellerischer Schöpfung ist nicht denkbar.“ *La Terrasse*, S. 174. Im N 1207 / 10 befinden sich 9 Briefe von Fontane an T.W. aus den Jahren 1889 bis 1897.

36 Zu den dänischen Schriftstellern gehörten Peter Nansen (1861-1918), Georg Brandes (1842-1927) und Jens Peter Jacobsen (1847-1885), für dessen Roman *Nils Lyhne* T.W. in der Reclam-Ausgabe von 1889 ein viel beachtetes Vorwort verfasste und sich als Essayist bewährte.

37 *La Terrasse*, S. 139. Aus seinem Tagebuch geht nicht hervor, ob T.W. nach Palästina reiste.

38 Ebd., S. 145.

Diese Reisen bildeten eine Grundlage für seine Weltkenntnis und -offenheit und für den politischen Verstand, was ihm in seiner Position als Chefredakteur später zu Gute kam.³⁹

Theodor Wolff war nicht nur für das B.T. tätig, sondern verfasste auch Bühnenstücke. Davon wurden *Niemand weiß es*⁴⁰ und *Die Königin*⁴¹ aufgeführt. Sie wurden auch in Max Reinhardts Kammerspielen auf die Bühne gebracht. Danach aber zog sich Theodor Wolff „für lange Zeit in den Journalismus zurück und unternahm, übrigens nicht mit froher Überstürzung, den Ritt in die Politik“.⁴²

Als Journalist bekam Theodor Wolff zweimal eine Privataudienz bei dem ehemaligen Reichskanzler von Bismarck. Er wurde von ihm auf seinem Gut empfangen. Politisch aber stand Wolff Bismarck kritisch gegenüber.⁴³ In seinem Beruf musste er sich auch mit Wilhelm II. auseinandersetzen. Theodor Wolff war ein „deutscher Patriot, aber kein wilhelminischer Hurra-Patriot“.⁴⁴ Er verhielt sich distanziert dem Kaiser und der Monarchie gegenüber. Seine Pflicht als Staatsbürger absolvierte er, indem er eine einjährige Dienstpflicht leistete.⁴⁵ Köhler beruft sich auf Aussagen des Sohnes Rudolf Wolff, der von einem „durchaus vaterländischen Pflichtgefühl“ seines Vaters berichtete. Wolff hatte Wert darauf gelegt, stets korrekt gekleidet zu sein und sein Pferd tadellos gestriegelt zu haben.⁴⁶ Leutnant wurde er nicht: zum

39 Vgl. Köhler, S. 34, der T.W. in dieser Hinsicht seinen Kollegen und Zeitgenossen als bei weitem überlegen befand: „Ergänzt wurde dieser Anschauungsunterricht durch unermüdeliches Lesen und Eindringen in die Literatur der europäischen Länder.“

40 *Niemand weiß es*. Stück in 3 Aufzügen, München 1895, war auf einer Reise in Italien und in Griechenland entstanden, wie T.W. in *La Terrasse*, S. 208, berichtete. Es wurde von der „Freien Bühne“ aufgeführt.

41 *Die Königin*. Schauspiel in 3 Aufzügen, Köln 1898. Es sollte in Wien uraufgeführt werden, allerdings verbot die österreichische Zensur das Stück noch vor dem Probenbeginn. Nach Verhandlungen fand die Premiere schließlich am 16.4.1899 statt, *La Terrasse*, S. 214.

42 *La Terrasse*, S. 215.

43 „Obgleich seine geniale, in ihren kühnsten Schritten doch immer kühl rechnende, alle Konsequenzen einer Handlung erwägende, jeder Exzentrizität abholde außenpolitische Führung bewundernswert war, [...] habe auch ich diese von ihm geschaffene Verriegelung des staatlichen Lebens oft verwünscht.“ Zit. nach Köhler, S. 68.

44 Ebd., S. 68.

45 Er war vom 1.10.1890 an in der 4. Eskadron des I. Garde-Drägoner-Regiments Königin von Großbritannien und Irland. Am 6.9.1891 wurde er zum „überz. Unteroffizier“ befördert und im September 1893 und 1896 zu 56-tägigen Übungen einberufen. Er erhielt am 20.12.1902 die „zweite Klasse der Landwehr-Dienstauszeichnung der Landwehr-Inspektion Berlin“. Lt. Militärpass, N 1207 / 32.

46 Vgl. Köhler, S. 68f.

einen, weil er es als Journalist nicht sein wollte, zum anderen aber auch, weil Juden im Kaiserreich bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges nicht in den Offiziersrang aufsteigen konnten.

3.3 Pariser Jahre (1894-1906): „Auf dem Gipfel!“

Theodor Wolff wurde im Herbst 1894⁴⁷ Nachfolger des B.T.-Korrespondenten Otto Brandes in Paris.⁴⁸ Seiner Ansicht nach war dies einer der „wichtigsten und schönsten Posten, die ein Journalist erstreben kann“.⁴⁹ Als „Mosses junger Mann für Literatur und Kunst“⁵⁰ begann er dort seine Arbeit. Wolff hatte mit seiner Korrespondentenstelle eine Sonderstellung, da sich nicht viele deutsche Zeitungen einen Auslandskorrespondenten leisteten. Das B.T. war neben der *Frankfurter Zeitung* das bedeutendste Presseorgan mit einem ausgebauten Korrespondentennetz in den europäischen Hauptstädten.⁵¹ Wolff kam in das Paris, das gerade seinen Ruf als „Ville Lumière“ verfestigte. Die III. Republik bestand seit 25 Jahren und umfasste ein großes Kolonialreich. Er schwärmte:

„Paris, herrlich im Frühling, ist nicht minder herrlich in diesen Tagen zwischen Herbst und Winter. Am Nachmittag, wenn hinten über dem Marsfeld die Sonne untergegangen ist, ein wenig rotes Licht zurücklassend, jagen über die immense Place de la Concorde die Equipagen,

47 Die häufigsten Irrtümer in der Sekundärliteratur werden von Sösemann: Einleitung *Tagebücher* I, S. 20, richtiggestellt: T.W. ging im *November* 1894 nach Paris; er war der *Cousin* Rudolf Mosses; er trat am *4. Dezember 1926* aus der DDP aus; er wurde am *26. Oktober 1937* expatriert.

48 T.W. schrieb in *La Terrasse*, S. 190, dass „Otto Brandes, der Korrespondent des *Berliner Tageblatts* aus Paris ausgewiesen worden [war], weil man ihn für den Verfasser einer Notiz hielt, die den Präsidenten der Republik Casimir-Perrier in den Panama-Skandal hineinzog und einen törichten Verdacht auf ihn warf. [...] Otto Brandes war an der Notiz unschuldig [...]“. Brandes ging nach seiner Ausweisung 1893 als Korrespondent des BT nach London.

49 *La Terrasse*, S. 190.

50 So bezeichnete ihn Frank Wedekind (1864-1918), den T.W. in Paris kennen gelernt hatte und der später als Journalist Mitarbeiter des *Simplicissimus* wurde. Zit. nach Schwarz, S. 18.

51 Aus Anlass des 25jährigen Bestehens hob das BT hervor, dass es „zuerst von allen Berliner Zeitungen [...] das System der eigenen Drahtberichte aus allen Hauptstädten des politischen Lebens, in denen es sich durch Spezialkorrespondenten vertreten ließ, eingeführt habe“. BT I / 1.1.1897, „Jubiläums-Gedanken“.

die aus den Champs Elysées, aus der Rue Royale oder über die Concordia-Brücke kommen“.⁵²

Kurz vor seiner Abreise nach Paris hatte Wolff in Berlin bei den regelmäßigen Treffen mit Edvard Munch und August Strindberg⁵³ noch zwei weitere Männer kennen gelernt, deren Bekanntschaft in seine Zeit in Paris hineinreichte. Der jüngere von ihnen war Albert Langen, Verleger und Mitbegründer des *Simplicissimus*.⁵⁴ Der andere war Willy Grétor, dänischer Maler und Kunsthändler, der in Paris als Mäzen auftrat und bei dem Theodor Wolff in der ersten Zeit in Paris wohnte.

Nach einer Woche in Paris zog Theodor Wolff in eine eigene Wohnung, in N° 46, Boulevard Haussmann,⁵⁵ Ecke Rue Aubert, wo er bis zu seiner Rückkehr nach Berlin im Jahr 1906 wohnte. In dieser günstigen Lage kam er zu Fuß schnell zu den wichtigsten Regierungsbehörden und den Parlamentsgebäuden am Quai d'Orsay. Außerdem lag sie in der Nähe des Telegraphenamtes in der Börse, von dem aus Theodor Wolff rund um die Uhr seine Telegramme nach Berlin aufgeben konnte.⁵⁶ Er erhielt einen Platz auf der Journalistentribüne in der Deputiertenkammer und schrieb Artikel und Feuilletons, die er morgens und abends per Telegramm nach Berlin schickte.⁵⁷ Bei wichtigen Ereignissen kam es oft vor, dass er mehrmals am Tag seine

52 Zit. nach Köhler, S. 77.

53 Mit Munch (1863-1944) und Strindberg (1849-1912) war T.W. befreundet. Mit Munch verkehrte er auch noch, als beide in Paris lebten. Eines von Munchs Bilder, das „Kranke Mädchen“, konnte T.W. mit ins Exil nehmen. T.W. betrachtete Strindberg „wie die Prager Gettojuden den Golem betrachteten, nur mit erheblich weniger Furcht, oder wie eine animalische Abnormität in den Schaubuden des literarischen Genies“, *La Terrasse*, S. 187.

54 Die letzte lyrische Spur von T.W. befindet sich in der ersten Ausgabe des *Simplicissimus*. Zur Gründungsgeschichte des *Simplicissimus* vgl. *La Terrasse*, S. 203f. Die erste Ausgabe erschien am 4.4.1896. Das Gedicht ist abgedruckt bei Köhler, S. 22f.

55 T.W. selbst gibt in seinem Brief an Maximilian Harden (27.10.1903), N 1062 / 13, N° 46 Blv. Hausmann an. Damit muss Köhler, S. 76, der N° 53 Blv. Haussmann nennt, ein Fehler unterlaufen sein.

56 In dem Artikel nach dem Tod des französischen Präsidenten Felix Faure beschrieb T.W. seine Arbeit folgendermaßen: „Wir fahren mit einem ewig stolpernden Pferde – in solchen Fällen stolpern die Pferde immer – zu dem einzigen Telegraphenamte, das Nachts geöffnet ist, dem Telegraphenamte auf der Börse. Wenn ich es Telegraphenamte nenne, so ist das ein Euphemismus. Jeder, der es kennt, weiß, dass es ein Loch ist. Man findet in solchen Nächten dort zwei gespaltene Federn, ein Löschblatt für hundert Menschen. Um diese gespaltene Federn entspann sich alsbald ein Kampf [...]. Wer das nicht gesehen hat, weiß nicht, was eine Feder in solchen Momenten wiegt.“ BT 91 / 18.2.1899.

57 Eine Auswahl dieser Artikel erschien 1908 als *Pariser Tagebuch* im Albert Langen Verlag und eine Neuauflage 1927 bei S. Fischer. *La Terrasse*, S. 195.

Berichte aufgab, um möglichst schnell und umfassend zu informieren. Sie wurden im B.T. mit einem Dreieck gekennzeichnet und mit der Anmerkung „Von unserem Pariser Korrespondenten“ versehen.

Theodor Wolff kam in Paris an, als die Affäre um den Hauptmann Alfred Dreyfus gerade begonnen hatte. Dadurch „erweiterte sich für mich [T.W., C.G.] der Schauplatz“.⁵⁸ Er berichtete laufend aktuell über die innenpolitische Polarisierung in Frankreich, in der sich Klerikal-Konservative mit unverhohlener antisemitischer Tendenz und Republikaner gegenüberstanden. In der Zeit traf er auch Theodor Herzl und Max Nordau in Paris.⁵⁹

Seine journalistische Tätigkeit für das B.T. bestand aus einer großen Bandbreite von Themen: Er berichtete über politische Ereignisse im Land, über das kulturelle Leben⁶⁰ und verfasste Buchrezensionen. Darüber hinaus gehörte Wolff zu den häufigsten Autoren der B.T.-Beilage „Der Zeitgeist“, für die er Abhandlungen und Essays schrieb. Im Jahr 1900, das Jahr der Weltausstellung in Paris, berichtete Theodor Wolff unter der neuen Rubrik „Tagebuchblätter von der Weltausstellung“ über die Neuheiten und die Beiträge der verschiedenen Ausstellungsländer. Lediglich der Bereich Sport fand in seinen Artikeln so gut wie keine Beachtung und die französische Wirtschafts- und Sozialpolitik wurde nur am Rande behandelt. Da er sogar seine Urlaubsreisen literarisch verwandte und von seinen Ausflügen in die Provinz berichtete, zeichnete er sich mit seiner Berichterstattung durch eine permanente Präsenz im B.T. aus.

Neben dieser journalistischen Arbeit übersetzte Theodor Wolff Werke von Alfred Capus, Anatole France, Paul Bourget und George Clemenceau.⁶¹ Mit Emile Zola, George Clemenceau und Anatole France verband ihn ein freundschaftliches Verhältnis.⁶² Er ergriff die Partei Zolas, als dieser sich mit seinem Artikel „J'accuse“ (1898) vor Gericht verantworten musste. In Clemenceau fand Wolff einen Vertreter demokratisch-liberaler Ideen. France war

58 *La Terrasse*, S. 196. Vgl. zur Dreyfus-Affäre Kapitel 4.1.

59 Von Max Nordau sind 5 Briefe und Karten allgemeinen Inhalts im N 1207 / 17, die zwischen 1901 und 1909 geschrieben wurden. Vgl. auch Kapitel 4.1. Siehe zu Herzl Kapitel 4.1.3.

60 Mehrmals in der Woche schrieb T.W., ein eifriger Theaterbesucher, unter der Rubrik „Notizen über Pariser Theater“ über neue Aufführungen in Paris und beobachtete im Auftrag des Verlegers Albert Ahn französische Autoren, um sie für die deutsche Theater- und Bühnenszene zu entdecken. Köhler, S. 65.

61 Vgl. *La Terrasse*, S. 197.

62 Köhler, S. 99.

„so etwas wie eine höhere Verwirklichung seines eigenen Ichs und seiner eigenen Seele“. ⁶³ Überdies engagierte sich Wolff in den Kreisen der Pariser Künstler. Er wirkte an Ausstellungsvorbereitungen mit und lieferte Kunstbeurteilungen über französische Impressionisten und moderne Bildhauer an das B.T., die er auf diese Weise in Berlin bekannt machte. ⁶⁴

In diesen Lebensabschnitt fiel auch die Hochzeit Theodor Wolffs mit Marie Louise Charlotte Anna Hickethier, die er Änne nannte. Im Oktober 1902 heirateten sie in Paris. ⁶⁵ Änne Wolff wurde am 20.1.1872 geboren und stammte aus einer preußisch-protestantischen Familie. Sie war Schauspielerin und stand vor ihrer Ehe in Wien auf der Bühne. ⁶⁶ Vermutlich lebte sie seit 1901 in Paris, denn Wolffs Freunde grüßten in ihren Briefen auch regelmäßig „das gnädige Fräulein“. Ihr erstes Kind Richard wurde am 14.6.1906 in Paris geboren. Rudolf (9.5.1907) und Lilly (7.8.1909) kamen in Berlin zur Welt. ⁶⁷

63 Köhler, S. 103.

64 *La Terrasse*, S. 198, Anm. 280. Dazu gehörten z.B. Rodin, Renoir, Sisley, Pissaro. Überdies war T.W. mit Max Liebermann befreundet. T.W. ebnete nicht nur französischen Künstlern in Berlin den Weg, sondern führte auch deutsche Künstler in Paris ein. „Aus den Freundschaften und Begegnungen mit so viel großen Künstlern blieben mir wenig mehr als diese begleitenden Gedanken, nur von dem Schatten des Einen oder des Anderen besitze ich einige sichtbar schmückende Erinnerungen.“ *La Terrasse*, S. 199.

65 Gelegentlich waren T.W. jedoch andere Frauen sympathisch. So z.B. Ilse Stöbe (1911-42), die die Sekretärin T.W.s bis 1933 war. Sie wurde am 22.12.1942 das erste Opfer der gegen die ‚Rote Kapelle‘ gerichteten Mordwelle. Lt. Ulrich Sahn: Rudolf von Scheliha 1897-1942. Ein deutscher Diplomat gegen Hitler, München 1990, 52ff., und ders.: Ilse Stöbe, in: Hans Coppi et al.: Die Rote Kapelle im Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Berlin 1994, S. 262-276, schilderte T.W. seine „unerfüllt gebliebene Altersliebe“ zu Ilse Stöbe in seinem Roman *Die Schwimmerin* (1937). T.W. wollte ihn mit Greta Garbo in der weiblichen Hauptrolle verfilmen lassen. Köhler, S. 283ff., war anderer Meinung und sah in der *Schwimmerin* „ein Stück Lebensbeichte“ T.W.s über seine Liebe für die Schauspielerin Elisabeth Bergner. Lt. Sahn: Scheliha, S. 52, sind die Ähnlichkeiten zu Stöbe und T.W. jedoch größer.

66 T.W. hat später in Berlin dafür gesorgt, dass seine Frau am Deutschen Theater in Berlin ein Engagement bekam. Dort stand sie als „Kätchen von Heilbronn“ und als Gretchen im „Faust“ auf der Bühne. Vgl. hier und im Folgenden Köhler, S. 115.

67 Richard Wolff hatte eine landwirtschaftliche Ausbildung erhalten, emigrierte 1933 nach Südfrankreich, ging 1936 in die USA und wurde 1939 naturalisiert. 1945/46 kam er als Offizier nach Deutschland und Frankreich zurück und lebte nach dem Krieg in New York. Rudolf Wolff war Journalist. Er studierte von 1927 bis 1933 in Berlin und emigrierte 1933 über Zürich und Paris. Er verdiente sein Geld in Nizza an der Berlitz-School als Sprachlehrer und Übersetzer, war kurze Zeit in der Fremdenlegion und nach dem Krieg Korrespondent für dt. und frz. Medien. Er starb im Dezember 1993 in Paris. Über Jahrzehnte hatte er die Nachlassmaterialien seines Vaters verwahrt und stand dann mit W. Köhler und später mit B. Sösemann in Kontakt, denen er persönliche Erinnerungen mitteilte. Lilly war Innenarchitektin und hatte in Südfrankreich den dt. Honorarkonsul Dr. Alfred Sprinz

Sie wurden evangelisch getauft und später von einem katholischen Hauslehrer erzogen. Änne überlebte die Zeit des Nationalsozialismus im französischen Exil und emigrierte 1946 nach New York, wo sie bei ihrem ältesten Sohn Richard lebte. Dort starb sie 1956.



Im November 1906 kehrte Theodor Wolff, inzwischen 38-jährig, nach Berlin zurück. Rudolf Mosse wollte ihn als Nachfolger Arthur Levysohns, dem schwer erkrankten Chefredakteur des B.T., einsetzen.⁶⁸ Sehr ungern und widerwillig folgte Wolff dem Ruf seines Verlegers und übernahm die Leitung der „allmählich geistig vertrocknenden, politisch wackeligen, seit der Erkrankung eines einstmals brillanten und ungeheuer verdienstvollen Chefs zerfallenden Zeitung“.⁶⁹ In den zwölf Jahren war ihm Paris zur Wahlheimat geworden; er hat immer „eine große Liebe für Paris empfunden“.⁷⁰ Auch als er sich später im Exil erinnerte, waren die

(1887-1976) geheiratet. Weitere biographische Daten sind über sie nicht bekannt. Vgl. *La Terrasse*, S. 34f., Anm. 31. Darüber hinaus befindet sich ein undatierter, nicht unterschriebener, engl. Brief im N 1207 / 28, Bl. 7, der Informationen über die Familie Wolff gibt. Vgl. auch Köhler, S. 272.

68 Sein letzter Artikel aus Paris erschien im BT 590/19.11.1906, A., „Deutschland und Frankreich“. Der Nachfolger von T.W. in Paris wurde Paul Block.

69 *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, S. 229.

70 „In der fortgesetzten Erneuerung der Auffassung habe ich, nur in steter Steigerung, eines unablässig empfunden: eine große Liebe für die Stadt Paris.“ *Pariser Tagebuch*, S. Vf.

„zwölf Jahre, die ich in Paris zubrachte, [...] die schönsten unter allen, auf die ich zurückblicken kann. Kein Erfolg, nichts von dem, was vielleicht ehrgeizigen Naturen erstrebenswert erscheint, hat mir den Genuss dieser Jahre ersetzt.“⁷¹

Diese Zeit hat ihn geprägt und hier hat er die entscheidenden Impulse und Eindrücke für seinen weiteren Werdegang und Lebensweg erhalten. Sie formte sein politisches Weltbild und ließen Parlamentarisierung und Demokratisierung zu seinen Hauptzielen werden.⁷² Darüber hinaus wurde in dieser Zeit die Voraussetzung für sein „lebenslanges publizistisches Wirken im Interesse einer deutsch-französischen Freundschaft“ geschaffen.⁷³

3.4 Chefredakteur des *Berliner Tageblatts* (1906-1933)

„[...] beinahe 13 Jahre hatte ich inzwischen in Paris verlebt, und jetzt war ich, nach hartnäckigem Sträuben gegen diese Beförderung, zum Chefredakteur des *Berliner Tageblattes* aufgerückt. Mein Bestreben war, das an erheblichen Gebrechen leidende Blatt innerlich und äußerlich völlig umzugestalten, es auch nicht mehr so regenbogenhaft schimmern und sanft lispeln, sondern in klarer demokratischer Sprache reden zu lassen.“⁷⁴

Also begann Wolff in Berlin mit der Umstrukturierung der Zeitung. Damit einher gingen personalpolitische und organisatorische Maßnahmen, die ebenso wie die Modernisierung des Zeitungsbetriebs bald erfolgreich waren. Das zeigte sich an der Auflagenhöhe, die sich in den zehn Jahren nach 1908 verdoppelte und auf etwa 300 000 Exemplare anstieg.

Der spätere Chef des Feuilletons Fred Hildebrandt beschrieb Theodor Wolff als einen „von Arbeit umbrausten Mann“, der „es wie die Pest [hasste],

Außerdem berichtet Köhler, S. 118, von folgender Episode: Als Theodor Wolffs Sohn Richard einmal seinen Vater gefragt habe, ob dieser jemals in seinem Leben geweint habe, habe dieser geantwortet: „Ja, einmal, als ich Paris verlassen musste.“

71 *Wenn ich alles zusammenzähle* (o. Seitenangabe), N 1207 / 28. Dieses Manuskript sah Rudolf Wolff als seines „Vaters letzte Zeilen“ an.

72 Bernd Söseman: Für die Freiheit und Wahrhaftigkeit – Zum Leben und Werk von Theodor Wolff, in: Theodor-Wolff-Preis 1999.

73 Schwarz, S. 19. Vgl. auch Kapitel 4.1.

74 *La Terrasse*, S. 164. Nach seiner Rückkehr nach Berlin wohnten die Wolffs im Tiergartenviertel, Hohenzollernstraße 33 (ab 1933 umbenannt in Graf-Spee-Straße).

gestört zu werden“.⁷⁵ Wolff verfasste seine Artikel an seinem Stehpult und „immer hing die Zigarette abwärts zwischen den vollen Lippen. [...] Es war jedem Mitglied der Redaktion erlaubt, unangemeldet einzutreten“, was nie jemand missbrauchte. Theodor Wolff war arbeitsam, gut informiert, gebildet und trat in der Gesellschaft geschickt auf. Sein äußeres Erscheinungsbild war das eines sorgfältig angezogenen, modisch-elegant gekleideten, mittelgroßen Mannes mit einem kleinen grauen Schnurrbart und einem randlosen Kneifer. Er war ein „homme de lettres“, von denen es in Deutschland nicht mehr viele gab.⁷⁶

3.4.1 Die neue Zeitungspolitik: Aufbau einer „Kerntruppe der Republik“

Theodor Wolff hatte in Paris sein Rüstzeug für die neue Aufgabe als Chefredakteur erworben:

„Multum et multa brachte er von Paris mit heim: ein sauberes politisches Hemd, eine ungemene Personenkenntnis [...] und ein ehrliches liberal-demokratisches Herz, das die Leute in Berlin, in Preußen-Deutschland durch immer neues Zureden veranlassen wollte, die halb-absolutistischen friderizianischen potsdamer Gamaschen endlich auszuziehen und sich der übrigen Kulturwelt Westeuropas politisch anzugleichen.“⁷⁷

Auch wenn er bis 1906 kaum Redaktionserfahrung gesammelt hatte, besaß er doch eine gewisse Autorität. Mit diesen Führungsqualitäten wuchs er schnell in seine neue Aufgabe als Redaktionsleiter hinein.

„Er hatte sich damals schnell zum allgemein und bereitwillig anerkannten Chef entwickelt. Sein politischer Instinkt, seine journalistische Gewissenhaftigkeit und – nicht zuletzt – sein persönlicher Charme prädestinierten ihn für einen hervorragenden Rang im Kreis der Mitarbeiter [...]. Theodor Wolff kommandierte nämlich nicht, er schnauzte nie; er hielt sich auch nicht an das, was andere Chefredak-

75 Vgl. hier und im Folgenden Fred Hildebrandt: ... ich soll dich grüßen von Berlin, München⁴1977, S. 21.

76 Vgl. Margrit Bröhan: Einleitung *La Terrasse*, S. 3.

77 So schrieb Erich Dombrowski, von 1916-1926 stellvertretender Chefredakteur des B.T., 1918 unter dem Pseudonym Johannes Fischart in der *Schaubühne* 14, 5. Jg. (31.1.1918), S. 103f.

teure für unerlässlich hielten. [...] Da er wusste, dass seine Redakteure ihr Handwerk verstanden, ließ er ihnen freie Hand; das wiederum gab seinen Mitarbeitern das Bewusstsein, von ihrem Chef gerecht eingeschätzt zu werden und spornte sie zu Höchstleistungen an.“⁷⁸



Er bestimmte das liberale Bild des B.T., indem er innenpolitisch für eine sukzessive Parlamentarisierung des Reiches warb und außenpolitisch für die Aufgabe einer doktrinären Prinzipienpolitik eintrat.⁷⁹ Indem Wolff nun die deutsch-englischen Annäherungen befürwortete,⁸⁰ änderte er den von seinem

78 Victor Klages (1922-32 Redakteur des BT) in einer Sendung des RIAS Berlin (25. / 26.4.1965), zit. nach Köhler, S. 136.

79 Vgl. Söseemann: Einleitung *Tagebücher* I, S. 39.

80 „Ich war mit ihm [Fürst Lichnowsky, C.G.] verbündet, weil wir über zwei Probleme die gleiche Meinung hatten: wir wünschten die Verständigung mit England [...]“ *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, S. 236.

Vorgänger Arthur Levysohn eingeschlagenen Kurs. Außerdem favorisierte er eine vorsichtige Annäherung an Frankreich. Arthur Levysohn hatte seinem Nachfolger „mit Tränen in den Augen geweissagt“, Wolff „würde durch solche Demokratisierung das Blatt zugrunde richten“.⁸¹ Aber Wolff hatte Erfolg. Er „hatte fast die ganze Mannschaft gewechselt, mit neuen Männern Neues aufgebaut, organisiert und modernisiert, den weichen glatten Glibber liberaler Allgemeinheiten durch einen kräftigen demokratischen Stoff ersetzt“. Zu dieser internen Zeitungspolitik gehörte die Einstellung guter Journalisten in der Innenpolitik (z.B. Ernst Feder, Erich Dombrowski, Rudolf Olden), in der Außenpolitik (z.B. Max Jordan, Victor Klages, Maximilian Müller-Jabusch, Wolfgang Bretholz⁸²), im Handelsteil (z.B. Felix Pinner, Arthur Norden), in der Kulturredaktion (z.B. Alfred Kerr), im Feuilleton (z.B. Hermann Sinsheimer, Fred Hildebrandt), in der Kunstreaktion (z.B. Leopold Schmidt) und in der Musik (z.B. Alfred Einstein). Sie bildeten „eine Kerntuppe der Republik“,⁸³ die Elite des deutschen Journalismus. Regelmäßige Mitarbeiter der Feuilleton-Redaktion waren unter anderen Kurt Tucholsky, bis 1922 verantwortlich für die Beilage „Ulk“, oder Joseph Roth, der 1920 als Reporter eingestellt wurde.⁸⁴ Im Rahmen dieser Umgestaltung erfolgte auch eine gezielte Suche nach freien Mitarbeitern, zu denen u.a. Walther Rathenau, Hans Delbrück, Robert Musil, Annette Kolb, Else Lasker-Schüler, Egon Erwin Kisch und Stefan Zweig gehörten.⁸⁵

81 Vgl. hier und im Folgenden *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, S. 229f.

82 Lt. der Vorbemerkung des Findbuchs zum N 1207 Wolff, BA Koblenz, sichtete W. Bretholz gemeinsam mit T.W.s Sohn Rudolf Wolff 1960 den Nachlass. Sie übergaben ihn der Stiftung „Die Welt“ in Hamburg. Im Auftrag des Verlages „Die Welt“ begann Bretholz mit den Vorarbeiten zu einer Biographie, die er jedoch nicht beenden konnte, da er starb.

83 So nannte Walther Kiaulehn, der vor 1933 selbst beim BT war, die Mitarbeiter der Zeitung.

84 „Chefredakteur Theodor Wolff suchte gerade einen begabten Reporter, und Roth wurde für die Beilage Vermischtes engagiert.“ Vgl. David Bronsen: *Joseph Roth. Eine Biographie*, Köln 1974, S. 212. Joseph Roth (1894-1939) wurde 1932 bekannt durch seinen Roman „Radetzkymarsch“, emigrierte ebenfalls 1933 nach Frankreich. Er und T.W. blieben auch in der Emigration in Verbindung. Es gibt einen Brief von Roth an T.W. aus dem Jahr 1935, N 1207 / 18.

85 T.W. versuchte auch Conrad Haußmann, Mitglied des württembergischen Landtages und Rechtsanwalt, und Albert Ballin, Generaldirektor der HAPAG, zu werben – diese Versuche schlugen fehl. Ballin lehnte in seinem Brief an T.W. (31.8.1909, N1207 / 5) mit der Begründung ab, es hätten sich „jedes Mal so viel unerfreuliche Kritiken und Angriffe“ an Presseverlautbarungen geknüpft, dass er sich entschlossen habe, „nur wenn es wirklich notwendig ist, meine Stimme laut werden zu lassen“. Vgl. auch Sösemann: *Einleitung Tagebücher I*, S. 39.

3.4.2 „T.W.“ – Leitartikler und Politiker

Sein erster Leitartikel als Chefredakteur erschien am 29.11.1906 unter dem Kürzel „T.W.“.⁸⁶ Diese Abkürzung sollte bis 1933 für qualitativ hochwertige, politisch versierte und stilistisch elegant vorgetragene Kommentare stehen, durch die er zu der Gruppe der beachteten Kritiker des Kaiserreichs und der Weimarer Republik zählte. Aufgrund seiner Meinungsäußerungen wurde ihm von konservativer, alldeutscher und antisemitisch eingestellter Seite „vaterlandslose Gesinnung“ vorgeworfen. Während des Ersten Weltkrieges war Theodor Wolff ein gefragter Gesprächspartner für Politiker und Wirtschaftsführer.⁸⁷ Nach dem Krieg wurde ihm sogar von Reichskanzler Hermann Müller angeboten, als Botschafter nach Paris zu gehen. Wolff lehnte allerdings ab.⁸⁸

Theodor Wolff stand dem Versailler Vertrag äußerst ablehnend gegenüber. Für ihn stellte die Vertragsunterzeichnung auch aus der Rückschau im Exil noch ein Gefahrenpotential für die junge Weimarer Republik dar, das nicht zu unterschätzen war.

„Die Republik war ein Knochengespenst, oder doch von Geburt an zu frühem Tod verurteilt, wenn nun sie den Versailler Vertrag unterschrieb. Dann würde es heißen, dass sie nicht befreit, sondern versklavt, nicht aufgerichtet, sondern erniedrigt, nicht errettet, sondern verraten habe, und ein neues Geschlecht, das den Zusammenbruch nicht erlebt hatte, würde ihr verächtlich ins Antlitz speien.“⁸⁹

Aber auch wenn er in seinen wöchentlichen Leitartikeln, dem „lundi“, das Vertragswerk scharf kritisierte, bewahrte ihn das nicht vor dem Vorwurf von rechts, durch das B.T. sei das deutsche Volk in die Annahme des Versailler Vertrags und zu weiteren „Schandabkommen“ getrieben worden.⁹⁰ Die Schuld wurde dem „volljüdisch-börsianischen“ B.T. zugeschrieben. Diese antisemitischen Angriffe richteten sich nicht nur gegen die Zeitung, sondern auch verstärkt gegen die Person Theodor Wolff, der sie wiederum zu ignorieren suchte.

86 BT 606 / 29.11.1906, „Der Debütant“.

87 Vgl. die Auflistung der Gespräche im „Anhang“ von *Tagebücher* II, S. 953ff.

88 Vgl. Kapitel 4.3.

89 *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, S. 271.

90 Vgl. A. Rosenberg: 30 Novembeköpfe, S. 178f. Vgl. auch Kapitel 4.3.

Nach dem Krieg und kurz nach der Revolution ergriff Theodor Wolff die Initiative und gründete mit Otto Fischbeck, Alfred Weber und Hugo Preuß die Deutsche Demokratische Partei (DDP).⁹¹ Die unabhängigen, demokratischen Gruppierungen sollten gesammelt werden, um zu verhindern, dass der neue Staat nur „sozialistische und katholische Taufpaten“ bekomme.⁹² Mit dem am 16.11.1918 im B.T. gedruckten Aufruf zur Gründung einer „großen demokratischen Partei“⁹³ wurde der Anstoß gegeben. Prominente aus Politik und Gesellschaft unterschrieben diesen Aufruf. Unter ihnen waren Albert Einstein, Hugo Preuß, Hjalmar Schacht und Bernhard Dernburg. In seinem Leitartikel, der in der Abendausgabe erschien, drückte Wolff das „Bekenntnis zur Republik“ der neugegründeten Partei aus:

„Wir wollen nicht eine von rechts oder von links her verfälschte, sondern eine wahre Demokratie. Eine Demokratie, die mit warmem Herzen und klarem Blick in gemeinsamer Entschließung die ungeheuren Wunden heilt.“⁹⁴

Wolffs aktive Beteiligung an der DDP dauerte jedoch nicht lange: Er schied im Sommer 1919 aus dem Vorstand aus.⁹⁵ Schließlich kündigte er am 4.12.1926 seine Mitgliedschaft wegen der Haltung der DDP zu dem 1926 erlassenen Reichsgesetz „zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften“, das es ihm unmöglich machte, der DDP „länger als eingeschriebenes Mitglied anzugehören“.⁹⁶ Er wandte sich „als Schriftsteller und Politiker“ gegen „eine willkürliche Beschränkung der geistigen Freiheit und auch des ernsten deutschen Schrifttums“.⁹⁷

91 Vgl. zur Parteigründung und T.W.s Anteil daran *Tagebücher* II, Nr. 807 (13.11.1918) ff.

92 Zit. nach Werner Becker: Die Rolle der liberalen Presse, S. 90.

93 BT 587 / 16.11.1918, M., „Die große demokratische Partei“. Siehe den gesamten Artikel im Anhang 1.8.

94 BT 588 / 16.11.1918, A., „Die große demokratische Partei“.

95 Vgl. zur Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der DDP Köhler, S. 194ff. Köhler, S. 196, begründet T.W.s frühen Austritt aus dem Vorstand damit, dass die verschiedenen liberalen Parteien nicht vereinbar waren. T.W. hatte seine Hoffnung auf einen völligen Neuanfang gesetzt, nun musste er erkennen, dass dies nicht gelang.

96 T.W. in seinem Brief an Erich Koch-Weser (4.12.1926), zit. nach Karl Holl: „Der Austritt Theodor Wolffs aus der Deutschen Demokratischen Partei“, in: *Publizistik* 16 (1971), H. 3, S. 297. Vgl. darüber hinaus über die Einstellung der DDP zur „Judenfrage“: Bruce B. Frye: „The German Democratic Party and the ‚Jewish Question‘ in the Weimar Republic“, in: *LBYP* 21 (1976), S. 143ff.

97 T.W. in seinem Brief an Polizeipräsident a.D. Krüger (11.12.1926), N 1207 / 14.

„Der Schund war mir genau so unerfreulich wie anderen, und der Schmutz hatte auch für mich einen ekligen Geruch. Das Gesetz erschien nur deshalb [...] so verwerflich und so grotesk, weil es diktiert von einer pietistischen, muckerischen Tendenz, die Überwachung und Säuberung der Literatur und Presse einer neugebildeten Behörde, einem tugendhaften Kaffeekränzchen, einem Areopag frommer Pädagogen und mütterlich gütiger Damen übergab.“⁹⁸

Wie viele andere Publizisten sah auch er die Meinungsfreiheit mit dem, in der Öffentlichkeit sehr umstrittenen Gesetz in Frage gestellt.⁹⁹

Im Exil begutachtete er noch einmal das Vertragswerk der Weimarer Verfassung. Dabei fielen ihm insbesondere folgende Inhalte ins Auge:

„Der Artikel 114 erklärte ‚Die Freiheit der Person ist unverletzlich‘, auch die Wohnung sei unverletzlich [...]. Weiter hieß es: ‚Alle Bewohner des Reiches genießen volle Glaubens- und Gewissensfreiheit‘, der Genuss aller bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte solle unabhängig von dem religiösen Bekenntnis sein. Die Ideen waren edel, die Sprache der Verfassung war kräftig, klar und knapp. Ich habe, wie gesagt, eine gewisse Rührung empfunden, als ich nun wieder das so ausgezeichnet gedruckte Werk hineinblickte, das ich erhielt, als man in Deutschland die Feier der Verfassung beging.“¹⁰⁰

Theodor Wolff hatte seine ganze Hoffnung in die neue Weimarer Republik gelegt. Als Verfechter der demokratischen Ideale und Befürworter der Republik hatte er in ihr die Chance eines Neuanfangs gesehen.

3.4.3 Die letzten drei Jahre der Weimarer Republik – Abstieg des Berliner Tageblatts

Für Theodor Wolff waren die letzten Jahre als Chefredakteur von zunehmenden Problemen geprägt. Es gab Streitigkeiten mit dem Verleger Hans Lachmann-Mosse, dem Schwiegersohn Rudolf Mosses, über die politische Linie der Zeitung. Daraus resultierten die seit Juli 1928 anhaltenden ernsthaften

98 *Notes sur l'Histoire de la Presse*, S. 52f., N 1207 / 26. Darin legte T.W. einige grundlegende Gedanken zu Aufgaben und Funktionen des Journalismus bzw. der Journalisten dar.

99 Im Verlauf eines weiteren Briefes an Koch-Weser (16.12.1926) schrieb T.W.: „Gerade um mir im Interesse der demokratischen Sache das zu erhalten, was ich an Einfluss besitze, bin ich ausgetreten.“ Karl Holl: „Der Austritt Theodor Wolffs“, S. 300.

100 *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, S. 270.

Spekulationen über Theodor Wolffs Rücktritt. Aus seinem Verantwortungsgefühl für Zeitung und Redaktion trat er jedoch – trotz der deprimierenden Lage – nicht zurück.¹⁰¹ Die letzten Jahre Theodor Wolffs als Chefredakteur des B.T. wurden auch von der finanziell prekären Situation der Zeitung beeinflusst, die zu Entlassungen und Sparmaßnahmen zwang. Es schien ein „aussichtsloser Kampf“,¹⁰² die drohenden Entlassungen seiner besten Redakteure abzuwenden.

Die politischen Verhältnisse verschlechterten sich ebenfalls zusehends Anfang der Dreißiger Jahre bis zur „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten im Januar 1933. Kurz danach forderte Theodor Wolff seine Leser dazu auf, im Wahllokal „mit Hilfe des Stimm Scheines die Bestätigung einer Regierung abzulehnen, die seiner Auffassung vom Staatswohl und vom Einzelwohl, seinem Freiheitsbedürfnis und seiner Weltanschauung widerspricht“.¹⁰³ Wolff mahnte die Wähler, sich nicht von der „gigantische[n] Propaganda“ beeinflussen zu lassen. Er warnte vor dem Aufruf, dass „zum letztenmal“ gewählt werden solle, denn

„hinterher werde die gewählte Volksvertretung nicht mehr existieren oder doch die Rolle des schweigenden Zuschauers spielen, die Parliamentshäuser sollen geschlossen bleiben, und ob das Wahlergebnis so oder so aussehen werde, falle dabei nicht entscheidend ins Gewicht.“

Er fragte die Leser, warum unter diesen Bedingungen überhaupt noch einmal gewählt werden sollte. Erstaunlich treffend und vorausschauend schrieb Wolff weiter:

„Ein Urteil kann man sich aber [...] über den Charakter, die Gestalt, die Denkweise und den politischen und geistigen Kurs einer Regierung bilden, und vor allem einer Regierung, die in ihren Äußerungen und Handlungen so wenig ‚opportunistisch‘ ist und niemanden im Unklaren über ihre Ansichten und Absichten lässt.“

In der Nacht des Reichstagsbrandes, am 27.2.1933, gab es in Berlin eine Verhaftungswelle durch die SA. Der Kollege Bretholz warnte Wolff, da er bei den Nazis im Mosse-Haus eine Verhaftungsliste gesehen hatte, auf der

101 Vgl. Köhler, S. 154.

102 T.W. zu Victor Klages, zit. nach *Feder-Tagebuch* (14.2.1932), S. 325.

103 BT 97 / 26.2.1933, „Der 5. März“. Die folgenden Zitate sind diesem Artikel entnommen. Siehe den gesamten Artikel im Anhang 1.13.

auch Theodor Wolffs Name stand. Er brachte ihn direkt zum Bahnhof. Dort erreichte Wolff den Nachtzug nach München.¹⁰⁴ In seinem letzten Leitartikel rief er seine Leser nochmals dazu auf, an den Reichstagswahlen am 5.3.1933 für „Freiheit, Sicherheit, Rechtsgleichheit und Heimatglück“ zu wählen,¹⁰⁵ was jedoch ohne Erfolg blieb: die NSDAP gewann die März-Wahlen.

Nur wenige Wochen nach seiner Flucht aus Deutschland fanden in der Nacht zum 10. Mai 1933 die Bücherverbrennungen statt. Dabei wurden auch Theodor Wolffs Schriften verbrannt¹⁰⁶ und mit dem sechsten Spruch ins Feuer geworfen: „Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung, für verantwortungsbewusste Mitarbeit am Werk des nationalen Aufbaus! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff [...]“.¹⁰⁷

3.5 Emigration – Gefangennahme – Tod

Seinen Weg ins südfranzösische Exil beschrieb Theodor Wolff in seinem Tagebuch *La Terrasse*:

„Hitler und die national-sozialistische Partei waren nun allmächtig, ich war genötigt, Berlin zu verlassen, ging zuerst nach München, erlebte auch dort, nach einem missglückten Versuch, heimlich zurückzukehren, die von den Kennern der bayrischen Volksseele für unmöglich erklärte Umwälzung [...]“.¹⁰⁸

Infolge der auch in München nach dem Reichstagsbrand unsicher gewordenen politischen Lage, musste Wolff weiterfliehen, ging vermutlich am

104 Vgl. Köhler, S. 263, der sich auf Rudolf Wolff beruft.

105 BT 109 / 5.3.1933, „Geht hin und wählt!“. Siehe den gesamten Artikel im Anhang 1.14.

106 T.W. in seinem *Der Krieg des Pontius Pilatus*, S. 8: „Man hat erzählt, in Deutschland seien bei dem bekannten Autodafé das Buch [*Das Vorspiel*, C.G.] und die Erklärung [gegen die „Versäiler Schuldthese“, C.G.] umgekommen. Ich weiß nicht, ob das zutrifft, aber auch wenn dieses Buch und nicht ein anderes meiner Bücher dem reinigenden Feuer überliefert worden sein sollte, würde mich das nicht zu einer Meinungsäußerung, zu irgendeiner Korrektur der damals bekundeten Meinung veranlassen können. Der Gedanke überlebt die vergängliche Materie, und mitunter eine Ueberzeugung das Papier, auf dem sie gedruckt worden ist.“

107 Zit. nach Köhler, S. 10. Auch Elisabeth Castonier, eine enge Freundin der Familie, „hörte die Namen von Freunden oder Bekannten: Alfred Kerr, Theodor Wolff, Remarque [...]“. Elisabeth Castonier: *Stürmisch bis heiter. Memoiren einer Außenseiterin*, München 1967, S. 208f.

108 *La Terrasse*, S. 308.

10.3.1933 nach Österreich und gelangte schließlich über Zürich nach Nizza, wo er sich mit seiner Familie niederließ.¹⁰⁹

Schon in München hatte er von dem Erscheinungsverbot des B.T. erfahren, das vom 10. bis 13.3.1933 verhängt worden war. Wolff, der zunächst Wert darauf gelegt hatte, dass sein Name weiterhin als Chefredakteur im Kopf der Zeitung geführt wurde, überließ dies schließlich seinem Verleger. Hans Lachmann-Mosse schrieb ihm, dass sich das B.T. für „unabsehbare Zeit [...] innerpolitisch im wesentlichen neutral, auf die Bearbeitung der großen wirtschaftlichen und außenpolitischen Fragen konzentrieren“ müsse.¹¹⁰

„Aber wahre Demokratie und Gerechtigkeit verlangen, dass positive Leistungen des Staates, auch dann, wenn dieser Staat eine wesentlich andere Gestalt angenommen hat, sachliche Anerkennung erfahren. Ich kann mir nicht denken, dass Sie sich der Gefahr aussetzen wollen, von der Öffentlichkeit missverstanden zu werden, wenn Sie das *Berliner Tageblatt* auch dann noch als Chefredakteur verantwortlich zeichnen. Bei ruhiger Überlegung werden Sie diesen Gedankengängen folgen können. Ein Blatt kann nur wirken, wenn es erscheint, die Rolle des Märtyrers kann es nicht spielen, denn jeden Tag, den es nicht erscheint, verliert es an Gewicht und an Bedeutung.“

Lachmann-Mosse meinte, dass Wolff aus „der Ferne die Situation“ nicht „übersehen“ könne, denn es habe im Anschluss an das dreitägige Verbot ein langes gedroht, „das die Vernichtung des ‚Berliner Tageblatts‘ zum Ziel gehabt hätte“. Dies war „von den verantwortlichen Stellen im Beisein der führenden Persönlichkeiten der NSDAP im Polizeipräsidium wiederholt in ganz unmissverständlicher Weise zum Ausdruck gebracht worden“. Nach diesem Brief endete Theodor Wolffs Tätigkeit als Chefredakteur des B.T. nach 27 Jahren. Im Untertitel des B.T. hatte seit dem Tod seines Vorgängers Arthur Levysohn am 11.4.1908 „Chefredakteur: Theodor Wolff“ gestanden.¹¹¹ Die letzte Ausgabe, die diesen Zusatz hatte, erschien am 21. März 1933.

109 „[Ich] wanderte weiter in das österreichische Bergland, verbrachte ein paar Monate in Zürich und in Lugano und siedelte mich schließlich mit den Meinigen in Nizza an.“ *La Terrasse*, S. 308.

110 Brief Hans Lachmann-Mosse an T.W. (13.3.1933), N 1207 / 14. Vgl. auch im Folgenden.

111 Auch wenn T.W. bereits im November 1906 den Chefredakteursposten inne hatte, wurde sein Vorgänger Arthur Levysohn bis zu seinem Tod im Titel als Chefredakteur geführt.

Änne Wolff reiste ihrem Mann wahrscheinlich direkt in die Schweiz nach.¹¹² Rudolf Wolff, der seinen Pass hatte abgeben müssen und sich für einige Zeit in Berlin bei Freunden versteckt hielt, konnte einen Teil der Wohnungseinrichtung sichern, aber der größere Teil wurde konfisziert. Da sich die Eidgenössische Fremdenpolizei in Bern weigerte, die Aufenthaltsgenehmigung Wolffs über den 31.12.1933 hinaus zu verlängern,¹¹³ gingen die Wolffs nach Südfrankreich. In Nizza ließ sich Wolff im Alter von 65 Jahren an der Promenade des Anglais N° 62 nieder.¹¹⁴ Er konnte mit Hilfe des Reichsaußenministers von Neurath einige seiner Möbel und Bilder von Berlin nach Nizza transportieren lassen; insbesondere fast die Hälfte seiner Bibliothek hatte er in die Emigration retten können.¹¹⁵

3.5.1 In der Emigration

Südfrankreich war nicht nur für Theodor Wolff, sondern für viele andere Emigranten der klassische Zufluchtsort. Er pflegte weiterhin den Umgang mit ihm bekannten Intellektuellen aus Deutschland, die aufgrund ihrer Zugehörigkeit zum Judentum oder aber aufgrund ihrer politischen Haltung ins Exil hatten gehen müssen. Wolff wollte allerdings keineswegs eine Solidarität unter den vielen verschiedenen Emigranten anerkennen. Das gemeinsame Schicksal verband seiner Meinung nach die aus allen europäischen Ländern Geflüchteten nicht.¹¹⁶ In seinem Lebensbericht zählte Klaus Mann Theodor

112 Elisabeth Castonier: *Stürmisch bis heiter*, S. 216, eine enge Freundin von Änne Wolff, beschrieb die Flucht von Änne: „Wir brachten Änne auf die Bahn. Sie nahm nur zwei kleine Handkoffer mit. Wir spielten Wochenendabschied mit ‚Also übermorgen um fünf‘ und ‚Grüße Tante Luise‘ – denn überall standen Beobachter.“ Die Kinder Richard und Lilly kamen einem Brief T.W.s an Änne zufolge (N 1207 / 1, 27.9.1938) erst später aus Berlin nach. Siehe den gesamten Brief im Faksimile im Anhang 2.

113 Im Reisepass befindet sich die bis zum 31.12.1933 „befristete Aufenthaltsgenehmigung. Alsdann hat die Ausreise aus der Schweiz zu erfolgen. Bern, den 30.9.1933“. N 1207 / 32.

114 An der Promenade des Anglais 62 in Nizza erinnert heute eine Gedenktafel an seinen letzten Wohnsitz: „A la mémoire de Theodor Wolff, journaliste et écrivain politique allemand, né le 2.8.1868 à Berlin, mort le 23.9.1943 en captivité en Allemagne. Francophile convaincu accueilli par la France en 1933. Il vécut dans cette maison où il fut arrêté par la Gestapo pour être amené vers la mort 1943.“ Zit. nach Köhler, S. 271.

115 „Das Herz meiner Frau hängt an dem hübschen Heim gegenüber dem Meer, an den schönen alten Möbeln und Bildern, die wir vor Jahrzehnten, jedes einzelne Stück suchend, in Paris gesammelt und nach unserem Weggang aus Deutschland gerettet haben, an der Bibliothek mit einigen tausend Bänden, an allem, was sie so liebevoll gepflegt und behütet hat.“ *La Terrasse*, S. 35.

116 Vgl. dazu Kapitel 4.4.1.

Wolff zu denjenigen, die sich immer mit der Heimat verbunden und sich nicht als Juden, sondern als Deutsche gefühlt hatten:

„Oder bildete unsere Emigration so etwas wie eine Gemeinschaft? Doch wohl kaum. [...] Bei der Mehrzahl handelte es sich um völlig unpolitische [...] Opfer des Hitlerschen Rassenwahns: jüdische Geschäftsleute, Ärzte, Gelehrte, Journalisten, die ohne Frage recht gern in Deutschland geblieben wären, wenn die Verhältnisse es gestattet hätten. [...] Aber die Majorität des deutschen Judentums, und also auch die Majorität ‚unserer‘ Emigration, bestand eben doch aus braven Bürgern, die sich in erster Linie als ‚gute Deutsche‘, erst in zweiter als Juden und zu allerletzt, oder überhaupt nicht, als Antifaschisten empfanden. Gegen Mussolini hatten sie nichts gehabt. Emil Ludwig und Theodor Wolff sprachen für viele ihrer Stammesbrüder, als sie dem ‚Duce‘ publizistisch Weihrauch streuten. Mussolini war nicht antisemitisch. Hitler war es.“¹¹⁷

Theodor Wolff stand auch mit Thomas Mann in Kontakt. Sie gingen spazieren, schrieben sich Briefe oder lasen gegenseitig ihre Manuskripte und Bücher.¹¹⁸ Aber Wolff und seine Frau waren nicht überall willkommen. Klaus Mann berichtete von einer „Grosse[n] Runde im Café de France“, bei dem auch „Theodor Wolff (ziemlich schleimig) mit geschwätziger Gattin“ anwesend waren.¹¹⁹

An den Beginn des Exils fiel die kuriose Begebenheit, dass Joseph Goebbels den Versuch unternahm, Theodor Wolff zur Rückkehr aus dem Exil zu bewegen.¹²⁰ Wilhelm Ohst, der der SA angehörte und neues Redaktionsmitglied beim B.T. war,¹²¹ wurde nach Lugano geschickt, um Wolff das Ange-

117 Klaus Mann: Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht, Reinbek 1994, S. 333. Auf S. 354 merkt Mann an: „Theodor Wolff lebt hier – noch lebt er.“

118 Vgl. Thomas Mann: Tagebücher 1935-1936, hrsg. v. Peter de Mendelssohn, Bd. II, Frankfurt am Main ²1978, S. 12. Siehe Manns Einträge vom 14.1.1935, S. 12, 19.5.1935, S. 104, 20.9.1935, S. 176, 7.11.1935, S. 202. Im N 1207 / 16 sind 2 Briefe Thomas Manns an T.W. aus den Jahren 1932 und 1935 erhalten.

119 Klaus Mann: Tagebücher 1934-1935, hrsg. v. Joachim Heimannsberg / Peter Laemmle / Wilfried Schoeller, Bd. II, München 1989, S. 105. (6.1.1934).

120 Vgl. hier und im Folgenden Bernd Söseman: Liberaler Journalismus in der politischen Kultur der Weimarer Republik. Der Beitrag des jüdischen Publizisten und Journalisten Theodor Wolff, in: Julius H. Schoeps (Hrsg.): Juden als Träger bürgerlicher Kultur in Deutschland, Stuttgart / Bonn 1989, S. 241-268, hier S. 254. Siehe auch Bernd Söseman: „Voraussetzungen und Wirkungen publizistischer Opposition im Dritten Reich“, in: *Publizistik* 30 (1985), S. 204.

121 Zu Ohst und seiner Rolle im BT vgl. Margret Boveri: Wir lügen alle, S. 80-82.

bot zu überbringen. Goebbels hatte geplant, aus dem B.T. eine neue „freie“ Zeitung zu machen, deren Chefredaktion Theodor Wolff wieder übernehmen sollte. Dieser weigerte sich jedoch, eine Alibifunktion zu übernehmen, und machte unmissverständlich klar, dass seiner Meinung nach keine vernünftige publizistische Arbeit mehr in Deutschland möglich sei.¹²² Theodor Wolff „würdigte diejenigen, die sich mit solchen Angeboten an ihn wandten, nicht einmal einer Antwort und zog das schwere Leben in der Emigration der Lüge vor“.¹²³

3.5.2 Ausbürgerung und Lebensumstände im Exil

Am 26.10.1937 wurde Theodor Wolff expatriert. Bereits ein Jahr zuvor hatte Anne voll Sorge an ihren Mann geschrieben:

„Heut war ich über Verschiedenes, was ich las, entsetzt. Ob die Passentziehung die Ausbürgerung und Wegnahme aller Ersparnisse nach sich zieht? Ob man sich davor in irgendeiner Weise schützen kann? Es scheint ja, dass trotz Olympiade schon jetzt neue Verordnungen herauskämen.“¹²⁴

Im *Reichsanzeiger und Preußischen Staatsanzeiger* erschien die amtliche Bekanntmachung, dass „[a]uf Grund des § 2 des Gesetzes über den Widerruf von Einbürgerungen und die Aberkennung der deutschen Staatsangehörigkeit vom 14.7.1933 [...] im Einvernehmen mit dem Herrn Reichsminister des Auswärtigen *folgende Personen der deutschen Staatsangehörigkeit für verlustig*“ erklärt werden: „67. Wolff, Theodor, geb. am 2. August 1868 in

122 *Notes sur l'Histoire de la Presse*, N 1207 / 26: (S. 38) „Auch einen Analphabeten braucht man nicht erst zu erzählen, dass es in ‚autoritär‘ regierten, von einer rechtsradikalen oder linksradikalen Diktatur beherrschten Ländern nicht das geben kann, was man in Demokratien unter öffentlicher Meinung versteht. [...] (S. 41) In keinem autoritär geleiteten Land kann die Presse handelnde Person sein, immer ist sie nur der begleitende Chor. [...] (S. 42) Wie die Beine der riesenhaften Massenarmee marschieren alle gedruckten Worte in der gleichen Richtung und zum gleichen Ziel. [...] (S. 52) Ich für meinen Teil würde mir nicht nur den Vorwurf des Verrates zuziehen, sondern vermutlich [...] auch noch den anderen Vorwurf der übelsten Inkonsequenz.“

123 Wolfgang Bretholz: „Nein, nicht alle lügen!“, in: *National-Zeitung Basel* 264 / 12.6.1966. Offenbar kursierte unter den Emigranten das Gerücht, T.W. sei nach Deutschland zurückgekehrt. In seinem Brief an T.W. schrieb Rudolf Olden (28.3.1935), N 1207 / 17: „[...] So war die falsche Nachricht über Ihre Rückkehr ins Hitlerreich doch zu etwas gut. [...]“

124 Anne Wolff an T.W., undatiert (wegen des Bezugs auf die Olympiade könnte es im August 1936 gewesen sein, C.G.), N 1207 / 2.

Berlin. Das Vermögen der vorstehend bezeichneten Personen wird beschlagnahmt.“ Der Verlust der Staatsangehörigkeit betraf auch Wolffs Frau.¹²⁵ Wolff hatte nach § 2 des NS-Rechts gegen die „Pflicht zur Treue gegen Reich und Volk“ verstoßen, also gegen die Pflicht zur Treue gegenüber Hitler-Deutschland und der NSDAP.¹²⁶ Dieser Paragraph bezog sich auf Mitglieder der SPD und KPD, aber auch auf „jüdische und andere Persönlichkeiten“. Dadurch dass Theodor Wolff von dieser Strafexpatriation betroffen war, verlor er nicht nur seine Staatsangehörigkeit und wurde staatenlos. Er besaß darüber hinaus kein Schutzrecht mehr, sein Vermögen wurde beschlagnahmt und konfisziert, die Ausbürgerung wurde auf seine Frau erweitert, sämtliche Versorgungsansprüche, wie z.B. die Rente, wurden ihm entzogen. Außerdem wurde die Ausbürgerung kriminalisiert, was bedeutete, dass sie in das Strafregister aufgenommen wurde. Letzteres stellte ihn als Emigranten auf eine Stufe mit Schwerverbrechern.¹²⁷

In den ersten Jahren seiner Emigration wurden Theodor Wolff und seine Frau von den französischen Behörden bevorzugt behandelt.¹²⁸ Er hatte in dieser ersten Zeit auch noch keine großen finanziellen Probleme, da er etwa ein Drittel seines Vermögens rechtzeitig aus Berlin hatte herausbringen können. Einen Teil ließ er über seinen Schweizer Bankier in Wertpapieren in den USA anlegen. Als bei Kriegsausbruch seine U.S.-Konten blockiert wurden und er nicht mehr an sein Geld gelangte, wurde die Situation prekär.

125 Änne wurde wie T.W. in der Liste 20 des *Deutschen Reichsanzeigers und Preußischen Staatsanzeigers* Nr. 248 (27.10.1937) aufgeführt: als Nr. „128. Anna Wolff, geb. Hicke-thier, geb. am 20. Januar 1872 in Berlin“ galt die Ausbürgerung auch für sie. „Die Entscheidung darüber, inwieweit der Verlust der deutschen Staatsangehörigkeit noch auf weitere Familienangehörige zu erstrecken ist, bleibt vorbehalten. Berlin, den 26. Oktober 1937. Der Reichs- und Preußische Minister des Innern. I.V.: Pfundtner.“ In: Michael Hepp (Hrsg.): *Die Ausbürgerung deutscher Staatsangehöriger 1933-45 nach den im Reichsanzeiger veröffentlichten Listen*, Bd. I, München / New York / London / Paris 1985, S. 22-24. Hervorhebung C.G.

126 Vgl. hier und im Folgenden ebd., S. XII-XIII.

127 Vgl. ebd., S. XVI. Dies beklagte auch T.W. in *Die Juden*, S. 176: „Die Diktatoren und die-jenigen, die ihren Fußspuren folgen, bestimmen, dass der politisch andersdenkende, frei gesinnte Mann weit höher bestraft werde als Mörder, Diebe und Betrüger, und dass er außer dem Wahlrecht und der Fähigkeit, auf einer Geschworenenbank zu sitzen, die dem alten Zuchthäusler nicht abgesprochene Nationalität verliert.“

128 Ihre Lebensumstände schienen sich zunächst insofern zu verschlechtern, als dass die „[...] Zahl der Vergnügungen, die man heute in der Stadt finden kann“ beschränkt wurden. „An den meisten Tagen gibt es auch keine Zigaretten mehr.“ T.W. war starker Raucher, deshalb fehlte ihm diese „Vergnügung“ möglicherweise ganz besonders. *La Terrasse*, S. 128.

„Für mich, wie für viele andere, ist ein schweres Problem die Geldfrage, denn meinen schon verminderten Besitz habe ich in anderen Ländern, jenseits des Wassers, verwahrt, und alle Bemühungen, die Zusendung eines Teiles zu erwirken, werden vereitelt durch die blockierenden Dekrete der verschiedenen Staaten und durch die bürokratische Umständlichkeit. So muss ich, wie viele andere, mit unzureichender Reisebarschaft die Fahrt ins Abenteuer antreten und nichts lastet in solchen Fällen schwerer, als ein zu leichtes Portemonnaie.“¹²⁹

In seinem Tagebuch beklagt er, dass er nun „auch die gemeinste, miserabelste und verbreitetste aller Sorgen“ ertragen muss und „all das ist hartnäckig wie die grauen Weiber im ‚Faust‘ [...], aber das ist nichts gegen die Verfolgten in Polen und anderswo“.¹³⁰

Der österreichische Dichter Franz Theodor Csokor, der das Ehepaar Wolff in Nizza getroffen hatte, beschrieb sie und die Veränderung ihrer Lebensumstände durch das Exil in einem Brief:

„[...] da ist Theodor Wolff, der frühere Chefredakteur des Berliner Tageblattes, zu dessen Abenden sich seinerzeit Minister und Botschafter drängten, und seine Frau, die nur mit einer Handtasche und dem, was sie am Leibe trug, Deutschland verließ, wo man sie als Geisel für ihren gerade im Ausland gewesenen Mann festsetzen wollte; sie ist eine richtige brave graublunde Deutsche, um die Sechzig alt, und während er als Jude sich ziemlich abgefunden hat, leidet sie entsetzlich unter Heimweh, freilich ohne viele Worte davon zu machen [...]. Diese Emigration – [...] irgendwie zieht sie mich an [...]. Die hier glauben allerdings an eine baldige Rückkehr, besonders Theodor Wolff [...]“.¹³¹

Theodor Wolff hatte offenbar einige Zeit geglaubt, dass der „Spuk“ bald vorbei sein würde.¹³² Er scheint in den Exil-Jahren relativ isoliert sein Leben weitergelebt zu haben, mit einer gewissen Tagesroutine, die nicht gestört

129 *La Terrasse*, S. 36.

130 Zit. nach Köhler, S. 292. Vgl. Kapitel 4.4.2.

131 Franz Theodor Csokor in einem Brief an Lina Loos (26.6.1934), zit. nach Köhler, S. 276.

132 Rudolf Wolff teilte Söseman in einem Brief (3.5.1984) mit: „F.W hatte anfangs – wahrscheinlich mindestens ein Jahr lang – geglaubt, dass der ‚Hitler-Spuk‘ nicht von Dauer war.“ Zit. nach Söseman: „Voraussetzungen und Wirkungen publizistischer Opposition im Dritten Reich“, S. 214, Anm. 135.

werden durfte. Nach Kriegsbeginn verschlechterte sich die Lage und er musste mit seiner Familie aus Nizza fliehen. Dennoch findet sich in seinem Tagebuch *La Terrasse* wenig Zeitkritisches. Zwar fließen immer wieder Sätze über die aktuelle Lage ein, auch über die nicht weit entfernten Lager Les Milles und Gurs, in die viele Emigranten gebracht wurden – sein Schwiegersohn Alfred Sprinz war ebenfalls einige Zeit in Les Milles, aber er schwenkt oft zurück auf Naturbetrachtungen, auf Gemälde und auf die Literatur.¹³³

3.5.3 Literarische Betätigung

Theodor Wolff schien seinen Ruhestand, in den er zwangsweise versetzt worden war, zu genießen:

„Im Grunde zufrieden, die journalistische Arbeit, in die ich 45 Jahre lang eingespannt war, abschütteln und einige Bücher schreiben zu können, und auch, nachdem ich den oft wohl gefährlichen Nahkampf geliebt hatte, ohne besondere Neigung für den Fernkampf, nahm ich in der Emigration an Zeitungspolemik und propagandistischer Aktivität nicht teil. Das wollte mancher nicht verstehen, während ich jede Handlungsweise, die sich aus dem Zwang der Überzeugung ergab, verstand und respektierte, aber ich habe mir immer durch Dick und Dünn meine Wege allein gewählt. Ich will mir gern die Finger verbrennen und habe sie mir, im Konflikt mit den einen oder den anderen, oft genug verbrannt.“¹³⁴

Er enthielt sich jeder direkten publizistischen Einfluss- oder Stellungnahme zum nationalsozialistischen Deutschland. Eine Ausnahme bildete sein Artikel im *Manchester Guardian*, nachdem das B.T. eingestellt worden war.¹³⁵ Der Editor hatte ihn gebeten, einen Artikel über „the passing of the liberal

133 Dass sich T.W. in seinen letzten Lebensjahren dennoch nicht in „einer weisen, verzeihenden Entrücktheit“ befand, wie Köhler, S. 300, meint, zeigen seine Kommentare zu den Verfolgungen der Juden. Vgl. dazu Kapitel 4.4.2.

134 *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, S. 308.

135 *Manchester Guardian*, 14.8.1939. Weitere Artikel, die T.W. über eine Londoner Agentur verbreiten ließ, waren lt. Schwarz, S. 280, u.a.: „Les diplomates et la guerre“, in: *Année Politique et Littéraire* 114 (25.8.1939), S. 228ff.; „Jusqu’en 1918 les Allemands ignorèrent qu’il y eût une bataille de la Marne“, ebd. 114 (10.11.1939), S. 394f.; „Epitaph of a Newspaper“, in: *Living Age* (New York), März 1939, S. 84f. Siehe den gesamten Artikel im Anhang 1.15.

press in Germany and in particular [...] of the Berliner Tageblatt“ zu schreiben.¹³⁶

Klaus Mann, der mit Wolff gelegentlich zusammentraf, versuchte zu verstehen, warum dieser sich nicht mehr öffentlich äußerte:

„Es ist nicht nur eine Frage der Gesinnung, sondern auch des Temperaments, des Alters und der persönlichen Lebensumstände, wie leicht oder schwer man sich mit dem Schicksal ‚Emigration‘ abfindet und zu welchem Zeitpunkt man sich dazu entschließt, kämpferisch-politisch aktiv zu werden. Den berühmten Chefredakteur und Leitartikler des *Berliner Tageblatts*, Theodor Wolff zum Beispiel, konnte niemand verdächtigen, mit den Nazis irgend zu sympathisieren oder mit ihnen paktieren zu wollen. Er hatte seinen demokratischen, pazifistischen, in jeder Hinsicht versöhnlichen Standpunkt nicht einmal, sondern Hunderte von Malen in seinen brillant geschriebenen politischen Aufsätzen und Glossen eindeutig und eindringlich genug formuliert. Der alte Herr, dessen Wort in Deutschland durch Jahrzehnte so viel Echo und Einfluss gehabt hatte, schien aber nicht mehr willens oder nicht mehr fähig, im Exil weiter politisch aktiv zu sein. Was er publizierte, waren nur noch Erinnerungen [...] und erzählerische Versuche. Unlängst hat er in Nizza, wo er seit Jahren lebt, seinen 70. Geburtstag begangen. Er hat resigniert – und niemand darf ihn wohl gar bitter anklagen, wenn er heute denkt: Ich habe lange genug gekämpft und mich dem Hass ausgesetzt und bin immer mitten drin gewesen. Nun sind andere dran. Nun sind die Jüngeren dran.“¹³⁷

Als *Die neue Weltbühne* in einem Brief an Theodor Wolff (1934) forderte, „an das Weltgewissen für die Freilassung von Ossietzky aus dem Konzentrationslager zu appellieren“, reagierte Wolff zunächst zustimmend. Aber als er um einen entsprechenden Artikel gebeten wurde, antwortete er, dass er Carl von Ossietzky nur zweimal gesehen habe. Trotz politischer Differenzen habe er von ihm jedoch das Bild „eines ungemein sympathischen Menschen“ gewonnen. Grundsätzlich lehnte Wolff ab, da „es für Ossietzky unter Umständen sogar gefährlich sein [könnte], wenn Leute in der Emigration ihm auf diese Weise helfen wollten“.¹³⁸

136 Brief des Editors des *Manchester Guardian* an T.W. (12.1.1939), N 1207 / 16.

137 Erika und Klaus Mann: *Escape to Life. Deutsche Kultur im Exil*, hrsg. v. Heribert Hoven, München 1991, S. 71.

138 Brief der Redaktion *Die neue Weltbühne* an T.W. (Prag, 17.4.1934). Darin wurde T.W. aufgefordert, „das große Gewicht, dass Ihr Name in der angelsächsischen Welt hat“, zu

Nun widmete er sich ganz seiner Schriftstellerei, die seinen festen Tagesrhythmus bestimmte.¹³⁹ Gleich zu Beginn seiner Emigration erschien Theodor Wolffs *Der Krieg des Pontius Pilatus* (1934) bei seinem Züricher Verleger Oprecht.¹⁴⁰ Der Vertrieb seiner Bücher gestaltete sich als schwierig. Im Nachlass befinden sich neben Briefen Abrechnungen von seinem Verleger aus dem Jahr 1939, in denen auch die in dem „angeschlossenen“ Österreich beschlagnahmten Bücher Wolffs aufgelistet sind. Nach der Bücherverbrennung 1933 wurden somit seine Bücher vom deutschsprachigen Buchmarkt entfernt.¹⁴¹ Seine letzte Veröffentlichung historischer Thematik war 1936 *Der Marsch durch zwei Jahrzehnte*.¹⁴² 1937 veröffentlichte er den Roman *Die Schwimmerin*, ebenfalls bei Oprecht in Zürich. Als Manuskript entstand 1940/ 41 das dreiteilige Tagebuch *La Terrasse in der Gascogne*,¹⁴³ das das Leben im Exil beschreibt, eine Autobiographie umfasst und Erinnerungen an die Weimarer Republik beinhaltet. *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten* (1940/ 41)¹⁴⁴ ist „ein grüblerischer Text vor dem düsteren Hintergrund der ewigen Verfolgung der Juden“.¹⁴⁵ Des Weiteren verfasste Wolff 1942/43 das im Nachlass erhaltene Manuskript *Die Juden*, das ursprünglich als Trilogie geplant war.¹⁴⁶

Im Zusammenhang mit seinen Publikationen reiste Theodor Wolff in den ersten sechs Jahren seines Exils einige Male nach Paris und mindestens ein-

nutzen, „um die englische und amerikanische Presse für eine Aktion für Ossietzky zu gewinnen“. Briefe T.W. an *Die neue Weltbühne* (24.4.1934 und 20.10.1934). Zit. nach Köhler, S. 277. Köhler ordnet den Brief an T.W. in den Nachlass ein, im Findbuch zum N 1207 ist er allerdings nicht aufgelistet.

139 T.W. war auch Mitglied des PEN-Klubs, was die Mitgliederliste in einem Brief Rudolf Oldens, ehemaliger Redakteur beim BT, an Lion Feuchtwanger (13.7.1937) bezeugt. In: Lion Feuchtwanger: Briefwechsel mit Freunden 1933-1958, hrsg. v. Harold von Hofe / Sigrid Washburn, Bd. I, Berlin 1991, S. 244.

140 Über dieses Buch sind Rezensionen in *Southern Review* 2 (1936/37), in der *New York Times* (2.3.1936) und *Neuen Zürcher Zeitung* 1 (20.1.1935) erschienen.

141 Lt. Abrechnung über *Die Schwimmerin* (15.3.1939), und *Der Krieg des Pontius Pilatus* (22.11.1939), wurden 63 bzw. 45 Exemplare in Österreich beschlagnahmt, N 1207 / 17.

142 *Der Marsch durch zwei Jahrzehnte* erschien im Allert de Lange Verlag, Amsterdam, und wurde 1989 als Neudruck mit dem Titel Theodor Wolff: Die Wilhelminische Epoche. Fürst Bülow am Fenster und andere Begegnungen von Bernd Sösemann herausgegeben.

143 *La Terrasse in der Gascogne* I und II, N 1207 / 21, 164 und 145 Seiten.

144 *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, N 1207 / 25, 187 Seiten.

145 Köhler, S. 286.

146 N 1207 / 24, 258 Seiten, hrsg. v. B. Sösemann, 1984. Vgl. auch Kapitel 4.4. Weitere Manuskripte: *Das Thal der Riesen* (N 1207 / 23), *Notes sur l'Histoire de la Presse* (N 1207 / 26), *Friedrich III* (N 1207 / 27).

mal nach London.¹⁴⁷ In Paris traf er Kollegen aus Berlin, aber auch französische und deutsche Freunde. Der ehemalige B.T.-Mitarbeiter und Freund Ernst Feder, der ebenfalls expatriiert worden war und nun in Rio de Janeiro lebte, traf Theodor Wolff im Herbst 1938. Er fand ihn,

„den jetzt Siebzigjährigen, fast unverändert, aber mehr ausgeruht als in jenen Tagen des aufreibenden Redaktionsbetriebs, in denen er immer mittags zwischen 11 und 12 Uhr in meinem Zimmer erschien, die unentbehrliche Zigarette im linken Mundwinkel und mit der stereotypen Frage ‚Was gibt’s Neues?‘ In jener warmen Nacht des 27. September saßen wir von 9 Uhr abends bis ein Uhr nachts auf der Terrasse des Cafés Marignan [...]. Wir wogen die Kriegs- und Friedenschancen ab, die damals ungefähr gleich schienen [...]. Als wir uns in später Nachtstunde trennten (es war noch nichts entschieden), seufzte er: ‚Ich wünschte, der Krieg bliebe uns erspart.‘ Er blieb uns erspart. Für ein Jahr.“¹⁴⁸

In Paris hat Theodor Wolff wahrscheinlich zum letzten Mal seinen jüngeren Bruder Fritz (1876-1940) gesehen, der 1933 mit seiner Frau Elsa nach Paris emigriert war und 1940 kurz vor dem Einmarsch der deutschen Truppen an den Folgen einer Bauchoperation starb. Zuvor hatte Wolff seine Schwester Käthe im Frühjahr 1936 in London gesehen, wo sie bis zu ihrem Tod 1941 lebte. Seine Schwester Martha starb ein Jahr später in Theresienstadt (1942).¹⁴⁹ Ob er allerdings davon erfuhr, lässt sich heute nicht mehr nachvollziehen. Er berichtete in seinem Tagebuch von den französischen Lagern aus der Gegend um Nizza, benutzte das Wort „Konzentrationslager“¹⁵⁰ und sprach von den „Verfolgten in Polen“.¹⁵¹ Inwieweit er das gesamte Ausmaß

147 Im N 1207 / 1 befinden sich Briefe von T.W. an Anne aus London, wohin er wegen der Verfilmung von seinem Roman *Die Schwimmerin* gereist war.

148 Ernst Feder: „Erinnerung an Theodor Wolff“, in: *Das Parlament* (3.8.1960).

149 Vgl. Köhler, S. 15f. Käthe, verheiratete Hirschfeldt, emigrierte als Witwe mit ihrer Tochter nach London. Martha blieb unverheiratet. Fritz, der jüngste, war ein begabter Karikaturist. T.W. notiert in *La Terrasse*, S. 68: „Er hatte mir noch ein zaghaftes, nicht sehr glaubensstarkes ‚Auf Wiedersehen!‘ geschickt und ich habe ihm meine Abschiedsblumen nicht selbst auf das Grab legen können. Es war in den Tagen, als die deutschen Armeen schon gegen Paris vordrangen [...]. Man trauert um den Bruder, aber darf man den Tod erwünschen, der ihm in der zur Übergabe bestimmten Stadt, in diesem von ihm so sehr geliebten Paris, eine Fülle von Not und Unglück ersparte und ihn mit tragischem Griff gerade noch fortriss, bevor die letzte Illusion eschwand?“

150 *La Terrasse*, S. 46.

151 Zit. nach Köhler, S. 292. Vgl. hierzu Kap. 4.4.2.

der Tötungs-Maschinerie erahnte, die die Nationalsozialisten in Gang gesetzt hatten, ist nicht in letzter Konsequenz zu klären.

3.5.4 Kriegsbeginn und Auswanderungsversuch in die USA

Mit Kriegsbeginn im September 1939 veränderte sich die Situation der Emigranten: Sie mussten sich bei der Polizei melden, die Männer wurden interniert. Theodor Wolff und seine Frau blieben davon verschont und wurden wegen ihres Alters und Ansehens bevorzugt behandelt. Dies änderte sich mit dem deutsch-französischen Waffenstillstandsvertrag vom 22.6.1940, der nun auch ihr Leben gefährdete. Mit Artikel 19 verpflichtete sich die französische Regierung, „diejenigen Deutschen auszuliefern, die man ihr mit Namen nennen wird und die das nationalsozialistische Regime in eigene Hut zu nehmen wünscht“.¹⁵² Diese Auslieferungsliste hing wie ein „Damoklesschwert über den Gefährdeten“.¹⁵³ Theodor Wolff gehörte zu denjenigen, die vordringlich bedroht waren.

Die einzige Rettung aus dem besetzten Frankreich wäre eine weitere Emigration gewesen. Nach fast zehn Jahren im Exil unternahm die Wolffs einen Versuch, ihre Auswanderung in die USA zu organisieren. Allerdings verfolgten sie die Pläne nicht sehr intensiv und zielstrebig. Theodor Wolff schrieb in seinem Manuskript aus dem Exil, dass er selbst nicht vom Wanderfieber befallen sei,

„obgleich ich sehr gern meinen drüben lebenden Jungen umarmen möchte und es nicht unangenehm sein müsste, im Hafen von New-York eine noch so liebe Freiheitsstatue zu sehen. Ich bewundere so mannhafte Anstrengungen, ich verachte durchaus nicht das Abenteuer, aber ich wünsche nicht, versteckt in einem Möbelwagen, nach Spanien hineinzurollen, das mich früher oftmals mit Ehren der Gastfreundschaft empfing.“¹⁵⁴

152 *La Terrasse*, S. 77. Artikel 19 lautet: „Die französische Regierung ist verpflichtet, alle in Frankreich sowie in den französischen Besitzungen, Kolonien, Protektoratsgebieten und Mandaten befindlichen Deutschen, die von der Deutschen Reichsregierung namhaft gemacht werden, auf Verlangen auszuliefern.“ Vgl. auch *Die Juden*, S. 217.

153 Alfred Kantorowicz: *Exil in Frankreich. Merkwürdigkeiten und Denkwürdigkeiten*, Bremen 1971, S. 137.

154 *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, S. 106f. T.W. wollte sich nicht über die Grenze schmuggeln lassen, denn „das Versteck im Möbelwagen ist gegen mein Lebensprinzip“. *La Terrasse*, S. 129.

Er benötigte ein Einreisevisum für die USA und zusätzliche Durchreisevisa für Spanien und Portugal, was aufgrund der deutschen Besatzung in Marseille für Spanien nicht leicht zu erhalten war. Theodor Wolff erhielt aber Hilfe von seinem Schweizer Verleger Emil Oprecht, der Ende 1940 in einem Brief an Wolff schrieb, dass sie „schon einige Mal von hier aus ohne Ihr Dazutun geschrieben haben, und wir haben auch gehört, dass das Visum in Ordnung geht“.¹⁵⁵ Zusätzlich gab es jedoch finanzielle Probleme: Das Geld der Familie lag, ohne dass sie darüber verfügen konnte, auf einem Konto in den USA. Deshalb fehlte das Geld für die Überfahrt, die für zwei Personen etwa 2 000 Dollar kostete. Auch in diesem Fall erhielt er tatkräftige Hilfe von Freunden, die bereits in Amerika waren.¹⁵⁶

Mit welch zwiespältigen Gefühlen Wolff an die Ausreise in die U.S.A. dachte, zeigt auch der Brief, den er Ende 1940 an Oprecht in Zürich schrieb:

„Obgleich wir die amerikanischen Papiere haben, denke ich nicht an diese Reise, und ich kann sie auch gar nicht planen, die Erlaubnis zur Ausreise aus Frankreich ist bisher fast niemandem erteilt worden und infolge der Differenz zwischen Dollar und Franc [...] sind die Kosten kaum erschwinglich [...]. Mit dem Geld, das allein die Reise kostet, lebt man hier volle drei Jahre. Wie das alles bewerkstelligen, wenn, wie in meinem Falle, das Vermögen in New York blockiert ist? Also ziehe ich es einstweilen vor, hier zu bleiben, solange es geht [...] und an schlechten Träumen habe ich nie gelitten, das überlasse ich den Liebhabern ewiger, pessimistischer Quälerei.“¹⁵⁷

Durch sein Zögern verfielen die Visa Ende des Jahres 1941. Es mag auch an Wolffs Alter – er war immerhin 73 Jahre alt – gelegen haben, dass er unsicher wurde. Er hätte alles hinter sich lassen und einen Neuanfang wagen müssen. Frankreich war ihm ein vertrautes Land, in dem er bereits über 20 Jahre seines Lebens verbracht hatte.

Anfang 1942 veränderte sich offensichtlich seine Meinung bezüglich der Auswanderung, „eine Art Wiedererwachen seiner Lebensgeister“ war zu beobachten.¹⁵⁸ Es wurden neue Visa beantragt und dieses Mal setzten sich sogar der Botschafter Gérard, der Rektor der Universität von Los Angeles

155 Brief E. Oprecht an T.W. (30.12.1940), N 1207 / 17.

156 Dazu gehörten u.a. der Schriftsteller Alfred Neumann und der Regisseur Ernst Lubitsch.

157 Brief T.W. an Oprecht (25.12.1940). Zit. nach Köhler, S. 302.

158 Vgl. hier und im Folgenden Köhler, S. 303.

Shurman und sein New Yorker Verleger Knopf für ihn ein. Seine Nichte Alice Hirschfeldt, die Tochter von Wolffs Schwester Käthe in London, schrieb aus London, dass sie hoffe, sie hätten ihre Meinung geändert. Sie drängte Änne und Theodor Wolff förmlich, nicht mehr länger mit der Ausreise zu warten.¹⁵⁹ Im August 1942 rechnete er offensichtlich mit einer baldigen Abreise. An Ernst Feder schrieb Wolff voller Hoffnung:

„Ich will und muss nach New York, um dort Projekte zu besprechen [...]. Jedoch was sind heute Projekte? Niemand weiß, was sich schon morgen ereignen kann. Aber bis dahin und bis zuletzt ist ja die Hoffnung erlaubt, noch einmal zu beginnen, sogar in einem etwas reifen Alter.“¹⁶⁰

Aufgrund einer Netzhautablösung und der daraufhin notwendigen, kostspieligen Augenoperation musste Theodor Wolff jedoch einige Zeit im Krankenhaus verbringen. Dadurch kam es wiederum nicht zu der geplanten Auswanderung in die USA. Seine Gesundheit war angeschlagen und die Wolffs blieben in Nizza. In einem Brief an die Nichte Alice schrieb Änne Wolff ein wenig bitter: „Life became a little weary, but we settle all, as well it possible.“¹⁶¹

3.5.5 Verhaftung und Tod

Am 11.11.1942 marschierte die italienische Armee in Südfrankreich ein und besetzte auch Nizza. Theodor Wolff fühlte sich sicher während der italienischen Besatzung, weil „die Behandlung der Juden in Italien bis heute nicht von jener sadistischen Grausamkeit gezeugt [hat]. Das alte italienische Kulturvolk wurde wenigstens nicht durch solche Greuel befleckt.“¹⁶² Er berief sich auf seine diversen Besuche in Italien Anfang der 1930er Jahre, bei denen er verschiedene Male mit Mussolini zusammengetroffen war. Daher

159 „I do hope you have changed your minds about going to U.S.A. and will start as soon as possible. [...] Do not wait any longer, it must be possible to get your friends active. It is true the passage is long and uncomfortable, but please, do start, do not wait.“ Brief von Alice Hirschfeldt an T.W. (17.8.1942), N 1207 / 12.

160 Ernst Feder: „Erinnerungen an Theodor Wolff“, in: *Das Parlament* 31 (3.8.1960). Dort zit. Feder wörtlich den Brief T.W.s (21.8.1942). Darin nennt T.W. auch die Namen seiner Fürsprecher.

161 Brief in englischer Sprache an Alice Hirschfeldt (London, 4.6.1942), N 1207 / 12.

162 *Die Juden*, S. 173. Vgl. auch Köhler, S. 306.

meinte er, die Italiener und ihren Duce zu kennen.¹⁶³ Neben dem italienischen Generalkonsul in Nizza, mit dem Wolff befreundet war, traf er auch mit italienischen Diplomaten zusammen. Er arbeitete weiterhin an seinen Manuskripten, die er Tochter Lilly diktierte.

Am 23.5.1943 gegen 10 Uhr kamen zwei Italiener in Zivil und nahmen Theodor Wolff für „einen Augenblick“ zum Verhör mit.¹⁶⁴ Die Fragen, die sich in diesem Zusammenhang auftraten, weshalb ihn trotz der Kontakte niemand gewarnt hatte und warum diese einflussreichen Bekannten nicht helfen konnten, bleiben unbeantwortet. Theodor Wolff wurde zunächst in eine, von der italienischen Armee beschlagnahmte Villa in der Stadt gebracht. Die Familie versuchte, in Kontakt zu Theodor Wolff zu treten, hatte aber keinen Erfolg. Von Nizza aus wurde Wolff, inzwischen 75 Jahre alt, in ein Gefängnis in Imperia an der italienischen Riviera gebracht und dort wahrscheinlich der Gestapo übergeben. Vier Monate lang wurde er von einem Gefängnis und Konzentrationslager in das nächste gebracht: Darunter waren Marseille und Drancy bei Paris. In Sachsenhausen erkrankte er an Phlegmone und wurde auf Bitten seiner Mithäftlinge ins jüdische Krankenhaus Berlin-Moabit gebracht, wo er nach dreitägigem Aufenthalt am 23. September 1943 starb.¹⁶⁵ Er wurde auf dem jüdischen Friedhof Berlin-Weißensee beerdigt. Sein Grab befindet sich in der Ehrenreihe des Friedhofs.

163 Vgl. hierzu z.B. BT 198 / 27.4.1930, M., „Mussolinis Bäume“; BT 220 / 11.5.1930, M., „Bei Mussolini“; passim. Auch in *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, S. 309-310, beschrieb T.W. sein Treffen mit Mussolini. Feder (*Feder-Tagebuch*) berichtet von T.W.s Treffen mit Mussolini am 21.4.1928, S. 175, am 27.3.1930, S. 252, am 12.4.1930, S. 255, und am 5.5.1930, S. 259. T.W. schien in gewisser Weise beeindruckt vom Duce zu sein, sodass Feder etwas sarkastisch mutmaßte: „Er kommt womöglich als bekehrter Faschist heim“, S. 255.

164 Dies und das Folgende stammt von mündlichen Mitteilungen Rudolf Wolffs und seiner Frau Helna gegenüber Köhler, S. 307f. Rudolf Wolff hatte die Holländerin Helna Tengbergen im April 1943 geheiratet. T.W. hatte ihm dazu trotz der unsicheren Zeiten geraten.

165 Jede Monographie, die auf den Lebensweg von T.W. eingeht, enthält die Information, dass T.W. im Lager Oranienburg gewesen sei. Da dies im Jahre 1943 nicht mehr bestand, muss es sich hier um das KZ Sachsenhausen gehandelt haben. Auf Anfrage (14.3.00) teilte das Archiv der Gedenkstätte Sachsenhausen der Verf. mit, dass aufgrund lückenhafter Bestände keine Informationen über T.W. zu erhalten seien. Die Suche wurde auch, soweit in Kopie vorhanden, in den Häftlingslisten ab Mitte 1943 durchgeführt, die sich in russischen Archiven befanden und erst Ende des Jahres 2000 offiziell an Deutschland übergeben werden sollten.

Die ausländische Öffentlichkeit erfuhr erst im Winter 1943/44 vom Tod Theodor Wolffs. Dem Artikel zufolge wurde er zuerst nach Dachau, dann nach Sachsenhausen gebracht. Im Nachruf hieß es:

„Er repräsentierte einen Typus, der unter deutschen Journalisten nur selten zu finden war: seine politischen Ziele gingen über die Gestaltung des nächsten Tages weit hinaus, und er verfügte über eine Form, die jede seiner Arbeiten zu einem sprachlichen Kunstwerk machte. [...] er gehörte zu den vom Nationalismus aller Schattierungen Meistgehassten [...]. Theodor Wolffs letzte Arbeiten, denen der deutsche Journalismus in den letzten hundert Jahren nichts Gleichwertiges zur Seite zu stellen hat, sind eine der wichtigsten Quellen zur deutschen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts. Von seinen Büchern – Romanen, Bühnenwerken und zeitgeschichtlichen Darstellungen – ist das im Exil geschriebene ‚Marsch durch zwei Jahrzehnte‘ eines der anziehendsten deutschen Memoirenwerke. Über seiner Arbeit lag ein kühler, heiterer Skeptizismus (eine sehr französische Geisteshaltung – die Prägung, die er in seinen Pariser Jahren erhielt, hat er nie verleugnet), das Bewusstsein, dass nichts vollkommen ist und kein Ideal vollkommene Wirklichkeit wird, und zuletzt Resignation, als er beobachten musste, wie wenig sein Ideal Wirklichkeit geworden war.“¹⁶⁶

Später wurde er auch in verschiedenen Memoiren, die nach Kriegsende erschienen, geehrt und charakterisiert. Der B.T.-Redakteur des Feuilletons Hermann Sinsheimer beschrieb ihn so:

„Er wurde einer der brilliantesten und dabei gediegensten Journalisten, die Deutschland in Menschenaltern hervorgebracht hat, zugleich auch zu einem der liebenswertesten und liebenswürdigsten, bescheidensten und hilfsbereitesten Menschen seines Berufes und seines Milieus – ein Kavalier der Feder, der aber, wenn es nottat, aus der ihm angebornen Sanftmut und Urbanität hervorbrechen konnte wie ein Berserker. Diese seltenen Eigenschaften verdienten und verschafften ihm das Amt des Chefredakteurs. [...] In Bezug auf Menschen, Ereignisse und Entwicklungen ein eingefleischter Optimist [...] gab er der Zeitung eine lebensbejahende und menschliche Note. Dadurch aber versagte er, als Hitler heraufzog.“¹⁶⁷

166 D.E.M.: „Theodor Wolff“, in: *Die Zeitung. Londoner deutsches Wochenblatt* 361 / 4.2.1944, S. 8-9.

167 Hermann Sinsheimer: *Gelebt im Paradies*, S. 258ff.

Für Kurt Hiller stand im Rückblick 1948 fest, dass

„[d]er Typus Denker-Künstler-Kämpfer, Kämpfer gar für die Freiheit, seit [...] Heinrich Heines Tod selten in Deutschland [war], verdammt selten geworden, der Typus des unkorruptierbaren, wissenschaftlich trainierten, dabei nicht gelehrtenhaften und pedantischen, vielmehr kunstheiteren und temperamentvollen, in respektable Geisteshöhen emporgestuftten politischen Journalisten. Niemand repräsentierte diesen raren Typus so sehr wie Theodor Wolff. [...] Umso entsetzlicher war, Ende 1942, dass die Nazis sich des 74jährigen Flüchtlings in Südfrankreich bemächtigten und ihn nach Berlin verschleppten, wo er, unter ihrer Tatze, wenige Monate später starb.“¹⁶⁸

Neben dem seit 1960 verliehenen Theodor-Wolff-Preis für Journalisten, trägt seit 1988 trägt der ehemalige Blumenmarkt in der Nähe des alten Berliner Zeitungsviertels den Namen Theodor-Wolff-Park und eine Schautafel präsentiert dort ausgewählte Leitartikel im jährlichen Wechsel.¹⁶⁹

168 Kurt Hiller: Köpfe und Tröpfe, Hamburg 1950, S. 366. Hiller nennt hier ein falsches Datum. T.W. wurde im Mai 1943 verhaftet.

169 Vgl. Bernd Söseman: Für die Freiheit und Wahrhaftigkeit – Zum Leben und Werk von Theodor Wolff, in: Theodor-Wolff-Preis 1999.

4 Distanzierte Beobachtung: Theodor Wolff und das Judentum

Theodor Wolff war in einem liberalen jüdischen Elternhaus groß geworden. Seine Eltern beachteten zwar die wichtigsten Feiertage, lebten aber nicht nach rituellen Vorschriften. Auch wenn er sich seiner jüdischen Herkunft bewusst war, trat schon früh eine distanzierte Haltung zum Judentum zu Tage. Dies geschah nicht zuletzt aufgrund des Elternhauses, das ihm keine religiöse Basis und Verbundenheit vermittelte. Wolff war nicht religiös, besuchte nur selten eine Synagoge und empfand sich selbst zuerst als deutscher Staatsangehöriger. Er beobachtete als Außenstehender die jüdische Gemeinschaft in Deutschland.

Analog zu der bereits in Kapitel 3 vorgenommenen Gliederung in die wesentlichen Lebensabschnitte, sollen Theodor Wolffs ideologische Überzeugung und Entwicklung sowie seine daraus resultierende Haltung und Position zum Judentum in diesem Kapitel herausgearbeitet werden. Die Ausbreitung des nationalsozialistischen Regimes und die damit verbundene Judenverfolgung, aber auch die Aberkennung seiner Identität als deutscher Staatsbürger durch die NS-Diktatur, stellten einen Wendepunkt in seiner Auseinandersetzung mit dem Judentum dar.

Durch die Berichterstattung über die Dreyfus-Affäre verfestigte sich Wolffs liberale Grundhaltung. Als Auslandskorrespondent des B.T. in Paris widmete er sich minutiös den Vorgängen in Frankreich, betrachtete den mit der Affäre einhergehenden Antisemitismus allerdings eher als Begleiterscheinung und Nebensächlichkeit. Sein Hauptanliegen war, dass die Grundprinzipien der Französischen Revolution dadurch in Frage gestellt wurden und die demokratische Ordnung des Staates gefährdet war.

Als Chefredakteur des B.T. befand er sich in der höheren Gesellschaft Berlins. Er verkehrte mit Politikern, Künstlern, Schriftstellern, Journalisten und anderen Intellektuellen aus dem Kaiserreich und der Weimarer Republik. Dabei suchte er kein typisch jüdisches Milieu, sondern pflegte insbesondere den Kontakt zu gleichgesinnten Liberalen und Demokraten. Auf die in Berlin

lebenden Ostjuden blickte Wolff hinab, da sie nicht assimiliert waren. Wolff war in diesem Fall den gleichen Vorurteilen gegen die osteuropäischen Einwanderer erlegen wie viele seiner Mitbürger.

Trotz aller Distanzierung wurde Theodor Wolff zu einer Symbolfigur für die Antisemiten. Für sie zählte seine Assimilation nicht, allein seine jüdische Herkunft war ausschlaggebend. Hinzu kam seine politische, seine liberale Überzeugung, durch die er insbesondere in der Weimarer Republik von Konservativen und Nationalisten in verschiedenen Schriften und Pamphleten angefeindet wurde. Von radikalen rechten Gruppierungen wurden ihm Morddrohungen gemacht. Wie reagierte er darauf und inwieweit veränderte er sich infolge dieser Übergriffe?

Theodor Wolff setzte sich mit dem Antisemitismus, dem Rassenhass und der daraus folgenden Hoffnung der Juden auf die Gründung eines selbstständigen Staates bis zum Exil (1933) nicht öffentlich in Form einer kritischen Darstellung auseinander. Eine ausführliche Diskussion erfolgte erst im Winter 1942/43 mit dem in Südfrankreich verfassten Manuskript *Die Juden*. Darin brachte er programmatisch und sachlich-distanziert seine Überlegungen zu diesen Themen zu Papier.

4.1 Theodor Wolff und die „Affäre Dreyfus“

Der französische Hauptmann Alfred Dreyfus (1859-1935) wurde im Oktober 1894 verhaftet und angeklagt, weil er verdächtigt wurde, militärische Geheimnisse an Deutschland verraten zu haben.¹ Als Beweisstück diente ein Bordereau, das im Papierkorb des deutschen Militärattachés von Schwartzkoppen in der deutschen Botschaft in Paris gefunden worden war. Aufgrund eines Handschriftenvergleichs wurde es als von Dreyfus geschrieben betrachtet. Dreyfus wurde zu lebenslanger Verbannung auf der Teufelsinsel verurteilt und am 5.1.1895 öffentlich degradiert.² 1896 wurde das Verfahren

1 Vgl. Alfred Dreyfus: *Cinq années de ma vie (1894-1899)*, Paris 1982. (Die erste dt. Ausgabe von A. Dreyfus: *Fünf Jahre meines Lebens* erschien 1902 in Berlin.) Max von Schwartzkoppen: *Die Wahrheit über Dreyfus*, aus dem Nachlass hrsg. v. Bernhard Schwertfeger, Berlin 1930. Siegfried Thalheimer (Hrsg.): *Die Affäre Dreyfus*, München 1963. Vgl. auch: James F. Brennan: *The Reflection of the Dreyfus Affair in the European Press, 1897-1899*, New York 1998. Albert S. Lindemann: *The Jew Accused. Three Anti-Semitic Affairs (Dreyfus, Beilis, Frank) 1894-1915*, Cambridge 1991.

2 BT 8 / 5.1.1895, A., „Die Degradation des Hauptmanns Dreyfus“, T.W. Die folgenden BT-Artikel sind, sofern nicht anders angegeben, von T.W. verfasst.

wieder aufgenommen, da Oberstleutnant Picquart,³ der Chef des Nachrichtenbüros, nachweisen konnte, dass Oberst Esterhazy der tatsächliche Verfasser des Bordereaus war. Allerdings gestanden das Kriegsministerium und der Generalstab ihr Fehlurteil nicht öffentlich ein, ignorierten die neue Beweislage und bestätigten abermals das Urteil gegen Dreyfus. Anfang 1898 wurde Esterhazy von den Vorwürfen, das Bordereau verfasst zu haben, freigesprochen. Daraufhin veröffentlichte Emile Zola⁴ seinen aufsehenerregenden offenen Brief „J'accuse“ (13.1.1898) in der *Aurore*, dem „Hauptorgan der Dreyfus-Vertheidiger“.⁵ Darin machte er auf die ungerechte Verurteilung Dreyfus' aufmerksam. Zola wurde zu einer Haft- und Geldstrafe verurteilt. Er trat sie jedoch nicht an, da er nach England ins Exil ging. Spätestens hier wurde deutlich, „dass die Affäre Dreyfus sich immer mehr zu einer politischen Frage, dem Kampf der Linken gegen die Militärherrschaft“ zuspitzte.⁶

Es kam zu einem Revisionsverfahren im Fall Dreyfus, in dem 1899 das Urteil in zehn Jahre Festungshaft umgewandelt wurde. Es war aufgrund der Beweislage jedoch juristisch unhaltbar. Da sich die politische Konstellation in Frankreich geändert hatte, musste Dreyfus die Haftstrafe nicht mehr antreten. Am 19.9.1899 wurde Dreyfus durch das „dreyfusfreundliche Ministerium Waldeck-Rousseau“ begnadigt.⁷ Erst 1906 wurde er vollständig rehabilitiert. Die Affäre übertrug sich zwangsläufig schon zu Beginn auf die französisch-deutschen Beziehungen. Der Vorwurf der Spionage gegenüber Deutschland stellte 25 Jahre nach dem Sieg Deutschlands über Frankreich ein willkommenes Sujet dar. Der Beginn eines neuerlichen Krieges war zeitweise nicht auszuschließen.

Die Affäre war aber vor allem eine der schwersten innenpolitischen Krisen der Dritten Republik. Sie spaltete Frankreich in Dreyfusards und Anti-Dreyfusards: Die Anhänger der Republik standen den Anhängern der Monarchie, des Klerus' und des Adels gegenüber. Die reaktionären Monarchisten brach-

3 Georges Picquart (1854-1914) war Oberstleutnant in der französischen Armee. Ihm wurden während der Dreyfus-Affäre Fälschungen vorgeworfen, weshalb ihm der Prozess gemacht wurde. T.W. sah ihn in BT 600 / 26.11.1898, M., „Picquart“ als „ritterliche, vornehme, muthvolle Erscheinung, [die] so mächtig das ganze Gewürm und Gewimmel der kleinen politischen Streber“ überragte.

4 Vgl. zu Emile Zola (1840-1902) *Pariser Tagebuch*, „Am Totenlager Emile Zolas“, S. 243-251.

5 BT 68 / 7.2.1898, A., „Der Prozeß Zola“.

6 BT 23 / 14.1.1898, M., „Die Kammersitzung“.

7 BT 481 / 21.9.1899, M., „Ist noch eine völlige Freisprechung Dreyfus' möglich?“.

ten einen stark antisemitischen Ton ein, da Dreyfus Jude war. Der Fall Dreyfus wurde zu einer Machtprobe zwischen beiden Parteien. Dennoch waren nur wenige von Beginn an von Dreyfus' Unschuld überzeugt und wenige setzten sich für eine Wiedergutmachung an seiner Person ein. Einer von ihnen war Bernard Lazare. Als Anwalt Dreyfus' verfasste er 1896 eine Broschüre, in der die unlogische Verquickung der Zusammenhänge dargestellt wurde und die beweisen sollte, dass Dreyfus zum Opfer geworden war.⁸ Die Vorgänge dieses aufsehen erregenden Falls und die Rollen der darin verwickelten Personen sind bis heute nicht ganz geklärt; bewiesen ist lediglich die Unschuld des Hauptmanns Dreyfus.

In diesem Kapitel soll die Bedeutung der Dreyfus-Affäre für Theodor Wolffs politischen Lebensweg herausgearbeitet werden. Sie war ein politisches Schlüsselerlebnis und verfestigte seine liberale Überzeugung. Wolff erkannte die gewichtige Rolle der Presse in der gesamten Affäre: Er beschrieb in vielen Artikeln ihre Bedeutung und ihre Propaganda-Wirkung. Theodor Wolffs eigene Beurteilung und Stellungnahme zur Affäre sind hauptsächlich seinen B.T.-Artikeln zu entnehmen und stehen an zentraler Stelle dieses Kapitels. Die Affäre ist in vielen seiner Bücher immer wieder thematisiert worden. Der letzte Teil dieses Kapitels widmet sich daher seiner literarischen Verarbeitung in dem während des Exils verfassten Manuskript *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*.

4.1.1 Die Rolle der Presse in der Dreyfus-Affäre

Zu einem großen Teil wurde der Fall Dreyfus in der Presse geschürt und ausgetragen. Ohne diesen „Zeitungsärm“ hätte sich der Prozess kaum zu einer „Affäre“ ausgeweitet.⁹ Auch Theodor Wolff vertrat die Meinung, dass das „Getöbe“ der „chauvinistischen Blätter“¹⁰, der „nationalistischen Schandpresse“¹¹ und der „antisemitischen *Libre Parole*“¹² zur Verurteilung Drey-

8 BT 572 / 9.11.1896, „Ein Justizmord. Die Wahrheit über die Spionenaffäre Dreyfus“. Die Broschüre von Bernard Lazare hieß *Une Erreur Judiciaire*.

9 Ignatz Sakrewski: „Die französische Gesellschaft und die Affäre Dreyfus“, in: *AZJ* (28.4.1899). Zit. nach Eckhardt Fuchs / Günther Fuchs: *Die Affäre Dreyfus im Spiegel der Berliner Presse*, in: *Dreyfus und die Folgen*, hrsg. v. Julius H. Schoeps / Hermann Simon, Berlin 1995.

10 BT 606 / 29.11.1897, A., „Das Ende der Dreyfus-Enquete“.

11 BT 481 / 21.9.1899, M., „Ist noch eine völlige Freisprechung Dreyfus' möglich?“.

12 BT 551 / 29.10.1897, A., „Der Wiederbeginn der Dreyfus-Kampagne“. Die *Libre Parole* wurde von Eduard Drumont geleitet, der 1886 in seinem Buch *La France Juive* seinen

fus' beigetragen haben, „[w]ährend die anständige Presse nur noch das eben Nöthige über die Affaire publizirt“ hat.¹³ Die Gegner, die aus dem „radikal-antisemitischen Lager“ kamen,¹⁴ und die „zur Dreyfus-Befehdung verbündete Presse“¹⁵ verglich Wolff im Verlauf der Revision des Falls mit dem „schwarzen Schrecken“, „weil er [der schwarze Schrecken, C.G.] nur mit Druckerschwärze arbeitet“.¹⁶ Er konstatierte auch 1899 noch die „terroristische Macht der Skandalpresse“, die

„hervorgegangen [ist] aus dieser Diskreditirung und diesem Sündenfall der opportunistischen Bourgeoisie. Von jeher hat Frankreich diese Erpresser- und Verleumderblätter gekannt [...]. Aber sie waren nie zahlreicher und nie mächtiger als heute. Was ihnen ihre Macht gab, war eben, daß ihr Treiben einen Augenblick berechtigt schien. [...] Ein journalistisches Zuhälterthum rast johlend, berauscht durch den Schrecken, den es verbreitet, über den öffentlichen Markt.“¹⁷

Für das Verhalten von einem Teil seiner französischen Kollegen, die ohne jede Selbstbeschränkung verdächtigten und hetzten, hatte Theodor Wolff letztlich nur Verachtung übrig. Diese Praktiken widersprachen seiner Auffassung von Journalismus und Berichterstattung.

„Dieses Volk ist irregeleitet durch eine schmachvolle, erbärmliche Presse, ist bis an den Hals mit Lügen und Märchen vollgestopft von dem schamlosesten Gesindel, das jemals eine Feder führte.“¹⁸

Die Hauptkontrahenten waren – sowohl in Frankreich als auch in Deutschland – die liberalen Blätter einerseits und die konservativen Blätter andererseits. Neben dem B.T. gehörten in Deutschland z.B. die *Berliner Morgenzeitung* und die *Vossische Zeitung* zu den Verteidigern Dreyfus' und Befür-

Antisemitismus kundtat und damit einen großen buchhändlerischen Erfolg hatte. Weitere Zeitungen der Anti-Dreyfusards waren der *Eclair*, der *Matin*, das *Echo de Paris*, der *Jour*, das *Journal*, der royalistisch-klerikale *Soleil*, der *Gaulois*, der *Soir*, die ehemals boulangistischen Blätter *Presse* und *Patrie*, und der *Intransigeant*.

13 BT 8 / 5.1.1895, A., „Die Degradation des Hauptmanns Dreyfus“.

14 BT 553 / 30.10.1897, A., „Die Rehabilitation des Kapitäns Dreyfus“.

15 BT 572 / 10.11.1897, M., „Zur Dreyfus-Kampagne“. Siehe den gesamten Artikel im Anhang 1.2.

16 Der *Zeitgeist* 49 / 6.12.1897, Beiblatt zum BT, „Der schwarze Schrecken“.

17 BT 278 / 3.6.1899, A., „Revision“. Siehe den gesamten Artikel im Anhang 1.4.

18 BT 26 / 15.1.1898, A., „Ein Pariser Morgenspaziergang“. Siehe den gesamten Artikel im Anhang 1.3.

wortern der Revision. Dagegen zählten die *Staatsbürgerzeitung*, die *Kreuzzeitung* und *Germania* zu den Anti-Dreyfusards. In Frankreich wie auch in Deutschland polemisierten konservative Blätter gegen die liberalen Zeitungen und verunglimpften sie als „Judenpresse“. ¹⁹ Die Affäre symbolisierte für die liberalen und republikanischen Zeitungen den „Kampf der Republik gegen eine vom Antisemitismus unterstützte ‚klerikal-militaristische Diktatur‘“. Der Fall Dreyfus war „eine Fehde zwischen der bürgerlichen Demokratie auf der einen und den verbündeten rückständigen Mächten der Krieger- und Priesterkaste auf der anderen Seite“. ²⁰

4.1.2 Die Dreyfus-Affäre – „Der wildeste Hexensabbath, der je gesehen worden“²¹

Die Dreyfus-Affäre weist eine auffallende zeitliche Parallele zu Theodor Wolffs Korrespondententätigkeit in Paris auf. Er ging im November 1894 nach Frankreich – kurz nachdem der erste Prozess gegen den französischen Hauptmann begonnen hatte. Als er 1906 nach Berlin berufen wurde, um dort den Posten des Chefredakteurs zu übernehmen, wurde zeitgleich Dreyfus rehabilitiert. Wolff war mit seiner ausführlichen Berichterstattung über die Dreyfus-Affäre beinahe täglich im B.T. vertreten. Das Blatt stellte über Jahre hinweg jede Phase der Affäre dar und druckte nicht selten die zentralen Teile von Vernehmungen und Plädoyers auf der Titelseite ab. Zum Teil schickte Wolff in halbstündlichen Abständen Telegramme an seine Redaktion in Berlin. ²² Einige wenige seiner Artikel sind sogar mit Skizzen der Hauptakteure versehen. ²³

Die „Révolution dreyfusienne“ hat Wolff für seinen weiteren Werdegang entscheidend politisch geprägt. Er wurde durch die „parlamentarischen Debatten, die Selbstheilungskräfte und die demokratischen Prinzipien, die Heftigkeit der öffentlichen Diskussion und die Mächtigkeit chauvinistischer und antisemitischer Strömungen“ beeindruckt. ²⁴ Aber auch die Zivilcourage,

19 Siehe zum Stichwort „Judenpresse“ Kapitel 2.2.3.

20 BT 11.6.1899. Zit. nach Eckhardt Fuchs / Günther Fuchs: Die Affäre Dreyfus im Spiegel der Berliner Presse, S. 57.

21 *Pariser Tagebuch*, S. 280.

22 Vgl. Sösemann: Vorwort *Tagebücher* I, S. 38.

23 So z.B. BT 327 / 1.7.1898, M., „Das Ministerium Brisson und die Dreyfus-Affäre“.

24 Vgl. Sösemann: Einleitung *Die Wilhelminische Epoche*, S. XXV.

Entschlossenheit und „gewaltige idealistische Leidenschaft“²⁵ von Persönlichkeiten wie Bernard Lazare, Emile Zola, Picquart, Scheurer-Kestner²⁶ und Waldeck-Rousseau²⁷ hinterließen ihre Spuren. Theodor Wolff selbst schrieb seine ersten Eindrücke in Paris während des Exils nieder und ordnete seine Position in der Dreyfus-Affäre so ein:

„Allmählich, sehr bald sogar, erweiterte sich für mich der Schauplatz, neue Beziehungen entstanden, neue Wege führten nach den verschiedensten Seiten hin: Als gerade jetzt der Hauptmann Dreyfus verurteilt, auf dem trostlosen Hof des Militärgefängnisses du Cherche Midi degradiert und auf die Teufelsinsel verschickt war, kam [ich] in Verbindung mit allen Hauptacteurs der Dreyfuspartei, und da ich auch bei dem Deutschen Botschafter, dem prachtvoll knorrigen und sarkastisch knurrigen alten Fürsten Münster [...] und bei seinen Mitarbeitern gut aufgenommen war, konnte ich die Verfädelung zwischen dem Militärattaché Schwarzkoppen und dem Spion Esterhazy früher als andere begreifen und konnte mithelfen, das absichtlich Verwirrte zu entwirren.“²⁸

Seine Artikel über die Dreyfus-Affäre lesen sich wie eine Chronik der einzelnen Ereignisse. Arthur Levysohn, Chefredakteur des B.T., sprach Wolff zu Beginn der Affäre sein Lob für seine Artikel aus. Anerkennend schrieb er Wolff nach Paris:

„Lieber Freund, zunächst meinen besten Glückwunsch zu Ihrem Debut in der Pariser Presse. [...] Ihre Dreyfus-Depeschen waren ganz vorzüglich [...]. Keines der andern Blätter war in diesem Punkt Ihnen überlegen [...]“²⁹

Wenige andere Journalisten deutschsprachiger Zeitungen waren wie Theodor Wolff seit dem Beginn der Affäre von der Unschuld des Hauptmanns Dreyfus überzeugt. Neben ihm gehörte Paul Goldmann, der als Korrespondent der

25 BT 493/ 28.9.1898, A., „Aus kritischen Spätsommertagen“. „Es sind die Söhne der großen Revolution, und was sie heute vollbringen [...] ist auch eine Revolution und keine kleine.“

26 Auguste Scheurer-Kestner (1833-1899) war Vizepräsident des Senats. Vgl. das Porträt „Scheurer-Kestner“ in *Pariser Tagebuch*, S. 265-272.

27 René Waldeck-Rousseau (1846-1904) war von 1899 bis 1902 Ministerpräsident Frankreichs und Chef der ersten französischen Linksregierung. Vgl. das Porträt „Waldeck-Rousseau“ in *Pariser Tagebuch*, S. 273-285.

28 *La Terrasse*, S. 196.

29 Arthur Levysohn an T.W. (9.1.1895), N 1207 / 14.

Frankfurter Zeitung einen Pro-Dreyfus-Artikel verfasst hatte,³⁰ zu den Dreyfusards, und nach einiger Zeit auch Theodor Herzl, Journalist der Wiener *Neuen Freien Presse*. Wolff gab Dreyfus in beinahe jedem Artikel den Zusatz „der unschuldig verurtheilte Kapitän Dreyfus“,³¹ stellte aber die Person und den Charakter Dreyfus' selbst als äußerst unsympathisch dar:

„Der unschuldig verurtheilte Kapitän Dreyfus war offenbar, so lange er noch stolz und geachtet dastand, ein wenig angenehmes Individuum. [...] Er war ein Streber von der häßlichsten Sorte. Protegiert von einflußreichen Finanziers und ihrem parlamentarischen Anhang, suchte er seine Kameraden zu verdrängen, sich selbst auf den besten Platz zu schieben. Er war servil nach oben und brutal nach unten. Er behandelte, wie es scheint, seine Leute miserabel und beehrte besonders diejenigen seiner Religionsgenossen, welche das Malheur hatten, unter ihm zu dienen, mit seiner Abneigung.“³²

Hier wies Theodor Wolff indirekt auf Dreyfus' Zugehörigkeit zum Judentum hin. Er beschrieb das Verhalten des Kapitäns in einer Weise, die antisemitischen Vorurteilen gegenüber Juden zu entsprechen schien, wenn er Dreyfus als „unfrohe[n] Streber und Leuteschinder“ bezeichnete.³³ Diese negative Beschreibung Dreyfus' begründete Wolff jedoch nicht mit dessen Religionszugehörigkeit, sondern warf ihm vielmehr selbst antisemitisches Verhalten zu Gunsten seiner militärischen Laufbahn vor. Die fehlende Achtung der jeweiligen Religionszugehörigkeit und deren Tolerierung brachte ihm daher die Geringschätzung und Verachtung des Journalisten ein.

„[Dreyfus] ist weniger sympathisch als die meisten [unschuldig Verurtheilten]. Er hätte, das ist kaum zweifelhaft, in einem Kampfe wie

30 *Frankfurter Zeitung* 314/ 21.11.1896: „Jawohl, es ist der Wahn, der alte Feind der Menschheit, der im hellen neunzehnten Jahrhundert wieder einmal seinen finsternen Spuk getrieben und ein Menschenleben vernichtet hat.“ Zit. nach Julius H. Schoeps: Theodor Herzl und die Dreyfus-Affäre, Wien 1995, S. 40. Goldmann duellierte sich während der Affäre mit einem frz. Journalisten, der ihn wegen seiner dreyfus-freundlichen Haltung in der nationalistischen Zeitung *La Patrie* als „lâche coquin“ beleidigt hatte (BT 594a / 22.2.1896). Weiteres über Goldmann befindet sich in BT 363 / 19.7.1899, A., „Herr Mittelstädt und die Affäre Dreyfus“.

31 Z.B. in BT 17 / 10.1.1895, A., „Deutschland und der Fall Dreyfus“; BT 573 / 9.11.1896, A., „Die Affäre Dreyfus“; BT 579 / 12.11.1896, A., „Der unschuldig verurtheilte Kapitän Dreyfus“.

32 BT 579 / 12.11.1896, A., „Der unschuldig verurtheilte Kapitän Dreyfus“.

33 BT 561 / 4.11.1897, M., „Neue Randglossen zur Dreyfus-Affäre“. Siehe den gesamten Artikel im Anhang I.1.

dem heutigen auf der Seite Derjenigen gestanden, die jetzt ‚Nieder mit dem Verräther Dreyfus!‘ brüllten. [...] Er las die ‚Patrie‘ [...], und wer weiß, ob er nach seiner Rückkehr nicht eine Sprache führen wird, ganz im Stile der ‚Patrie!‘ ‚Es bleibt uns noch eine schwere Arbeit‘, hat Mathieu Dreyfus neulich zu einem seiner Bekannten gesagt – ‚meinen Bruder zum Dreyfusismus zu bekehren!‘ Ein breiterer Ozean, als derjenige ist, der ihn heute noch von Europa trennt, trennt den Kapitän Dreyfus von der Ideen- und Gefühlswelt seiner Befreier, von der Welt Zolas und Scheurer-Kestners, Jaurès und Picquarts!“³⁴

Wolff unterstellte Dreyfus, dass er selbst zu den nationalistischen Hetzern gehört hätte, wäre er nicht in der Situation des unschuldig Verurteilten gewesen. Doch trotz aller Skepsis, die auch Wolff der Person Dreyfus entgegen brachte, stand er auf dessen Seite. Auf der Basis liberaler Ideen verwarf Wolff seine Vorbehalte und aufgrund der Ungerechtigkeit, aufgrund des falschen Urteils, das gegen Dreyfus gefällt worden war, wurde er Mitstreiter für das Ziel der Dreyfusards. Er fuhr fort:

„[...] Uns [...] erscheint die Gestalt des Kapitäns unerfreulich, fast abstoßend. [...] In seinen häßlichen Zügen, seinem scheuen, unklaren Blick glauben wir die äußeren Anzeichen eines im Grunde tristen Charakters zu besitzen. [...] Wenn die Welt, wie auf den Bildern des frommen Florentiners Fra Angelico in zwei Höllen getheilt wäre, wenn man auf der einen Seite alle häßlichen, mißgestalteten, widrigen Geschöpfe für abscheuliche Verbrechen und nichtswürdige Sünden in der Hölle braten sähe, während auf der anderen Seite die Schönen, Heiteren, Sonnigen zugleich die Guten und Ehrbaren wären, die den Himmel verdienten [...] – dann könnte die Entscheidung über Schuld oder Unschuld Dreyfus’ nicht schwer sein. Dieser Mann gehörte in die Hölle [...]. Aber die Welt, die Menschheit ist nicht so durch einen Strich in zwei Hälften getheilt [...]. Der Kapitän Dreyfus ist unschuldig. Er ist kein Verräther.“³⁵

Wolffs Beschreibung machte Dreyfus bei den deutschen Lesern kaum beliebter. Jedoch besticht hier die Argumentation, nach der die Verurteilung nicht zulässig sein könnte, ohne den Fall genau untersucht zu haben und

34 BT 278 / 3.6.1899, A., „Revision!“

35 BT 579 / 12.11.1896, A., „Der unschuldig verurtheilte Kapitän Dreyfus“.

ohne die tatsächlichen Zusammenhänge zu kennen. Wolff trat damit für die Revision des Urteils ein.

Insbesondere die soziale Ungleichbehandlung war wichtig für Theodor Wolff. Er stellte in diesem Zusammenhang religiöse Ungerechtigkeiten und Diffamierungen in Frankreich fest: Die katholische Kirche hatte eine übermächtige Position im Staat inne und unterdrückte die protestantische Minderheit, indem sie diese als „Hugenotten“ verunglimpfte. Die „klerikal-antisemitische ‚Libre Parole‘“ warf darüber hinaus „Juden und Protestanten in einen Topf“.³⁶

„Sie [die ‚Libre Parole‘, C.G.] verhöhnt Scheurer-Kestner, weil er für einen jüdischen Kapitän in die Schranken tritt; und sie verhöhnt ihn, weil er ein ‚Hugenotte‘ ist. Denn sie glaubt, ein Schimpfwort auszusprechen, indem sie ‚Hugenotte‘ sagt, wie die ‚Staatsbürger-Zeitung‘ ein Schimpfwort zu sagen meint, indem sie einen Gegner ‚Jude‘ nennt.“

Solange die derartig diskriminierten Personen allerdings diesen großen Mut zeigten und für einen ungerecht Verurteilten eintraten, widersprach Wolff entschieden der abschätzigen Bezeichnung dieser Religionsgemeinschaften: Weder „Hugenotte“ noch „Jude“ konnten in seinen Augen als Schimpfworte missbraucht werden. Die Position als Minderheit im Staat hatte die Protestanten dazu gebracht, „gewisse spezielle Eigenschaften“ zu erlangen:

„Sie sind in mehr als einer Beziehung gestählt und hart gemacht worden – sie haben sich auch einen eigenen, zähen Rechtssinn und Idealismus bewahrt, der sie weit mehr befähigt, die Rolle der großen Rechtsvertheidiger als die Rolle der großen Philosophen zu spielen.“

Wolff bewunderte diese mutigen Leute, die für andere eintraten. Sie zu beschimpfen, grenzte seiner Meinung nach an „Dummheit“; sie war „das Einzige, was keine Grenzen kennt“.

Über den in der Dreyfus-Affäre immer wieder laut werdenden Antisemitismus finden sich in Theodor Wolffs B.T.-Artikeln kaum direkte Äußerungen. Eine seiner seltenen Bemerkungen schrieb er zu Beginn des Revisionsverfahrens (1898). Hier schilderte Wolff, wie er durch das noch schlafende Paris

36 BT 561 / 4.11.1897, M., „Neue Randglossen zur Dreyfus-Affäre“. Vgl. auch im Folgenden.

lief und mit zwei anderen Menschen einem Ohnmächtigen half, der im Boulevard Haussmann auf einer Bank lag. Als er Mitleid für ihn zeigte, erhielt er die Antwort: „Es krepiren so Viele!“

„Und ich wurde auf dem ganzen Wege das Wort nicht mehr los. [...] ‚Es krepiren so Viele!‘ Dieses Wort erklärt so manches, und es entschuldigt so manches. Es drückt das Gefühl aus, mit welchem das niedere Volk, mit welchem die große Masse dieser Dreyfus-Tragödie zusieht. [...] Aber die verführerischen Phrasen und die Lügen fielen auf einen dankbaren, einen vorbereiteten Boden. Nicht nur, weil dieses Volk mit einer so reichen Romanphantasie ausgestattet ist, sondern auch, weil es in seinem kindlichen, entschuldbaren Egoismus nicht lange erwägt, und weil seine ganze philosophische Weisheit sich in die Worte zusammenfasst: ‚Was geht es uns an? Wer kümmert sich um uns?‘ Der Kapitän Dreyfus und die Seinen gehören zu einer bevorzugten, zu einer reichen Klasse, zu einer Gesellschaft, die sich auch nicht die geringste Mühe gegeben, sich in den Augen des Volkes beliebt zu machen. Diese Leute habe zwei Jahrzehnte hindurch die Republik für sich auszubeuten verstanden, sie haben alles an sich gerissen, alles genossen, alles aufgesaugt. Ob sie Juden sind oder Christen, ganz egal – der Antisemitismus ist in Frankreich mehr noch als anderswo ein Schlagwort, in dem sich, weit über die Grenzen einer Religionsgemeinschaft hinaus, die Abneigung gegen eine ganze Kaste, gegen eine ganze Gesellschaft ausdrückt.“³⁷

Wolff wies hier auf den latenten Antisemitismus hin, der durch die Affäre lediglich wieder hervorgeholt wurde. Dass dies erfolgreich sein konnte, war nicht zuletzt zurückzuführen auf eine Unbekümmertheit im Volk und auf die Ignoranz der Probleme anderer. Darüber hinaus war die Affäre Dreyfus aber auch Ausdruck des Hasses zwischen den verschiedenen Klassen der französischen Gesellschaft. Dieser Hass bezog sich nicht allein auf Religionsunterschiede. Wolff vertrat die Ansicht, dass Dreyfus nicht aufgrund seiner Zugehörigkeit zur jüdischen Religionsgemeinschaft verurteilt wurde, sondern vielmehr weil er Mitglied einer bevorzugten und privilegierten Klasse war. Über diese Argumentation hinaus ignorierte Theodor Wolff den Antisemitismus, der in dieser Affäre offen zu Tage trat, und vermied eine weitergehende, intensive Auseinandersetzung.

37 BT 26 / 15.1.1898, A., „Ein Pariser Morgenspaziergang“.

Stattdessen deutete er die Dreyfus-Affäre als wirtschafts- und sozialpolitisches Problem. Frankreich hatte es versäumt, etwas gegen die herrschenden sozialen Spannungen und Ungerechtigkeiten zu unternehmen. Das Land hatte lediglich eine Oberschicht protegiert, anstatt die soziale Misere einer breiten Gesellschaftsschicht in Frankreich zu beheben. Auf diese Ungleichbehandlungen der Gesellschaftsschichten führte er auch die antisemitische Stimmung und Hetze im Land zurück. Wolff ging es um die Verteidigung bürgerlicher und liberaler Grundwerte gegen religiösen Fanatismus und gesellschaftliche Intoleranz. Die Affäre symbolisierte für ihn die Auseinandersetzung zwischen den freiheitlichen liberalen Idealen einerseits und den reaktionären Zielen klerikaler und nationalchauvinistischer Kräfte andererseits. Da diese Kräfte in allen Ländern am Werk waren, ging es seiner Meinung nach in der Dreyfus-Affäre um einen Konflikt von universaler Bedeutung. Niemand dürfte dieser Auseinandersetzung unter dem Vorwand des Nichteinmischens entgehen. Werte wie Freiheit, Gerechtigkeit und Wahrheit müssten verteidigt werden. In der französischen Affäre sah Wolff eine stellvertretende Diskussion für alle übrigen Fälle, in denen die Menschenrechte mit Füßen getreten wurden.³⁸ Für ihn standen die übergeordneten moralischen und ideologischen Werte und Prinzipien im Vordergrund. Er hoffte auf eine baldige Gesundung von Staat und Gesellschaft in Frankreich.

Klerus, Monarchisten und das französische Militär, die sich zu einer Koalition gegen die Demokratie, zu einem „Bunde von Säbel und Weihwedel“³⁹ zusammengetan hatten, hielten diejenigen für unpatriotisch, die sich für Dreyfus äußerten, und sahen die Ehre der Armee angetastet. Sie zeichneten in Wolffs Augen für den „Bankrott der französischen Revolution“⁴⁰ verantwortlich: „Regierung, Kammer, Presse, Armee und Gerichtshof [haben] für den Klerikalismus gearbeitet“, der „in Frankreich heute einen neuen Frühling“ hat.⁴¹ In einem weiteren Artikel machte er „politische Abenteurer“ aus, die den journalistischen Terrorismus und die Antipathien einer gewissen Bevölkerungsschicht „auszunutzen und gleichsam zu kanalisieren suchten“:

38 Vgl. BT 278 / 3.6.1899, A., „Revision!“.

39 BT 138 / 17.3.1898, M., „Säbel und Weihwedel“. Vgl. auch T.W.s kurze Bemerkung zu der „Interessengemeinschaft“ von „Schwert und Kreuz“ in *Der Krieg des Pontius Pilatus*, S. 203f.

40 T.W. zit. in BT 138 / 17.3.1898, M., „Säbel und Weihwedel“ die Worte George Clémenceaus.

41 BT 138 / 17.3.1898, M., „Säbel und Weihwedel“.

„Die klerikalen Reaktionäre erfanden den französischen Antisemitismus, in der Absicht, das republikanische Bürgerthum zu entzweien, um es dann leichter zu besiegen. Die nationalistischen Säbelschwärmer wünschten, die ‚parlamentarische Republik‘ zu stürzen. Den Antisemiten fehlte es seit Panama an Stoff; die Nationalisten waren seit dem ruhmlosen Ende Boulangers bankrott; für beide Gruppen wurde die Affäre Dreyfus die Fahne, um die sie sich schaarnten, das Instrument, an dem sie sich wieder aufrichteten.“⁴²

Aber daneben hatte auch die starke politische Unreife der großen Mehrheit der französischen Gesellschaft, wie Theodor Wolff polemisierte, zur politischen Lage in Frankreich beigetragen.

„Der Franzose (ich spreche von der großen Masse), der auf anderen Gebieten genug Proben von Scharfsinn und logischer Klarheit giebt, lehnt es ab, selbst zu denken, sobald es sich um politische oder nationale Fragen handelt. Er ist politisch denkfaul, er will am kleinen Finger und an der Nasenspitze herumgeführt werden. Darum ist er so ungeeignet, wie nur möglich, sich selbst zu regieren. ‚Aber sein Freiheitsgefühl?‘ höre ich sagen. Ach, auch sein Freiheitsgefühl (ich spreche noch immer von der großen Masse) ist nicht das Freiheitsgefühl denkender Männer, sondern das Freiheitsgefühl von Kindern, die von Zeit zu Zeit dem Gängelband ihrer Wärterin entlaufen müssen!“⁴³

Nicht die antisemitischen Parolen und Hetzerei beschäftigten ihn also vorrangig, sondern vielmehr die Tatsache, dass in dem Land, in dem 100 Jahre zuvor die Ideale von „liberté“, „égalité“ und „fraternité“ verkündet worden waren, diese nun wieder außer Kraft gesetzt wurden. Er war fassungslos darüber, dass auch während des Zola-Prozesses die Grundrechte des Individuums missachtet und mit Füßen getreten wurden, sobald ein gewisses Machtpotential bei den Politikern hinzukam.⁴⁴ Wolff beurteilte die Situation in Frankreich nach dem Wiederaurollen der Affäre und ihrer Weiterleitung an den Kassationshof als „inneren Zusammenbruch“ des französischen Staates: Es hatte sich der „Zusammenbruch des klaren Denkens, des Rechtsbe-

42 BT 278 / 3.6.1899, A., „Revision!“. Im Panama-Skandal (1892/93) beschuldigten frz. Nationalisten einige Abgeordnete, mit Kanalaktien bestochen worden zu sein. General Georges Boulanger (1837-1891) war französischer Kriegsminister (1886-87), der konservative und radikale Kräfte im autoritär-nationalistischen Boulangismus sammelte.

43 BT 561 / 4.11.1897, M., „Neue Randglossen zur Dreyfus-Affäre“.

44 BT 327 / 1.7.1898, M., „Das Ministerium Brisson und die Dreyfus-Affäre“.

wusstseins und Moralempfindens“ vollzogen.⁴⁵ Die gesamte Affäre Dreyfus war für Wolff der Inbegriff der Gefahr für Republik und Demokratie. Seiner Einschätzung zufolge waren nicht nur die bürgerlichen Freiheiten gefährdet, sondern das parlamentarische System als Ganzes.⁴⁶

„Nur wenn kein Mysterium mehr zurückbleibt, hinter das die verhetzenden Elemente des Generalstabes, der Kammer und der Presse sich verstecken können, nur dann kann man von diesen Ereignissen die wohlthätige Wirkung erwarten, auf die wir gehofft haben, als dieser Kampf begann, in welchem die gesunden und anständigen Elemente Frankreichs dem bedenkenlosen Chauvinismus das große Instrument der Dreyfus-Affäre entringen sollten. Nur dann.... [...]“⁴⁷

Nur die vollständige Aufklärung der Dreyfus-Affäre konnte die „Krankheit“ und die „Vergiftung im Volkskörper“ Frankreichs beheben und das Misstrauen beseitigen. Wolff war überzeugt, dass die Affäre in dieser Aufklärung enden würde, denn die „beiden bösen Geister der französischen Republik [...] werden schwerlich ihr Endziel erreichen“.⁴⁸

4.1.3 Theodor Herzl und Theodor Wolff – Zwei gegensätzliche Interpretationen der Dreyfus-Affäre

Theodor Herzl (1860-1904) und Theodor Wolff waren zwei fast gleichaltrige Männer jüdischer Herkunft. Sie waren stark assimiliert und nicht mehr sehr verbunden mit dem Judentum. Ihre Bekanntschaft reichte in die Zeit vor der Dreyfus-Affäre zurück: Theodor Wolff lernte Herzl kennen, als dieser eine Zeit lang für das B.T. arbeitete. Als Herzl für die Wiener *Neue Freie Presse* tätig wurde, hatte Wolff im Jahr 1889 einige Artikel mit dem Titel „Berliner Indiscretionen“ für diese Zeitung geschrieben.⁴⁹ Beide gingen als Journalis-

45 BT 493 / 28.9.1898, A., „Aus kritischen Spätsommertagen“.

46 T.W. legte große Hoffnungen in die Regierung Brisson, der in einer Rede vor dem Kabinett angekündigt hatte, er werde „den Gegnern der Republik keinerlei Einfluß“ einräumen: „[D]ieses Kabinett wäre vielleicht das einzige [...], welches die Revision des Dreyfus-Prozesses noch zu Stande bringen könnte [...]“ BT 327 / 1.7.1898, M., „Das Ministerium Brisson und die Dreyfus-Affäre“.

47 BT 453 / 7.9.1898, M., „Die Revision des Dreyfus-Prozesses“. Vgl. auch im Folgenden.

48 BT 493 / 28.9.1898, A., „Aus kritischen Spätsommertagen“.

49 In *Die Juden*, S. 191, schrieb T.W.: „Zuerst sah ich ihn etwa im Jahre 1889 in Berlin, wo er fast täglich bei meinem Chefredakteur Arthur Levysohn sich einfand, der reizenden, witzigen, schlagfertigen älteren Tochter den Hof machte und für jede Montagsnummer des

ten nach Paris und berichteten über die Dreyfus-Affäre, die für Wolff und Herzl vollkommen gegensätzliche Konsequenzen hatte.

Theodor Herzl war bereits seit Oktober 1891 in Paris. Er arbeitete als Korrespondent der liberalen Wiener *Neuen Freien Presse* bis Juli 1895 in der französischen Hauptstadt. Wolff hatte Herzl seine baldige Ankunft in Paris enthusiastisch mitgeteilt und ihn gebeten, ihm in seiner Anfangszeit behilflich zu sein:

„Lieber Freund und Kollege, ich weiss nicht, ob Sie schon vernommen haben, daß ich nun auch bald zu den Parisern gehören werde? Daß ich als Tageblatt-Korrespondent nach Paris komme und daß ich schon am 2. Dezember [...] dort einrücke? Ich freue mich ehrlich darauf, Sie endlich einmal [...] wiederzusehen. Werden Sie mich als guten Kameraden aufnehmen? Ich bitte aber gleich um mehr – werden Sie mich auch als Lehrling, Schüler [...] aufnehmen? Es wird mir vielleicht zuerst nicht ganz leicht sein, mich in die neue Thätigkeit hineinzuarbeiten. Werden Sie so nett sein, mir dann und wann mit einem Fingerzeig zu helfen? Aber ich brauche nicht erst lange zu fragen – der Mann heisst Herzl und er wird halten, was sein Name verspricht.“⁵⁰

Einem Brief Levysohns an Wolff zufolge, war Wolff aber nur wenige Monate später enttäuscht von der Kollegialität Herzls,⁵¹ weil er „sparsam in kameradschaftlichem Rat“ war.⁵² Dennoch haben sich Wolff und Herzl in der Zeit, in der sie beide in Paris waren, ab und zu abends getroffen. Bei diesen Anlässen schien immer eine steife Atmosphäre geherrscht zu haben:

„Manchmal, nicht allzu oft, denn er sah nicht häufig Gäste bei sich und hatte in Paris auch keinen ausgebreiteten Verkehr, lud er mich zum Diner in seine Wohnung, wo dann nur noch Max Nordau anwesend war. Ich habe kaum ein Haus gekannt, in dem über die Innigkeit des Familienlebens, falls sie vorhanden war, eine so kühle Luftschicht

„Berliner Tageblatts“ ein Feuilleton unter der Dauerüberschrift „Reise um die Woche“ schrieb.“ Vgl. auch Kap. 3.3.

50 T.W. an Theodor Herzl (25.11.1894), NL Herzl, CZA Jerusalem.

51 Arthur Levysohn schrieb: „Daß Herzl nicht so kollegial ist, wie ich angenommen, thut mir weh.“ Brief Arthur Levysohn an T.W. (22.1.1895), N 1207 / 14.

52 *Die Juden*, S. 192. T.W. hielt Herzl für weniger hilfsbereit als Nordau, S. 193.

lag. Man hatte immer den Eindruck, dass man beim Eintreten eine unangenehme Diskussion unterbrochen habe [...].“⁵³

Wolff charakterisierte Herzl, dessen „wienerische oder ungarische, feuilletonistische Freude in graziösen Wortspielen und dessen harmloser Komödienwitz jetzt von Schwerblütigkeit und Nachdenklichkeit überwölkt waren“, als wenig mitteilbar.⁵⁴ Er saß neben Herzl „auf der Journalistentribüne in der Deputiertenkammer“. Während Wolff jedoch Beziehungen zu Persönlichkeiten der Dreyfus-Partei unterhielt, um stets gut informiert zu sein, unterstellte er Herzl, er würde seine Arbeit „ersichtlich unlustig“ verrichten. Außerdem hielt sich Herzl, der für Wolff „kein passionierter Journalist“ war,

„auch sonst immer am Rande des Pariser Lebens oder außerhalb, kannte in den Kreisen der Politik, der Literatur und der Kunst nur wenig Menschen und war ein melancholischer Fremder in dieser wirbelnden Stadt“.

Herzls einziger „intimer Gefährte“ war Max Nordau. Sie „vereinigten ihre Ideen in dem Aufbruch zu der gemeinsamen jüdischen Heimat, in dem Plan des Zionismus, der zweifellos zuerst von Herzl geäußert worden war“.

Wolff war als „unbeteiligter“, ja sogar als „unaufmerksamer Zuhörer“ dabei, „als hinter der Stirn Theodor Herzls die zionistische Idee noch ungeordnet, sozusagen in einzelnen Entladungen, auffunkte und dann allmählich Gestalt gewann“.⁵⁵ In der Rückschau aus dem Exil erinnerte sich Theodor Wolff an ihre gemeinsamen Spaziergänge in Paris, während der er skeptisch den zionistischen Plänen Herzls und Nordaus lauschte.

53 *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, S. 325f. Eine ähnliche Beschreibung liefert T.W. in *Die Juden*, S. 192. Die wenigen Briefe Max Nordaus (1849-1923) im N 1207 / 17 (1.3.1901, zwei Briefe vom 27.9.1905, 15.9.1907, 5.8.1909) bezeugen, dass T.W. auch in einem unregelmäßigen Kontakt zu Nordau stand. In seinem Manuskript *Die Juden*, S. 193ff., wurde Nordau von T.W. als „anständiger, solider Charakter“ dargestellt: „man hätte seine ehrenhafte Persönlichkeit noch mehr geschätzt, wenn er, der ein Mann der objektiven Wissenschaft und ein unfehlbarer Richter über Kunst und Literatur zu sein glaubte, nur irgend etwas besessen hätte, wie ruhige Objektivität des Urteils, Sinn für Maß und Nuancen, künstlerisches Ahnungsvermögen und Feingefühl, oder auch nur ein wenig Zurückhaltung und auch nur den leisesten Zweifel an seiner richterlichen Unfehlbarkeit“, S. 193.

54 Vgl. hier und im Folgenden *Die Juden*, S. 192-197.

55 *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, S. 325f.

„Nach stürmischen Kammersitzungen, nach tosenden Kampfdebatten über die Affäre, spazierten Herzl, Nordau und ich bisweilen, die frische Abendluft genießend, langsam durch die Champs Elysées. [...] Ganz beschäftigt mit der Situation der Juden, auf die in dieser Dreyfus-Periode ihre Aufmerksamkeit sich hingelenkt hatte, und noch angeregt von dem parlamentarischen Erlebnis, sannen die beiden den Möglichkeiten einer jüdischen Staatsgründung nach. Sie sprachen davon, überlegend und wägend, der ältere Nordau immer etwas schneller und wortreicher, während Herzl, dessen elegante Figur majestätisch zwischen uns wandelte, von Zeit zu Zeit seine reifenden Gedanken in sparsamen Sätzen hörbar werden ließ. Nicht lange darauf, nach einem unangenehmen Mißgeschick in seiner Berichterstattung, verließ er Paris und den journalistischen Beruf und sandte nun von Wien aus seine zionistischen Proklamationen in die jüdische Welt. Die Idee hatte sich auch auf jenen Spaziergängen geformt.“⁵⁶

Ganz im Gegensatz zu Wolff stand für Herzl während der Dreyfus-Affäre die Situation der Juden im Mittelpunkt. Theodor Herzl warf Wolff in seinem Zionistischen Tagebuch (5.7.1895) Unkenntnis und Ignoranz der Tatsachen vor, vor allem wenn es um die Frage ging, ob eine Dreyfus-Affäre auch in Deutschland möglich sei.

„Gestern mit dem kleinen Wolff dinirt. Er ist zur Waffenübung einberufen. Ich liess mir wieder einmal von Gardedragonern erzählen. Er findet den Antisemitismus nicht so arg. Der vornehme Preusse sei überhaupt kein Antisemit, der fühle sich bürgerlichen Christen wie Juden gleich überlegen. Wolff merkt also nicht, dass die Vornehmen, die er bewundert, nur die eine Verachtung durch die andere ersetzen. Ihm ist es schon genug, mit bürgerlichen Christen in einen Sack geworfen, verachtet zu werden. Er findet es selbstverständlich, dass er nicht Offizier wird, obwol er das beste Offiziersexamen machte. [...]“⁵⁷

Für Theodor Wolff, der die antisemitischen Tendenzen herunterspielte, wie Herzl meinte, wurde die Dreyfus-Affäre zum politischen Schlüsselerlebnis. Im Gegensatz dazu war die Affäre für Herzl, der sie nur in ihrem Anfangs-

56 *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, S. 326.

57 Theodor Herzl: *Zionistisches Tagebuch* (1895 bis 1899), hrsg. v. Alex Bein / Hermann Greive / Moshe Schaerf / Julius H. Schoeps, Bd. II, 2. Buch, Berlin / Frankfurt a.M. / Wien 1983, S. 210. Vgl. zu T.W.s Wehrdienstzeit Kapitel 3.2, Anm. 198.

stadium direkt in Paris miterlebte, Ausgangs- und Wendepunkt für sein wiederentdecktes jüdisches Selbstverständnis.

„Die Ereignisse des Tages, an denen noch jeder meiner Gedanken hing, schienen den beiden [Herzl und Nordau, C.G.] nur einen flüchtigen Eindruck gemacht zu haben, ihre Unterhaltung schlug sozusagen einen Bogen darüber, sie schufen Zukunft und die ‚Affäre‘ war nur der Punkt, von dem aus der Anstoß kam.“⁵⁸

Während Herzl durch die Affäre zu der Einsicht kam, dass sich die staatsbürgerliche Emanzipation nicht realisieren ließe und die Assimilation letztlich scheitern musste,⁵⁹ sah Wolff in dem Prozess nicht vorrangig die Erniedrigung des jüdischen Hauptmannes Dreyfus, sondern vor allem die Misere der Demokratie und den Verfall der französischen Werte von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in der Gesellschaft.

Theodor Wolff fragte durchaus, ob eine derartige Affäre in Deutschland stattfinden könnte.

„Es ließe sich in dieser Dreyfus-Affäre mehr als ein Punkt herausfinden, der zu einem Vergleich zwischen den Zuständen in Frankreich und in Deutschland Veranlassung bieten könnte. Man hat sehr oft gesagt, die Dreyfus-Affäre wäre in Deutschland nicht möglich gewesen, und sie wäre ja tatsächlich schon aus dem einen Grunde unmöglich, weil der jüdische Alfred Dreyfus niemals Hauptmann im preußischen Generalstab geworden wäre.“⁶⁰

Theodor Wolff beantwortete die Frage mit dem zynischen Hinweis auf die Diskriminierung der Juden in der deutschen Armee. Allerdings betonte er in Artikeln und späteren Darstellungen immer wieder, dass für ihn die eigentliche Bedeutung der Dreyfus-Affäre in der „Bewährung des einzelnen im Angesicht der Masse“ und in den Beispielen „bürgerlichen und moralischen Mut[es] gegen herrschende Gewalten“, wo diese Unrecht taten, lag.⁶¹ Er fragte aber auch:

58 *Die Juden*, S. 197.

59 Vgl. Julius H. Schoeps: Theodor Herzl und die Dreyfus-Affäre, S. 9.

60 BT 357 / 17.7.1906, M., „Die Apotheose“. Vgl. auch im Folgenden. Siehe den gesamten Artikel im Anhang 1.5.

61 *Das Vorspiel*, S. 112f.

„Hätte man im kaiserlichen Deutschland, wo kein Jude Hauptmann im Generalstab werden konnte, bei einer oben und unten verhassten, mit dem Odium des Vaterlandverrats belasteten Sache mehr Beispiele von bürgerlichem Mut, unerschütterlicher Tatkraft und enthusiastischer Selbstaufopferung gesehen?“⁶²

In dieser Frage kritisierte er die Rückständigkeit der deutschen Armee. In Deutschland war man noch nicht so weit fortgeschritten mit der Gleichberechtigung der Juden wie in Frankreich. Unter der Annahme, dass in Deutschland „eine ähnliche Affäre existierte“ und der Rechtsirrtum begangen worden wäre, bezweifelte er, dass Deutschland ähnliche Helden für die Gerechtigkeit gehabt hätte:

„Ist es ganz sicher, daß eine Bewegung aufkommen könnte, wie man sie in Frankreich mit ehrlicher Bewunderung gesehen? Ist es ganz sicher, daß wir die Zola, die Scheurer-Kestner, die Picquart haben würden, die ihre Freiheit, ihr Vermögen, ihre Stellung und selbst ihr Leben für den Triumph der Gerechtigkeit aufs Spiel setzten, und könnte es nicht sein, daß aller schöne Elan und alles heilige Feuer in ein paar Zeitungsartikeln und ein paar Versammlungsreden verpufften? Die großen Kämpfe können nur dort geführt werden, wo die öffentliche Meinung eine Macht ist, und die großen Kämpfer können ihre Kräfte nur auf einem freien und weiten Kampfplatze entwickeln.“⁶³

Dafür war insbesondere eine freie Meinungsäußerung bzw. eine freie öffentliche Meinung zwingend notwendig.

Er hielt schließlich eine derartige Affäre in Deutschland für ausgeschlossen, da es an Engagement der klerikalen Parteien für den Antisemitismus fehlte. Denn seiner Ansicht nach stand in Deutschland, „[...] die katholischen Kirche in einer Front mit der liberalen Opposition. Ihre parlamentarische Vertretung, die Zentrumspartei, war mindestens zu vier Fünfteln demokratisch und nach dem Sturz des Kaisertums die Mitbegründerin und neben der Sozialdemokratie die stärkste Stütze der Republik“.⁶⁴ In Deutschland hatte sich nicht, wie in Frankreich, der Klerikalismus mit dem Militär verbunden. Der

62 Ebd., S. 113.

63 BT 357 / 17.7.1906, M., „Die Apotheose“. Hervorhebung im Original.

64 *Die Juden*, S. 227.

französische Klerikalismus, „eine immer schlagbereite Armee“,⁶⁵ kannte Methoden und wandte Mittel an, „die dem deutschen Klerikalismus fernliegen, und die bei uns weit eher, allerdings primitiver und ungeschliffener, die Methoden und Mittel nationalistischer Nichtrömer sind“.⁶⁶

In der Rückschau aus dem Exil, fast 50 Jahre nach dem Beginn der Dreyfus-Affäre, fragte Theodor Wolff nach ihrem Ursprung und ihrer Entwicklung.⁶⁷ Er schrieb, dass die Juden in Frankreich weitaus weniger verfolgt waren als die Protestanten, sie waren nicht so zahlreich, aber auch ohne mächtige Unterstützung durch Adel oder Heer. Sie hatten „seit ihrer Emanzipation durch die Große Revolution [...] bis zur Dreyfus-Affaire nicht viel Böses erlebt“, nahmen aber verhältnismäßig spät einen „Platz in der Politik, im öffentlichen Leben ein“.⁶⁸ Dies war die Situation, in die die Dreyfus-Affäre förmlich hineinplatzte. Den Ursprung bildete nur eine kleine Notiz in der *Libre Parole*, dem „Organ der radikalsten Republikfeinde“.⁶⁹ Aber gerade weil der Klerikalismus in Verbindung mit dem reaktionären Nationalismus nicht zögerte, ihren „Kampf gegen die republikanische Demokratie“ aufzunehmen, fanden sie in dieser Notiz eine passende Gelegenheit dazu. Die „national-sozialistisch-klerikale Offensiv-Koalition“ behauptete, „in der Mitte der Welt sitze die dicke, wollüstige Blutsaugerin, die giftige, fraßgierige, den Christen Verderben sinnende Spinne und lege über die Völker ihr Netz“. Indem sie zunächst erfolgreich einen „Komplotz des Weltjudentums“ durch das „jüdisch-internationale Syndikat“ heraufbeschwor, zog die Dreyfus-Affäre immer weitere Kreise. „Säbel und Weihwasser“ wurden jedoch „besiegt“ durch die Aufklärung der Affäre und die Standhaftigkeit der Republikaner.

Es kann zu Recht gesagt werden, dass Wolff durch die Dreyfus-Affäre den entscheidenden Anstoß zur Politik erhielt.⁷⁰ Wie er in seinem Manuskript *Die Juden* betonte, war es weit mehr als die Verurteilung und das Schicksal des jüdischen Hauptmannes: Es ging um die Existenz der Demokratie in Frankreich nach der Überwindung der innenpolitischen Krise.

65 Ebd., S. 227.

66 *Das Vorspiel*, S. 111.

67 Vgl. hier und im Folgenden T.W.s Ausführungen in *Die Juden*, S. 226ff.

68 „Das einzige jüdische Drama vor der Dreyfus-Affaire war jenes Massaker in Damaskus, und das spielte sich fern von den Boulevards und von der Börse ab.“ Ebd., S. 227.

69 Ebd., S. 227f. Vgl. auch im Folgenden.

70 Vgl. Schwarz, S. 20.

Kurz nach seiner Ankunft in Paris äußerte sich Herzl über die „Judenfrage“ in Frankreich und den Antisemitismus, den Eduard Drumont in seinem Buch *La France Juive* (1886) als System beschrieben hatte. Herzl verstand die „Judenfrage“ nicht mehr als rein religiöses, theologisches Problem:

„Die Zeiten sind vorüber, wo man sich wegen der Formen des Abendmahles die Köpfe blutig schlug. Heute handelt es sich nicht mehr um das Abendmahl, sondern um das Mittagsbrot. Die Judenfrage ist weder eine nationale noch eine konfessionelle, sie ist eine soziale. Sie ist ein früher schiffbar gemachter Arm des großen Stromes, welcher soziale Frage heisst.“⁷¹

In dieser Problematik stimmten Theodor Wolff und Theodor Herzl überein. Wolff, wenn er auch nicht über die „Judenfrage“ per se schrieb, verstand den Antisemitismus ebenfalls als ein soziales Problem, das über die Grenzen der Religionen hinausging.⁷²

Die jeweiligen Folgerungen der beiden Journalisten wichen allerdings voneinander ab. Herzl wurde der Begründer des politischen Zionismus. Theodor Wolff nahm die Affäre als schwere Krise wahr, deren Bewältigung die Demokratie stärkte. Für ihn war klar: „Was die Affäre Dreyfus so leidenschaftlich interessant macht“, war ihre „weltgeschichtliche Bedeutung“, die offensichtliche Macht der Presse und das beeindruckende Eintreten für Überzeugungen.⁷³

4.1.4 Exkurs: *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten* – Ein Plädoyer für Demokratie und Parlamentarismus

Nicht nur in der Berichterstattung über die Dreyfus-Affäre kristallisierte sich Theodor Wolffs Plädoyer für Demokratie und Parlamentarismus heraus. Auch in dem im Exil verfassten Manuskript *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten* (1940 / 41) durchzog diese Forderung als die einzig mögliche und richtige seinen Text. Die Romanhandlung spielte – wie die Dreyfus-Affäre – in Frankreich. Es stellte im weiten Sinn eine literarische Verarbeitung dieser

71 Zit. nach Julius H. Schoeps: Theodor Herzl und die Dreyfus-Affäre, S. 15.

72 „Ob sie Juden sind oder Christen, ganz egal – der Antisemitismus ist in Frankreich mehr noch als anderswo ein Schlagwort, in dem sich, weit über die Grenzen einer Religionsgemeinschaft hinaus, die Abneigung gegen eine ganze Kaste, gegen eine ganze Gesellschaft ausdrückt.“ BT 26 / 15.1.1898, A., „Ein Pariser Morgenspaziergang“.

73 BT 561 / 4.11.1897, M., „Neue Randglossen zur Dreyfus-Affäre“.

politischen Krise dar, während der Wolff „ja in zwölf Pariser Jahren genug faule Früchte am parlamentarischen Baum“ gesehen hatte.⁷⁴ *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten* ist an dieser Stelle von Bedeutung für die, bezüglich der Dreyfus-Affäre herausgearbeiteten Stellungnahmen Wolffs zur Demokratie, weil es auch nach 40 Jahren noch die Wichtigkeit dieses Themas für ihn zeigte. Die liberal-demokratische Lebensphilosophie, die sich durch sein ganzes Leben zog, vertrat Wolff bis zu seinem Lebensende. Sie hatte zu diesem Zeitpunkt in seinem Leben noch an Relevanz gewonnen, da Wolff als politisch und „rassisch“ Verfolgter der Nationalsozialisten im Exil leben musste. Er hatte nicht nur als politisch Andersdenkender Deutschland 1933 verlassen müssen, sondern auch, weil er jüdischer Herkunft war. Dies mag der Grund für seine derartige Hinwendung zu diesem Thema sein.

Die Romanhandlung ist eingebettet in politische Erörterungen, autobiographische Hinweise und historische Darstellungen. Wolff stellte gleich zu Beginn die Frage nach dem Sinn eines, in den meisten Ländern nach dem Ersten Weltkrieg eingerichteten Grabmal des Unbekannten Soldaten. Ein solches Ehrenmal erinnerte nicht nur an die Schrecken des Krieges, sondern war auch ein Symbol für die demokratische Gleichheit, die Wolff in der Unkenntnis von Herkunft, Stand und Religion des Gefallenen gewährleistet sah. Die Errichtung dieses Grabmals stellte er als „einigendes, erhebendes und mahnendes Heiligtum der gesamten Nation“ dar. Die Erzählung endet mit der Entdeckung des Protagonisten Anaxagoras Sakarian, dass der Unbekannte Soldat ein Jude war. Bei Sakarians spektakulärer Proklamation „Chaim Goldfarb, der unbekannte Soldat, ein Mensch wie wir und wie ihr“ am Grab des Unbekannten Soldaten wird er von Juden gesteinigt, da sie ihn für einen „Agent Provocateur“ hielten und befürchteten, seine Entdeckung würde „ihnen den Pöbel auf den Hals hetzen“. ⁷⁵ Der Aufruhr wurde von den Behörden bekämpft und „es folgte selbstverständlich der Pogrom“. Die Demütigung der Juden und ihre ständige Angst um ihre Anerkennung und Gleichberechtigung wird hier thematisiert. Wolff zieht das Fazit, dass das Grabmal eines toten Soldaten ein „treffendes“ Symbol war: Nicht nur der Soldat war tot, auch die freiheitlichen Ideen, die die demokratisch regierten Länder in den Ersten Weltkrieg eintreten ließen und wofür so viele Soldaten starben. Insbesondere in Deutschland waren diese Ideen durch die nationalsozialistische Herrschaft wieder zunichte gemacht worden.

⁷⁴ *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, S. 231.

⁷⁵ Vgl. hier und im Folgenden ebd., S. 337.

Theodor Wolff beklagte den mangelnden Realitätssinn und die ideologische Schwäche der alten Demokratien. Dies galt auch für das demokratische Deutschland, das den Kampf gegen den Nationalsozialismus verloren hatte. Der nationalsozialistische Staat benötigte kein Grabmal, um einem Unbekannten Soldaten zu huldigen, denn wie sollte dieser Staat wissen,

„ob der Unbekannte die Ehren der Partei verdient? Vielleicht wäre dieser unbekanntete tote Mann [...] kein Freund des Regimes, vielleicht würde er es hassen und man müsste den aus dem Grab Auferstehenden schleunigst in ein Konzentrationslager oder ins Zuchthaus sperren. Vielleicht war er ein Intellektueller, ein Dichter oder ein Mann der liberalen Wissenschaft und man hat auch seine Bücher auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Vielleicht war er [...] ein Mitglied der alten Gewerkschaften, ein Marxist, ein Sozialdemokrat. [...] Vielleicht – nicht einmal das ist ausgeschlossen – hätte dort unten einer der zwölf-tausend Juden gelegen, die auf deutscher Seite in der Verteidigung des Vaterlandes gefallen sind. Einer, der als er noch einen Namen hatte, wie einer der biblischen Erzväter hieß.“⁷⁶

Wolff benannte diejenigen, die als Gegner des nationalsozialistischen Regimes angesehen wurden. Auch im Exil schien er sein Interesse an der Situation in Deutschland nicht verloren zu haben,⁷⁷ scheint er doch die Lage relativ genau einzuschätzen. Ebenso wies er auf die Verbrennung seiner eigenen Bücher hin und identifizierte sich dadurch als eindeutiger Gegner des „Dritten Reiches“. Weiter schrieb er:

⁷⁶ Vgl. hier und im Folgenden *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten.*, S. 227.

⁷⁷ Margrit Bröhan: Einleitung *La Terrasse*, S. 8f., vermutet hingegen, dass T.W. sich „schreiend der bedrohlichen Außenwelt“ entzog, „indem er sich in die Zeit des Ersten Weltkrieges und der nachfolgenden Jahre der Weimarer Republik zurückversetzte“ und sich in dem Protagonisten Anaxagoras Sakarian, ein in „innerer Emigration lebender Altertumsforscher“, einen imaginären Gesprächspartner schuf“. T.W. fragte sich selbst, ob das Schreiben ein Schutz sein konnte: „Geschicht es so, um die Gedanken festzubinden, sich durch eine strenge geistige Hygiene vor dem Versinken in dunkle Stimmungen zu bewahren, und ist dieses Blatt Papier eine Schutzwand, mit der man sich die andrängende Unruhe fernzuhalten glaubt? Oder folgt man der mechanischen Notwendigkeit, dem Gesetz der Tätigkeit, dem Gesetz des Lebens, dem Instinkt der Ameise, die noch unter dem Fuß des Schicksals zu ihrem gewohnten Weg zurückfinden will?“ *La Terrasse*, S. 21. In Kapitel 4.4.2 wird deutlich, dass T.W. sich für das letztere entschieden hatte. B. Söseman: Theodor Wolff. Ein Leben mit der Zeitung, München 2000, S. 10, ist der Meinung, dass T.W. im Exil die „Perspektive des resümierend Zurückblickenden“ hatte, der „nur allzu häufig dazu neigt, das Vergangene zu schönen, und zu verklären oder auch zu dramatisieren und einer Entwicklung eine unangemessene Stringenz zu verleihen“.

„Man sieht, ein rassistisches Regime kann nicht ohne innere Bedenken am Grabmal des Unbekannten Soldaten in dankbarer Erinnerung verweilen. Der unbekannte Soldat muss ihm verdächtig sein. Das Grabmal des Unbekannten Soldaten ist aus dem demokratischen Empfinden heraus geschaffen worden, es ist ein Sinnbild der demokratischen Ideen, gewissermaßen ihre Quintessenz. Die Demokratien fragen nicht, wer der arme Soldat war, dessen Uniform nicht die Abzeichen eines höheren Grades trug. Sie fragen nicht, zu welcher Partei, zu welcher Religion, zu welcher Rasse er gehört hat, und was im Frieden sein Beruf war, und es genügt ihnen, zu wissen, dass er für sein Vaterland gefallen ist.“⁷⁸

Wolff entwickelte hier die Theorie eines Staates, in dem nicht nach Herkunft, politischer Überzeugung oder Religionszugehörigkeit gefragt wurde. Allerdings war er sich auch bewusst, dass ein Volk wie das deutsche, „das bisher in Unselbständigkeit und Unmündigkeit erhalten worden sei“, erst zu Demokraten erzogen werden müsse.⁷⁹ Den in einer Monarchie Lebenden hatte man „die Mühe, selber zu denken, doch abgenommen“.⁸⁰ In den Jahren der Weimarer Republik hatte sich herausgestellt, dass die Deutschen noch nicht reif für die Demokratie waren. Schon früher, während der Dreyfus-Affäre, hatte Wolff bemerkt, dass Deutschland einen weiten Weg zu Demokratie und Gleichberechtigung aller Staatsbürger haben würde. Vier Jahrzehnte später bestätigte sein Wissen um die Entwicklung der politischen Lage die Vermutung, dass Deutschland einer Krise nicht gewachsen sein würde wie Frankreich sie während der Dreyfus-Affäre durchgemacht hatte. Antirepublikanische Kräfte hatten sich durchgesetzt.

Er verfolgte keineswegs eine „mechanische Gleichmacherei“.⁸¹ Sie erschien ihm aussichtslos zu sein,

„weil die Verschiedenheit der menschlichen Naturen, ihrer Triebe, Kräfte und Fähigkeiten, immer wieder Verschiedenheiten im Gemeinleben erzeugen muss. [...] D]ie Erkenntnis, dass eine absolute soziale und menschliche Gleichheit nicht erreichbar sei, entbinde uns nicht von der Pflicht, die krassen und schreienden Unterschiede immer mehr zu verringern, und wer die gegenwärtige Gesellschaftsordnung

78 *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, S. 227.

79 Ebd., S. 231.

80 Ebd., S. 230.

81 Vgl. hier und im Folgenden ebd., S. 230f.

für den Schlusspunkt der Entwicklung halte, habe ein Brett vor dem Kopf und lebe in einem egoistischen und quietistischen Wahn.“

Nach dem Ersten Weltkrieg bot sich in Deutschland die Gelegenheit für die Errichtung eines demokratischen Staates, denn „der Verlauf dieses Krieges habe eigentlich alle antidemokratischen Vorurteile, an denen eine bornierte Mentalität sich festklammerte, und alle stolzen Ruhmreden der Autokratie widerlegt“. ⁸² Im Ersten Weltkrieg hatte sich gezeigt, dass die Demokratien überlegen waren. Die Monarchien aber zeigten „Risse, [...] Meinungsstreit und sehr bald Konfusion. Gerade weil man die Untertanen zu unkritischer Gläubigkeit erzogen hatte, musste auch der innere Halt zerbrechen, als von der unfehlbaren Gottheit eine täuschende Hülle nach der anderen zu Boden glitt.“ Aber nicht nur die Monarchie schadete seiner Meinung nach dem Gesellschaftsgefüge eines Staates, sondern ein Zentralismus hemmte zudem die Ausprägung und Verstärkung eines Nationalgefühls. Und ein gesundes Nationalgefühl konnte es erst in einem Staat geben, in dem Freiheit und Selbstständigkeit vorhanden waren. ⁸³ Nur

„[...] wo Humanität, Respekt vor der Menschenwürde, Freiheit des Denkens und die einfachen Rechtsbegriffe, die das Individuum und die Gesamtheit schützen, nicht existieren oder nur so schwach flackern, wie die Karbitlampe hier, ist Kultur nur Firniss und auch die Demokratie ein leeres Gefäß. Gleichheit vor dem Gesetz? Eine sehr geringe Konzession an unser Gerechtigkeitsgefühl, mit der viel geprahlt und gegen die fast überall täglich verstoßen wird. Wenn sie missachtet wird, gehört nicht der Beschuldigte, sondern der Richter auf die Anklagebank. Nicht diese juristische Gleichheit, die selbstverständlich sein sollte, und nicht die soziale, ein so schönes Ideal sie auch ist, gibt einer Kulturmenschheit den geistigen Stempel, den geben ihr ein lebendiges Gleichheitsgefühl und eine natürliche Gleichheitsmoral. Den gibt ihr die im Herzen, im Denken, im ganzen Organismus gefestigte Gewissheit, dass der menschliche Wert nicht bestimmt wird durch Religion, Rasse, Stand und Rang.“ ⁸⁴

In diesen Grundsätzen drückte sich Theodor Wolffs große Sehnsucht nach durchgesetzter Gleichheit und Gleichberechtigung aus. In Deutschland hat-

82 Vgl. hier und im Folgenden *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten.*, S. 245ff.

83 „Die Geburtsstunde der Freiheit war die Geburtsstunde des Nationalgefühls.“ Ebd., S. 247.

84 *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, S. 256.

ten diese Ziele nur kurzzeitig in der Weimarer Verfassung festgeschrieben werden können, und waren 1933 wieder außer Kraft gesetzt worden. Sie konnten keineswegs im Bewusstsein der Bevölkerung implementiert werden. Eine innenpolitische Polarisierung wie während der Dreyfus-Affäre hätte in Deutschland nicht bestanden werden können, da die Vorkämpfer und Vordenker fehlten. Eine solche Krise der Demokratie trat 1933 ein: Die Deutschen und ihr Demokratiebewusstsein hatten tatsächlich versagt und der Nationalsozialismus hatte gesiegt. Diejenigen, die Widerstand hätten leisten können, mussten emigrieren oder wurden verhaftet. Theodor Wolff setzte seine Hoffnung auf die Wirkung des Krieges, nach dem die Deutschen wieder langsam auf ihre Mitverantwortung vorbereitet werden mussten. Seine Gedanken und Wünsche aus dem Exil, in das er durch die Diktatur gehen musste, wurden allerdings vorerst nicht erfüllt – zumindest erlebte Wolff das Ende des nationalsozialistischen Regimes nicht mehr, sondern starb durch dasselbe.

4.2 Distanzierte Haltung zu einem jüdischen Leben

Theodor Wolff zeichnete sich als Chefredakteur und als politisch engagiertes Mitglied der DDP durch eine besondere Präsenz in der deutschen Öffentlichkeit aus. In diesem Kapitel wird nun den Fragen nachgegangen, inwieweit sich Wolff in einem jüdischen Milieu bewegte. Nahm er zu Themen Stellung, die die Juden in Deutschland betrafen? Hat er als Privatperson insbesondere Freundschaften zu anderen deutschen Juden gepflegt oder legte er keinen Wert auf die jeweilige Religionszugehörigkeit seiner Freunde und Bekannten?

Mit dem Beginn seines Exils 1933 ist ein Wendepunkt zu bemerken. Theodor Wolff vollzog nicht die Umkehr zu einem gläubigen Juden, der plötzlich einen jüdischen Staat befürwortete. Aber er dachte erst im Exil verstärkt über das Judentum und über seine jüdische Herkunft nach. Weder während der Kaiserzeit noch während der Weimarer Republik setzte er sich in diesem Ausmaß mit dem Judentum aus persönlicher und allgemeiner Sicht auseinander. Aus diesem Grund werden seine Manuskripte aus der Exilszeit ebenfalls herangezogen, um die Fragen zu beantworten. Sie stellen eine wichtige Quelle dar. Berücksichtigt werden muss sicherlich, dass seine Aufzeichnungen aus einer aufgrund des Exils veränderten Lebenslage und in einem vorgerückten Alter heraus geschrieben worden sind. Aber er selbst behauptete

von sich, dass er, „selbstverständlich mit Etappen der Entwicklung, wohl immer so ziemlich derselbe geblieben“ war.⁸⁵



4.2.1 Persönliche und öffentliche Distanzierung

Wolff gehörte zu der intellektuellen Oberschicht Berlins. Als einer der „Repräsentanten der gebildeten Deutschen jüdischen Glaubens“⁸⁶ war er zeitlebens um Assimilation bemüht und zeigte keinerlei Interesse an der sich verbreitenden zionistischen Bewegung. Er war in erster Linie deutscher Staatsbürger. Für ihn kann ebenso gelten, was er über die anderen Juden in Deutschland geschrieben hatte: Keiner von ihnen hat „geahnt, dass man ihn eines Tages wieder aus dem Vaterland hinauswerfen oder in die Ghetto-Finsternis zurückstoßen oder dem Henker überliefern werde und dass er gezwungen sein werde, den gelben Lappen auf seine Kleider zu nähen“.⁸⁷ Denn

„der liberale Jude war Deutscher, Österreicher, Tscheche, Franzose, er wollte von einer jüdischen Nation, einem jüdischen Staat nichts wissen und nichts hören und er fühlte sich durch eine Bewegung, die ihn von der westlichen Kulturgemeinschaft trennen, ihn wieder nach Jerusalem zurückführen wollte, in den Augen seiner arischen Mitbürger kompromittiert und beschämt. Er sprach von Goethe und von Descartes, auch wenn er nur sehr oberflächliche Schulkenntnisse besaß.“

85 *Die Juden*, S. 103f. „Wenn ich offen meine Meinung äußere, werde ich von manchen sehr getadelt werden, aber das ist mir gleichgültig, ich habe vieles dergleichen erlebt und bin [...] ein alter Schirm, auf den es viel herunter geregnet hat. Während des ersten Weltkrieges und lange vorher war ich in den Augen aller Nationalisten, auch der liberalen, ein störender Outsider, und als ich mich gegen die Unterzeichnung des jede Versöhnung untergrabenden Versailler Vertrages auflehnte, war ich für die nun schon ihre alten Spuren eifrig verwischenden Neo-Pazifisten ein verbohrt Nationalist, aber mir scheint, dass ich, selbstverständlich mit Etappen der Entwicklung, wohl immer so ziemlich derselbe geblieben bin.“

86 Sösemann: Einleitung *Tagebücher* I, S. 18.

87 *Die Juden*, S. 188f. Vgl. auch im Folgenden.

Auch wenn Wolff diese Gedanken über die Juden im Allgemeinen äußerte, so bezog er sich indirekt mit ein, da er sich noch im Exil ebenfalls mit seiner deutschen Nationalität identifizierte. Er sah sich ganz in der Tradition der „westlichen Kulturgemeinschaft“ verwurzelt und war ein Verehrer der deutschen Kultur und Literatur. Für ihn war nicht das religiöse Bekenntnis ausschlaggebend, sondern die Nationalität. Im Judentum sah er lediglich die Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft, der er jeglichen nationalen Charakter absprach.⁸⁸ Die Nationalität aber sei „ein Bestandteil der inneren Natur, des inneren Organismus, man kann sie nicht so leicht fortnehmen wie eine Rothschildsche Kunstsammlung“.⁸⁹

Theodor Wolffs religiöse Verhältnisse in der Familie können als weiteres Indiz dafür gelten, dass er seine Zugehörigkeit zum Judentum lediglich als die Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft unter mehreren in Deutschland sah. Seine Ehe mit Anne, die Protestantin war, bringt dies zum Ausdruck. Anders als für viele gläubige deutsche Juden, für die trotz ihrer Assimilation nur ein Ehepartner jüdischer Herkunft in Betracht kam, spielte diese Tatsache für Wolff offensichtlich keine entscheidende Rolle. Ihre drei Kinder wurden evangelisch getauft und später von einem katholischen Hauslehrer erzogen.⁹⁰ Wolff war davon überzeugt, seinen Kindern einen guten familiären Hintergrund geboten zu haben.

„Ich glaube nicht, dass aus mir nur die Eitelkeit des Vaters spricht, der mit Wohlgefallen auf drei in der Mischehe erzeugte Kinder blicken darf. Hunderttausende anderer Beispiele wandeln herum, als lebensstarke Widerlegungen der These, dass sogenannte Rassenvermischung den Menschenwert herabdrückt [...]“.⁹¹

Rudolf, Theodor Wolffs Sohn, berichtete, dass sein Vater so gut wie nie eine Synagoge besucht hatte.⁹² Er war nicht gläubig, sondern bevorzugte Fakten.

88 „Die Kriege, und nicht erst die Kriege, haben es deutlich bewiesen, dass in allen Religionen die Nationalität ein stärkeres Bindemittel als das religiöse Bekenntnis ist.“ *Die Juden*, S. 47.

89 Ebd., S. 175.

90 Vgl. Köhler, S. 116, der die Konfession des Lehrers jedoch nicht belegt. Er merkt an, dass „Liberalität und Toleranz nicht nur ein Thema für Leitartikel“ waren, sondern auch in religiösen Dingen in der Familie vorherrschten.

91 *Die Juden*, S. 68.

92 Sösemann: *Liberaler Journalismus in der politischen Kultur der Weimarer Republik*, S. 246. Er bezieht sich hier auf ein Interview mit Rudolf Wolff (8.10.1987).

„[I]ch für mein Teil [hatte] immer mehr Vertrauen zu dem Eindruck der sichtbar gewordenen, vernehmbar gemachten, scharf im Licht stehenden unbestreitbaren Tatsachen [...], als zu dem gewaltigsten, massigsten Wort. Josuah war ein berühmter Feldhauptmann [...]. Aber ich glaube an sein Schwert, an die Kraft seines Armes, nicht an die Mauern erschütternden Posaunen von Jericho.“⁹³

Er hatte sich persönlich von Glaubensdingen gelöst und hatte offensichtlich kein Bedürfnis nach religiösem Halt. Dennoch brachte er – wie er im Exil schrieb – den Menschen, für die die Religion und der Glaube wichtig waren, Verständnis entgegen.

„Aus Jugenderinnerungen heraufsteigend ist die Wärme des alt-jüdischen Familienlebens mir fühlbar mit seiner Innigkeit und seinen Gerichten, ob orthodox oder freidenkerisch gekocht. Und in wenig anderen Bethäusern habe ich die nur in frühen Knabenjahren gekannte Atmosphäre der Synagoge wiedergefunden, in der man zärtlich wie eine Geliebte die geschmückte, mit Silberglöckchen gekrönte Thora herumtrug, und der Vorbeter mit tiefdunkler Sammetstimme die feierlichen Melodien sang. Ich verstehe, dass Menschen, die immer herumgestoßen und aus ihrem Boden gerissen werden, eine Heimat brauchen, in der sie sich verwurzelt fühlen, und dass dieser Tempelraum mit all den alttestamentarischen Erinnerungen für sie diese Heimat ist. Wenn hinter den Fenstern einer benachbarten Wohnung ein frommes Ehepaar die Sabbathlichter anzündet, so sind das zwar nicht meine Kerzen, aber ihr Licht ist warm.“⁹⁴

Ganz eindeutig machte Theodor Wolff hier seine Position zum Judentum klar: Es gab bestimmte Erinnerungen an seine Kindheit, die zu seinem Lebensweg dazugehörten, aber für ihn als Erwachsenen bestand diese Verbindung lediglich noch in der Erinnerung, nicht in einem praktizierten jüdisch-religiösen Leben. Auch das Alte Testament verwarf er nicht, da er gewisse Wahrheiten daraus ableitete.

„Und wenn jemand fragt: ‚Wie und wo stehst du?‘, so will ich antworten, dass ich das Alte Testament liebe und mich immer wieder an ihm erfrische und erfreue, weil es auch dort, wo es als Legende und epische Dichtung genommen werden muss, aus dem Boden der Wirk-

93 *Die Juden*, S. 40.

94 *Ebd.*, S. 37.

lichkeit aufstieg, behaftet ist mit dem kräftigen Erdgeruch, auch in der ausschmückenden Verehrung die Wahrheit über die Natur der Menschen aussagt und aus der tiefen Vergangenheit geradlinig hineinragt in die Gegenwart.“⁹⁵

Wolffs Vater Adolph gehörte zu den sogenannten „Drei-Tage-Juden“, indem er an den höchsten jüdischen Feiertagen die Synagoge besuchte. Aber davon abgesehen hielt er sich nicht an rituelle Vorschriften.⁹⁶ Auch sein Sohn Theodor lehnte rituelle Gebräuche und Speisegesetze prinzipiell ab – er zählte sich zu denjenigen, „die ebenso gern Schweinebraten essen wie Schalet“.⁹⁷

„Mein Verständnis reicht auch nicht dafür aus, dass Jahve in den Büchern Moses die rituellen Gebräuche, die Küche und den Tagesdienst so bis ins winzigste Detail regelt und so außerordentlich ausführlich die Aufgabe des Innenarchitekten, die Priesterkleider, die Ausschmückung des religiösen Raumes beschreibt.“⁹⁸

Er verhielt sich „den eigentlich jüdischen Fragen gegenüber [...] stets zurückhaltend“, wie das Jüdische Lexikon (1927) über Wolff vermerkte.⁹⁹ Und so sehr er jüdische Gebräuche und Umgangsformen für sich persönlich ablehnte, hat er dennoch sein Judentum nicht verleugnet. Der Eintrag Theodor Wolffs im *Jüdischen Adressbuch für Groß-Berlin* (1931) unter der Rubrik „Hervorragende jüdische Persönlichkeiten“¹⁰⁰ sowie seine Bestattung auf dem Jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee deuten ebenfalls darauf hin, dass er nicht aus der jüdischen Gemeinschaft ausgetreten war. Für Wolff war

95 *Die Juden.*, S. 36.

96 „Sein religiöses Empfinden hielt sich nicht an rituelle Vorschriften, aber an den höchsten Feiertagen nahm er in der Synagoge seinen gemieteten Sitz ein und er fastete am Versöhnungstag.“ *La Terrasse*, S. 114.

97 *Die Juden*, S. 100. Schalet ist eine aus Bohnen und Fleisch bestehende Sabbatmahlzeit.

98 Ebd., S. 36.

99 Jüdisches Lexikon. Ein enzyklopädisches Handbuch des jüdischen Wissens in 4 Bden., Bd. IV/2, Königstein/Ts. 1982, Sp. 1491f. (ND der 1. Aufl. Berlin 1927).

100 Jüdisches Adressbuch für Gross-Berlin, ND der Ausgabe 1931, mit einem Vorwort von Hermann Simon, Berlin 1994, S. 65. Im Adressenverzeichnis ist T.W. auf S. 437 aufgeführt. Es handelte sich um ein unvollständiges Verzeichnis, für das man – wie es im Vorwort der ersten Auflage heißt – „darauf angewiesen [war], aus öffentlichen [...] Quellen zu schöpfen“. Auf Anfrage bei dem Archiv des Centrum Judaicum Berlin wurde der Verf. mitgeteilt (8.11.1999), dass T.W.s Austritt aus der Jüdischen Gemeinde unwahrscheinlich sei, wenn er im Jüdischen Lexikon und im Jüdischen Adressbuch aufgeführt war.

die Zugehörigkeit zum Judentum eine Ehrensache: Er hielt es für „ehrlos [...] so zu tun, als gehöre man nicht dazu“.¹⁰¹

Wolff pflegte seinen persönlichen und offiziellen Umgang mit vielen Juden und Nicht-Juden, die Rang und Namen hatten und die wie er am öffentlichen Leben Deutschlands teilnahmen. Gerade während des Ersten Weltkrieges war er ein gesuchter Gesprächspartner und Berater für Politiker, Diplomaten und Wirtschaftsführer. Theodor Wolff traf sich mit vielen Intellektuellen und Politikern sowohl aus beruflicher Verpflichtung, als auch aus persönlicher Neigung. Privatleben und Beruf gingen eine gewisse Symbiose ein. Ebenso wie er eine Mischehe führte, sprach er sich für „Mischfreundschaften“ aus.¹⁰² Elisabeth Castonier, Schriftstellerin und eine Freundin der Familie, beschrieb einen Tee-Nachmittag und eine Abendgesellschaft bei den Wolffs:

„Theodor Wolffs luden mich oft ein [...]. Der Teetisch bei Wolffs war spartanisch: es gab kein Tischtuch, nur ein weißes Wachstuch, soliden Kuchen, Butterbrote. Immer ging es laut und lebendig zu, denn die zwei Söhne und die Tochter brachten ihre Freunde mit – und auf Abendgesellschaften traf sich das ganze geistige Berlin, der alte Elias, Meier-Graefe und Paul Cassirer, Reinhardt und Wegener, Ärzte, Gelehrte, Journalisten, Herman Sinzheimer mit seiner schönen blonden Frau und Victor Auburtin [...].“¹⁰³

Unter den Politikern verschiedener politischer Richtungen sind zum Beispiel Hugo Preuß, Bernhard von Bülow, Walther Rathenau und Ulrich Graf von Brockdorff-Rantzau zu nennen.¹⁰⁴ Daneben gehörten Persönlichkeiten aus dem Zeitungs- und Verlagswesen, Schriftsteller, Musiker, Maler, Bankiers und Männer aus der Wirtschaft zu den Kreisen, in denen er sich bewegte: So zum Beispiel der Verleger Rudolf Mosse, Samuel Fischer, Gerhart Haupt-

101 *Die Juden*, S. 99.

102 „Ergebnisse der Mischehen sind die schlechtesten nicht. Meine Erfahrung hat mich gelehrt, dass man das auch von Mischfreundschaften sagen darf.“ *La Terrasse*, S. 170.

103 Elisabeth Castonier: *Stürmisch bis heiter*, S. 169. Kurz nach den Bücherverbrennungen in Berlin schrieb sie: „Aber niemand wollte jetzt bei Theodor Wolff zu Gast gewesen sein [...].“ S. 235.

104 *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, S. 73f. Da eine vollständige Auflistung an dieser Stelle nicht gegeben werden kann, sei auf die *Tagebücher* I + II verwiesen, in denen T.W. immer wieder von Zusammenreffen gesellschaftlich-privater und -beruflicher Art berichtet.

mann, Max Warburg, Maximilian Harden,¹⁰⁵ Wilhelm Furtwängler, Max Liebermann, Walter Leistikow,¹⁰⁶ Jakob Wassermann, Thomas Mann,¹⁰⁷ Albert Einstein, Joseph Roth,¹⁰⁸ Arthur Schnitzler, die Schauspielerin Elisabeth Bergner, Paul Löbe¹⁰⁹ und Albert Ballin. Wolff widmete Ballin ein Kapitel in seinem *Marsch durch zwei Jahrzehnte*.¹¹⁰ Darin geht Wolff auf Ballins jüdische Herkunft ein, auf das „jüdische Milieu“, aus dem sich Ballin emporgearbeitet hatte. Vergleiche zu sich selbst sind in diesem Text jedoch nicht zu finden.

Über Walther Rathenau äußerte sich Theodor Wolff ausführlicher im *Grabmal des Unbekannten Soldaten*:

„Die Frage, ob man ihn liebt, eine so ungeheuer komplizierte Persönlichkeit, lässt sich auch nicht mit Ja und Nein und nicht mit ein paar Worten entscheiden. [...] Jedes knapp gefasste Urteil würde zehn Seiten seiner eigentlichen Natur außer Acht lassen, man wäre nur ein stümperhafter Schnellphotograph.“¹¹¹

105 Das Verhältnis zwischen T.W. und Maximilian Harden war von einer Haltung geprägt, die zwischen Freundschaft und Konkurrenz, Bewunderung und Kritik schwankte. Vgl. dazu die Briefe T.W.s an Harden im Nachlass Harden, N 1062 / 13, BA, die zwischen 1903 und 1918 geschrieben wurden. Im N 1207 / 11 befinden sich Briefentwürfe von T.W. an Harden aus dem Jahre 1910. In *La Terrasse*, S. 154ff., beschrieb T.W. Harden so: „Ich will mich auf die Bemerkung beschränken, dass Harden im Gespräch sehr fesselnd sein konnte, dann einen entschiedenen Charme hatte, abwechselnd sarkastisch und [...] wohlwollend und einschmeichelnd, sogar – bis seine eifersüchtige Empfindlichkeit und seine Eitelkeit durch irgend etwas Witziges beleidigt wurden – liebevoll und warm sein konnte [...]. Wenn er in der ‚Philharmonie‘ oder in einem anderen Saal vor dem Publikum einen Vortrag hielt, [...] schminkte er sich. Er trat dann auf wie ein Dandy, mit einer Blume im Knopfloch und er sprach in allen Tonarten, als bissiger Spötter, als belehrender Mentor, aber immer so, als sei er in jedem Unglück der einzige Unschuldige, der einzige Sündenreine, und als habe er den Karren niemals mit in den Dreck gestoßen und sich niemals geirrt.“

106 Ihn bezeichnet Köhler, S. 47, als einen der wenigen wahren und engen Freunde von T.W.

107 Vgl. Kapitel 3.5.1.

108 Vgl. zu Joseph Roth auch Kapitel 3.4.1, Anm. 237.

109 Paul Löbe (1875-1967), Redakteur und Politiker. Er war „der letzte Freund“, der T.W. 1943 im Berliner Krankenhaus sah und nach seinem Tod dafür sorgte, dass er auf dem Jüdischen Friedhof in Weißensee bestattet wurde. Vgl. Köhler, S. 308.

110 „Der Jude Ballin“, in: *Die Wilhelminische Epoche*, S. 218-258. Im NL 1207 / 5 existieren noch 19 Briefe (1919-1918) Ballins an T.W. Als sehr aufmerksamer Freund und Bewunderer seiner Artikel schickte Ballin T.W. 50 Flaschen Rotwein. An Änne Wolff (8.10.1918) schrieb er: „Sagen Sie [Ihrem Gatten], dass ich ihm diese Gabe darbringe für seinen glänzenden Artikel von gestern.“

111 *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, S. 278.

Und als Wolff in seinem Manuskript die Frage stellte, ob er ihn nicht für einen bedeutenden Menschen hielte, antwortete er:

„Nein, dafür halte ich ihn nicht. Er kann vorzüglich Gesetze entwerfen, [...] er kann durch seine Persönlichkeit, seine Intelligenz, [...] seine Kultur, einen bezwingenden Eindruck machen [...]. Aber zum führenden Staatsmann gehört die gleichmäßige seelische Sicherheit, die ein regierender Dummkopf haben kann und die Rathenau nicht besitzt. Da ist auch das Jüdische, das oft hinderlich wirkt, ich meine nicht das intellektuell Jüdische, sondern das Nervensystem oder die Gemütslage, die bei vielen Juden empfindlicher, weicher ist als bei einem robusten Enkel des großen Teut.“¹¹²

Interessant ist an diesem Zitat, dass Wolff Rathenaus Sensibilität, seine gebildete Eigenart als typisch jüdisch charakterisierte. Es ist nicht mehr nachvollziehbar und zu erklären, ob Wolff diese jüdischen Eigenschaften für abwertend und hinderlich hielt.

Neben diesen prominenten jüdischen Persönlichkeiten, die Theodor Wolff regelmäßig traf, gehörten auch die Mitbegründer des Hilfsvereins Paul Nathan (1857-1927), auch Vorstandsmitglied des C.V., und James Simon (1851-1932), Mitglied der „Deutschen Gesellschaft 1914“. Während ein Treffen mit James Simon nur einmal in seinem Tagebuch erwähnt wird,¹¹³ waren Zusammenkünfte mit Paul Nathan weitaus häufiger. Von ihm kam gelegentlich die Warnung vor der Verschärfung des Antisemitismus in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg, die Theodor Wolff in sein Tagebuch aufnahm.¹¹⁴

Durch Wolffs Mitgliedschaft in der am 28.11.1915 gegründeten „Deutschen Gesellschaft 1914“ hatte er die Gelegenheit, zwanglose Gespräche mit führenden Politikern und Journalisten zu führen.¹¹⁵ Der „Klub“, den Theodor

112 Ebd., S. 279.

113 *Tagebücher* I (12.10.1916), S. 444.

114 „Nathan spricht von der großen antisemitischen Propaganda, die von reaktionären Kreisen und unbekanntem Stellen zweifellos für die Zeit nach dem Friedensschluss vorbereitet wird, und wünscht Gegenmaßnahmen.“ Nathan forderte dieses in Gastartikeln im BT. *Tagebücher* I, 8.6.1919, S. 729. Als Nathan starb, war T.W. „sehr angegriffen, spricht von der einzigartigen Persönlichkeit P.N.’s“, in: *Feder-Tagebuch* (15.3.1927), S. 110.

115 Die „Deutsche Gesellschaft 1914“ wollte den „Geist von 1914“ aufrecht erhalten, damit das Volk von dem festen Willen, das Vaterland zu verteidigen, beseelt bleibe. Die neue Vereinigung solle einen Treffpunkt bilden, „wo Männer aus allen Teilen des Reiches, die sich gegenseitig etwas zu sagen und zu geben haben [...], Gedanken austauschen und in

Wolff regelmäßig besuchte und dessen Vorsitzenden Wilhelm Solf er sehr schätzte,¹¹⁶ sollte die Möglichkeit zur Diskussion über politische Themen und freie Meinungsäußerung, die in den Kriegsjahren durch die Zensur immer mehr eingeschränkt wurden, geben.¹¹⁷ Unter denjenigen, mit denen Wolff auf privater oder beruflicher Basis zusammentraf, waren also sowohl Juden als auch Nicht-Juden. Da hierbei jedoch keinerlei Präferenz von Wolffs Seite vorzuliegen schien, ist anzunehmen, dass die gleiche demokratisch-liberale Gesinnung vorrangig war, nicht die Verbindung zur gleichen Religionsgemeinschaft. Zechlin bestätigt, dass Wolff neben Alfred Kerr und Maximilian Harden zu denjenigen Intellektuellen gehörte, bei denen jüdische Bindungen zurücktraten beziehungsweise kaum noch vorhanden waren, „wengleich sie sich noch ihrer Herkunft aus dem Judentum bewusst waren“.¹¹⁸

Theodor Wolff distanzierte sich öffentlich von denjenigen Juden, die im Februar 1914 im B.T. dazu aufriefen, gegen die Zionisten vorzugehen. In der Erklärung hieß es, dass „innerhalb des Judentums ein ‚national-jüdische[r]‘ Chauvinismus“ entfacht werden sollte, der „uns [die Juden, C.G.] in schroffen Gegensatz zu unseren christlichen deutschen Mitbürgern bringen müsste, von denen uns doch nichts unterscheidet als unser Glaube“. Eine Zusammenarbeit „selbst auf denjenigen Gebieten, auf denen wir sonst gemeinsam für unsere Rechte, für unsere geistigen und religiösen Interessen und für unsere bedrängten Glaubensgenossen eingetreten sind“, war unmöglich geworden. Indem Theodor Wolff seine Unterschrift nicht unter diese Erklärung setzte, machte er deutlich, dass er in die Gefechte zwischen den Zionisten und deren Gegnern nicht mit einbezogen werden wollte.

persönlicher Wechselwirkung an den Aufgaben der Weiterentwicklung unseres Volkes [...] mitarbeiten können“. Zit. nach Bernd Sösemann: Politische Kommunikation im „Reichsbelagerungszustand“ – Programm, Struktur und Wirkungen des Klubs „Deutsche Gesellschaft 1914“, in: M. Bobrowsky / W. Langenbacher (Hrsg.): Wege zur Kommunikationsgeschichte, München 1987, S. 630-649. Vgl. auch die Ausführungen über die „DG“ von Elisabeth Kraus: Die Familie Mosse, S. 469ff.

116 Wilhelm Solf (1862-1926), Orientalist, Politiker, Diplomat. Im NL 1207/18 befinden sich 3 Briefe Solfs an T.W. aus den Jahren 1929-1930. Vgl. auch *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, S. 273f.

117 „Gehe abends zum ersten Mal in den neuen Klub ‚Deutsche Gesellschaft 1914‘.“ In: *Tagebücher I* (20.12.1915), S. 325. T.W. berichtet in seinen *Tagebüchern I + II* fortlaufend von den Leuten, die er im „Klub“ zum Essen traf und von den Vorträgen, die er dort hörte und über die diskutiert wurde.

118 Egmont Zechlin: Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg, S. 17. Obwohl Maximilian Harden zum Christentum konvertierte, zählt Zechlin ihn zu den Juden.

4.2.2 Theodor Wolff und die Ostjuden

Theodor Wolffs Haltung zu den Ostjuden stellte eine seiner Identitäten, eine Signatur seines Deutschseins dar.¹¹⁹ Er hatte ein, für die assimilierten deutschen Juden nicht ungewöhnliches Verhältnis zu ihnen. Oftmals wurden die osteuropäischen Emigranten von den deutschen Juden als Störenfriede empfunden. Da die Mehrheit der deutschen Juden befürchtete, dass durch die Ostjuden der Antisemitismus wieder gesteigert werden würde, grenzten sie sich von ihnen ab. Auch Äußerungen und Handlungen von Theodor Wolff weisen auf seine distanzierte, zum Teil gänzlich abgeneigte Haltung gegenüber dieser Minderheitengruppe hin.

Bei der Gründung des Deutschen Komitees zur Befreiung der russischen Juden (17.8.1914) in Berlin versagte Wolff seine Mitarbeit – wie auch Max Warburg, Ballin, Rathenau und der Hilfsverein.¹²⁰ Dieses Komitee war zionistisch geprägt, betonte „nachdrücklich den nationalen Charakter der Ostjuden“ und setzte sich „für deren rechtliche Sicherstellung als autonome Nationalität“ ein.¹²¹ Dies stand im klaren Widerspruch zu Wolffs Meinung, dass die Juden keine eigene Nationalität bildeten, sondern eine religiöse Gemeinschaft waren.

Wolff war mit Paul Nathan einer Meinung, wenn es um die Einbürgerung der polnischen Juden ging. In seinem Tagebuch berichtete Wolff von einem Gespräch mit Nathan, der gerade an einer Hilfsaktion für die polnischen Juden teilgenommen und Wolff von dem Hass der Polen gegenüber den Juden erzählt hatte. Wolff schrieb danach in sein Tagebuch:

„Das Elend der 30.000 Juden, die von den Russen nach Warschau getrieben wurden, scheint besonders fürchterlich gewesen zu sein – ein entsetzlicher Zug des Jammers. Wir sprechen davon, dass diese jüdische Bevölkerung unter keinen Umständen in Deutschland eingebürgert werde könne, auch nicht Freizügigkeitsrechte etc. erhalten könne.“¹²²

119 Vgl. Sösemann: Liberaler Journalismus in der politischen Kultur der Weimarer Republik, S. 247.

120 Vgl. Köhler, S. 109, und Egmont Zechlin: Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg, S. 134.

121 Egmont Zechlin: Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg, S. 124.

122 *Tagebücher* I (12.3.1915), S. 181.

Im Exil widmete sich Theodor Wolff ausführlicher den Ostjuden. Seiner Meinung nach kehrte in der „seltsamen Erscheinung derjenigen polnischen Juden, die sichtbar jeder Akklimatisation widerstreben“, das Mittelalter zurück. Durch dieses Erscheinungsbild wurde eine Judenfeindschaft begünstigt, die,

„wenn nicht an den Ritualmord, nicht an das Schlachten von Christenkindern und ähnlichen Wahnsinn, so doch an die Existenz einer rachsüchtigen Geheimlehre, einer versteckt machtgerigen und Böses spinnenden Sinnesart [glauben lässt]. Wozu diese ‚Pajes‘, diese symbolischen Stirnlöckchen vor den Ohren, und welche dunkle Seele verbirgt der lange schwarze Rock? [...] Meine Meinung war und ist, dass es ein Fehler der deutschen Regierung war, in allzu unbeschränktem Maß, mit sehr wenig Kontrolle und ohne Auswahl, alle sogenannten Ostjuden aufzunehmen, und dass man sich doch ein wenig mehr um Erziehung, Zeugnisse und moralische Qualitäten hätte kümmern sollen.“¹²³

Damit unterstellte Wolff den Ostjuden nicht nur mangelnde Moral und Intelligenz, sondern er brachte auch zum Ausdruck, dass er einer ungehinderten Einwanderung der osteuropäischen Juden abwehrend gegenüber stand und unbedingt Assimilation erwartete. Er teilte die Einwanderer jedoch in zwei unterschiedliche Gruppen ein, nahm keine Verallgemeinerungen vor und brachte insbesondere den Künstlern und Intellektuellen unter den Emigranten seine Wertschätzung entgegen:

„Aus dem Osten, auch aus den hintersten polnischen Judenvierteln, sind ungemein wertvolle Menschen gekommen, geistig hervorragende, künstlerisch hochbegabte, besonders Musiker, deren Geigen-töne die Welt entzückten, und Wirtschaftstalente, die ihrem erwählten Vaterlande Großartiges leisteten, weitblickend neue Wege entdeckten und tatkräftig neue Unternehmungen aufbauten, aber es kamen auch unerfreuliche Schacherfiguren und auch die unter der westlichen Sonne lichtfeindlich wirkenden Gestalten, an deren langen Rockschlepen sich die Sage von der Unveränderlichkeit und der Gefährlichkeit einer jüdischen Rasse anklammert, und die man [...] böse als jüdischen Typ zu bezeichnen beliebt.“

123 Vgl. hier und im Folgenden *Die Juden*, S. 103ff.

Wolff wollte „einem allzu traditionstreuen polnischen Juden, der das Misstrauen, das seine Person umgibt, ärgerlich empfindet [...] den Rat erteilen: ‚Schneiden Sie sich die Ohrlocken ab!‘“¹²⁴ Die polnischen Juden, „oder doch diejenigen von ihnen, die unabänderlich als polnische Juden erkennbar sind, auf kein Atom ihrer Mentalität und auf kein charakteristisches Attribut in ihrer Außenerscheinung verzichten wollen“, sah Theodor Wolff als „Hilfstruppe der antisemitischen Propaganda“. In diesen Worten spiegeln sich die Vorurteile und Ängste der deutsch-jüdischen assimilierten Bevölkerung wider.

Wolff betonte sogar, West- und Ostjuden seien so sehr in verschiedenen Kulturen verwurzelt, dass sie eine Trennlinie zwischen ihnen errichteten. Die westlich orientierten Juden, die er als „kultivierte, vornehm empfindende, [...] hohe Ideale tragende“ Juden bezeichnete, konnten sich nicht zu den ost-europäischen Juden, „zu dem zynischen, mit Unmoral bekleckten, ideallosen und überzeugungslosen Geschäftemacher, dem unanständigen Schieber, dem kleinen schlecht zivilisierten Emporkömmling“ hingezogen fühlen.¹²⁵

Theodor Wolff führte ohne Zweifel die Existenz eines deutschen Intellektuellen jüdischen Glaubens und fühlte sich in die deutsche Gesellschaft integriert.¹²⁶ Wie jede andere öffentliche Figur in Deutschland – sowohl während des Kaiserreichs, als auch während der Weimarer Republik – pflegte auch Wolff Kontakte zu vielen Persönlichkeiten der Gesellschaft, gleich welcher Religion. Für ihn als nicht-gläubigen Juden bildete seine Zugehörigkeit zur jüdischen Religionsgemeinschaft keinen zentralen Konflikt, der ihn in Kon-

124 *Die Juden*, S. 105.

125 Ebd., S. 51. Sösemann: *Liberaler Journalismus in der politischen Kultur der Weimarer Republik*, S. 249, bezieht dies eindeutig auf die Ostjuden. Dennoch sind in Wolffs Vorbehalten gegenüber den traditionell geprägten Ostjuden und in der Abneigung, die aus seinen Worten spricht, nicht die „Hasstiraden gegen die unerwünschten Ausländer“ zu sehen, die Nachum T. Gidal: *Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik*, Köln 1997, S. 399, Wolff vorwarf. Gidal nennt keine Quelle für seine Aussage über T.W.s „Hasstiraden“, in die er „ausgebrochen“ sei. Wolff gab hier zwar eindeutig seine negative Haltung den Ostjuden gegenüber zu verstehen. „Hasstiraden“ wären allerdings als wüste Verallgemeinerungen und Wut formuliert worden und kämen häufiger vor. Möglicherweise rührt der Vorwurf Gidals daher, dass zwischen ihm und Wolff zwei völlig konträre Meinungen aufeinander trafen. Während Gidal eher zionistisch geprägt war und die Juden als eine Nation begriff, verstand Wolff die Juden als religiöse Gemeinschaft. Wolffs eigenes Selbstverständnis spiegelte sich in dieser Auffassung wider: Als Jude gehörte man der Nation an, in der man geboren war und lebte. Die Nationalität stand über dem religiösen Bekenntnis. Vgl. auch Kapitel 4.4.1.

126 Sösemann: *Vorwort Tagebücher I*, S. X.

trast zu seinem Deutschtum gesetzt hätte. Trotz seiner offensichtlichen Distanzierung von dem „jüdischen Problem“¹²⁷ und obwohl er nicht direkt die freundschaftliche Beziehung zu anderen jüdischen Deutschen gesucht hat, ist Werner E. Mosse zu folgen, der Theodor Wolff als den „inoffizielle[n] Wortführer der deutschen Juden“ bezeichnet, „insofern die von ihm vertretene Politik, obwohl nicht jüdisch motiviert, den Anschauungen der Mehrheit der Juden entsprach“.¹²⁸ Durch Wolffs Leitartikel im B.T., das von der Mehrheit der deutschen Juden gelesen wurde, galt er als meinungsmachend. Stellvertretend für einen Großteil der jüdischen Bevölkerung äußerte Wolff seine liberalen Ansichten. Als Chefredakteur stand er aber auch im Zentrum antisemitischer Angriffe, durch die er fortlaufend an seine Zugehörigkeit zum Judentum erinnert wurde. Es kam für den antisemitisch eingestellten Teil der Gesellschaft nicht auf die Strenge des Bekenntnisses an: Es war nebensächlich, ob eine stärkere Tendenz zur orthodoxen, gläubigen oder zur liberalen, emanzipierten Richtung vorhanden war. Ausschließlich die Tatsache, *dass* er Jude war, war entscheidend.

4.3 Konfrontation mit dem Antisemitismus

Da Theodor Wolff zu denjenigen gehörte, die das Wilhelminische Deutschland öffentlich kritisierten, konnte es nicht ausbleiben, dass er von konservativer, alldeutscher und antisemitischer Seite angegriffen wurde. In seiner exponierten Stellung als Chefredakteur einer der größten deutschen Tageszeitungen verkörperte er auch in der Weimarer Republik die Schlüsselfigur für antisemitische Angriffe und er war mit dem Vorwurf „vaterlandslose[r] Gesinnung“¹²⁹ konfrontiert. Er war sich dessen durchaus bewusst und berichtete rückblickend aus dem Exil von den Vorwürfen seitens der Nationalisten:

„Wenn ich offen meine Meinung äußere, werde ich von manchen sehr getadelt werden, aber das ist mir gleichgültig, ich habe vieles dergleichen erlebt und bin [...] ein alter Schirm, auf den es viel herunter geregnet hat. Während des Weltkrieges und lange vorher war ich in

127 S. z.B. *Die Juden*, S. 19.

128 Werner E. Mosse: *Entscheidungsjahr 1932*, S. 7.

129 Semi-Kürschner (1913), Sp. 568.

den Augen aller Nationalisten, auch der liberalen, ein störender Outsider [...].“¹³⁰

Die breite Flut von antisemitischen und antidemokratischen Publikationen gegen Wolff und das B.T. begann im Ersten Weltkrieg¹³¹ und setzte sich in der Weimarer Republik fort. Neben Theodor Fritsch,¹³² der das *Handbuch der Judenfrage* herausgegeben hatte, Joachim von Kürenberg¹³³ und Alfred Rosenberg¹³⁴ stechen auch die Schriften von A. Herold, Anton Meister und Gustav Blume hervor.¹³⁵ Die Broschüren und Bücher wurden teilweise unter einem Pseudonym veröffentlicht, um die wahre Identität des Verfassers nicht preiszugeben. Selbst Dissertationen beschäftigten sich mit den Juden in der Presse.¹³⁶ Es entsprach der Methodik der antisemitischen Propaganda, nicht zwischen orthodoxen und liberalen Juden zu unterscheiden:¹³⁷ Weder das klare Bekenntnis zum Judentum, noch der Austritt aus dem Judentum wurden berücksichtigt. Insbesondere das B.T. mit seiner großen jüdischen Leserschaft¹³⁸ und sein Chefredakteur Wolff wurden stellvertretend zum „Objekt

130 *Die Juden*, S. 103.

131 Vgl. hierzu Köhler, S. 245.

132 Theodor Fritsch (1852-1933) ist im Internationalen Biographischen Index des K.G. Saur Verlages als antisemitischer Verleger und Schriftsteller verzeichnet. Nach Peter Pulzer: Die Wiederkehr des alten Hasses, S. 205, in: Michael A. Meyer (Hrsg.): Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, Bd. III, war der Ingenieur Fritsch der Vorsitzende eines antisemitischen „Reformvereins“ in Leipzig. Zu Propagandazwecken gründete er 1885 die *Antisemitische Correspondenz* und trat publizistisch im Kaiserreich und in der Weimarer Republik hervor. Er veröffentlichte in dem von ihm gegründeten und geleiteten Hammer-Verlag 31 Auflagen des *Handbuchs der Judenfrage* und wurde schließlich nationalsozialistischer Reichstagsabgeordneter.

133 Joachim von Kürenberg, eigentlich Eduard Joachim von Reichel (1892-1954), war Schriftsteller.

134 Alfred Rosenberg (1893-1946) kam 1919 zur NSDAP, leitete ab 1923 den *Völkischen Beobachter*, verfasste zahlreiche Kampfschriften gegen das Judentum, den Liberalismus und Demokratie in Politik u. Kultur, u.a. den *Mythus des 20. Jahrhunderts* (1930). 1933-45 Reichsleiter der NSDAP. Er wurde 1946 im Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess hingerichtet.

135 A. Herold (=Ernst Schilasky), Anton Meister (=Adolf Dresler) schrieben unter einem Pseudonym. Über sie und Gustav Blume war es der Verf. nicht möglich, weitere Informationen über ihre Identität und Herkunft herauszufinden. Vgl. auch Kap. 2.2.3.

136 Z.B. Gerhard Malbeck: Der Einfluss des Judentums auf die Berliner Presse von 1800 bis 1879, Diss. Dresden 1935. Das BT, dessen Haltung demzufolge weder „national“ noch „anständig“ sei, gehörte zu den „schlechten“ Berliner Zeitungen, S. 71.

137 Vgl. hierzu Werner Becker: Demokratie des sozialen Rechts, S. 241.

138 Z.B. die Familienanzeigen und Werbeflächen weisen auf die jüdische Leserschaft des BT hin.

des Angriffs“.¹³⁹ Ebenso unterschieden antisemitische Autoren nicht zwischen Juden und Liberalen im Allgemeinen. Vielmehr bestehe ein „besonderer Trick der jüdischen Zeitungs-Macher [...] darin, dass sie sich das Mäntelchen des Liberalismus umhängten“ und „alle jüdischen Blätter [...] sich ‚liberal‘ und ‚freisinnig‘“ nannten.¹⁴⁰ Tatsachen bestätigten vermeintlich, „daß das Judentum eine Monopolisierung der öffentlichen Presse erstrebt und daß es die in seinen Händen befindlichen Zeitungen zur Täuschung und Irreführung der Massen“ benutzte.¹⁴¹ Als Mittel wurde ein „Meisterplan“ unterstellt und mit Hilfe „moderner Presstechnik“ sollte Deutschland „zum Lande der Finsternis“ werden.¹⁴² Diese allgemeinen, auf Juden in der Presse bezogenen Vorwürfe wurden auch auf die Person Theodor Wolffs übertragen. Das Schlagwort von der „verjudeten Presse“ kursierte und fand Anhänger.

In diesem Kapitel sollen zunächst anhand von Beispielen die Art der Angriffe auf Wolff dargestellt werden. Die Polemik, die zunächst nur in schriftlicher Form vorgebracht wurde, betraf Theodor Wolff als Liberalen, dem jeglicher Patriotismus abgesprochen wurden, und bezogen sich später auch auf seine jüdische Herkunft. Mit den Drohungen in Form von Mordlisten gingen die Angriffe auf eine andere Ebene hinüber. Danach wird die Frage nach seiner Haltung zu den antisemitischen Übergriffen, die sowohl seine Person, das B.T., aber auch die Juden in Deutschland als Minderheit betreffen, gestellt. Es gilt, seine direkte Reaktion darzulegen, das heißt, seine unmittelbare, bis 1933 erfolgte Antwort. Die während des Exils darüber

139 Schwarz, S. 133.

140 Handbuch der Judenfrage. Eine Zusammenstellung des wichtigsten Materials zur Beurteilung des jüdischen Volkes, hrsg. v. Theodor Fritsch, Hamburg ²⁷1910, S. 186. Fritsch, S. 187, war der Meinung, das BT müsse sich richtiger „Jüdisches Tageblatt“ nennen, „was es tatsächlich ist“. Vgl. auch im Folgenden.

141 Zu den Tatsachen zählte Fritsch, S. 185f., dass die „Juden [...] eine Reihe der verbreitetsten Preß-Organen in allen Kultur-Ländern“ besaßen; dass sie „durch jüdische Mitarbeiterschaft“, „finanzielle Unterstützung und ‚moralischen‘ Druck“ auch „auf andere ‚unabhängige‘ Blätter einen erheblichen Einfluß“ ausübten; dass „durch das Reklame-Wesen [...] die Judenschaft die Presse von sich abhängig“ machte. „Die jüdischen Geschäfts-Firmen, Großbanken und Warenhäuser [...] drohen aber sofort mit Entziehung ihrer Kundschaft, sobald die redaktionelle Haltung des Blattes ihren Sonderwünschen nicht entspricht. Die Redaktionen nehmen darum eine übermäßig zarte Rücksicht auf Juda [...]“. Darüber hinaus hatten die „schlaun Hebräer [...] sogenannte ‚literarische Bureaus‘ und ‚Zeitungs-Korrespondenzen‘ geschaffen, die den Redaktionen vorgearbeitetes Material [...] liefern. Es ist selbstverständlich, daß hierbei alle Dinge vom jüdischen Standpunkte beleuchtet werden [...] und sich überall jüdische Tendenzen [...] einschleichen.“

142 Gustav Blume: Herr Theodor Wolff und das Ressentiment. Offener Brief an den Chefredakteur des „Berliner Tageblatt“, Berlin 1920, S. 25. Im Folgenden zit. als Blume.

hinausgehende Auseinandersetzung mit Antijudaismus und Antisemitismus – seine indirekte, mittelbare Reaktion – ist in Kapitel 4.4 thematisiert.

4.3.1 „Die Kerle hassen ihn ja!“ – Antisemitische Übergriffe auf Theodor Wolff

Theodor Wolff erschien den Antisemiten als eine geeignete Zielscheibe für ihre Vorurteile gegen das „feindliche“ B.T., das wegen seines „undeutsche[n] Gebaren[s]“ und als „Giftblüte jüdischer Journalistik“ verboten werden sollte.¹⁴³ Allen Vorwürfen voran stand der „Vaterlandsverrat“ Wolffs nach dem Ende des Ersten Weltkrieges. Ihm fehle es an Vaterlandsliebe und er sympathisiere mit dem Feind, namentlich mit den Franzosen, bei denen er mehr als ein Jahrzehnt gelebt hatte. Durch seine Mitarbeit erhielt das B.T. eine „besonders deutschfeindliche Note [...]“. Seit jener Zeit datiert die starke Franzosenfreundlichkeit des Blattes, die vom deutschen Standpunkt aus oft genug geradezu Landesverrat gewesen ist.¹⁴⁴

Die polemische Hetze gegen Wolff äußerte sich zunächst in schriftlicher Form. Gustav Blume machte Theodor Wolff und das B.T. mitverantwortlich für das „ausschließlich antikonservativ gefärbte Bild“, das der Chefredakteur über die Ursachen „des beispiellosen Zusammenbruchs“ des Kaiserreiches entworfen habe.¹⁴⁵ Er nannte ihn ironisch „unser einflußreicher politischer Schriftsteller“¹⁴⁶ und beschuldigte Wolff, „beschwörende Kassandrarufer auszustoßen“ und „in der etwas bequemen Schlagwortmethode“ seiner „Polemik vor der Neubelebung des ‚nationalistischen‘ Geistes zu warnen“. Wolff diffamiere die guten alten deutschen Werte, habe ein „nationales Reinlichkeitsbedürfnis“ und empfinde den aus der Niederlage nach dem Ersten Weltkrieg erlittenen Schimpf nicht.¹⁴⁷ Er wolle „heute den herrlich lodern-

143 Semi-Kürschner (1913), Sp. 569.

144 Anton Meister: Die Presse als Machtmittel Judas, S. 45.

145 Blume, S. 6. Blume stellte sich selber als Leser des BT und der Leitartikel T.W.s vor. „Ich lese Ihre Zeitung, weil sie zweifellos von so großer Bedeutung und Wirkung im öffentlichen Leben war und ist, daß man ohne Uebertreibung sagen kann, man versteht die deutsche Öffentlichkeit der hinter uns liegenden Epoche und besonders seit 1914 nicht, wenn man das ‚Berliner Tageblatt‘ nicht kennt. [...] ich bin der Ueberzeugung, daß eben sie mit verantwortlich zu machen ist für die entsetzliche Wendung, die die deutsche Geschichte genommen hat.“ Hervorhebung im Original.

146 Ebd., S. 37f.

147 „Vermutlich empfinden Sie den Schimpf nicht, und es muss zugegeben werden, daß die Empfindlichkeit dafür Sache der persönlichen Veranlagung ist.“ Blume, S. 16.

den deutschen ‚Morgengesang‘ jener Tage [zu Beginn des Weltkrieges, C.G.] als ‚kriegshetzerische Stimmungsmache‘ und ‚nationalistischen Humbug‘ verdächtig und verächtlich machen“.¹⁴⁸ Und da er als Chefredakteur „von weithin hörbarer Stelle“ – insbesondere für das Ausland – sprach, habe er mit der Veröffentlichung seiner Meinung der „Sache“ des Volkes „unermesslichen Schaden“ zugefügt.¹⁴⁹ Wolff wurde auf diese Weise die fehlende Identifikation mit deutschen Angelegenheiten vorgeworfen. Hatte Blume ihn zunächst nicht wegen seiner Zugehörigkeit zum Judentum angegriffen, änderte er im Verlaufe der Broschüre seine Meinung:

„Man halte Ihnen [T.W., C.G.] ein deutschnationales Flugblatt vor, in dem die jederzeit statistisch beweisbare Behauptung aufgestellt wird, daß unter den Führern des Bolschewismus und Radikalismus das jüdische Element eine Rolle spielt [...] – man behaupte, daß das ‚Berliner Tageblatt‘ zu einem großen Teil das Blatt de[r] kapitalistisch-jüdischen Großstadtbourgeoisie ist [...] – ich sage, man wirke mit solchen Zeichen auf Sie ein, und man wird sein blaues Wunder erleben. Dann, ja dann schwillt auch Ihr Busen von edler Entrüstung, dann gerät Ihr Blut in eine überraschende Siedetemperatur, dann treibt Ihr glatter, kühler Heinrich-Heine-Stil, der selbst bei Kriegsausbruch nicht seine überlegene Skepsis verlor und der das Wort national eigentlich nur in ironischen Gänsefüßchen kennt, duftende und gänzlich unvermutete Blüten.“¹⁵⁰

Blume warf Theodor Wolff fehlende nationale Gesinnung und Identifikation mit Deutschland vor. Indem er den journalistischen Stil Wolffs als Heinrich-Heine-Stil anprangerte, berief er sich auf Wolffs jüdische Herkunft. Nach Blumes Meinung zeigte Wolff Überreaktionen, sobald es um jüdische Dinge ging; bei nationalen Angelegenheiten bliebe er hingegen distanziert. Wolff sei der „hervorragendste Vertreter einer Geisteshaltung, die man [...] nicht ohne Grund als ‚verhängnisvoll und verderblich‘ bezeichnen kann“.¹⁵¹ „Es ist die des Ressentiment“.¹⁵² Damit wies Blume auf die Abneigung Wolffs

148 Ebd., S. 15.

149 Ebd., S. 19f.

150 Ebd., S. 17.

151 Blume., S. 46. Vgl. auch das folgende Zitat. Hervorhebung im Original.

152 Ebd., S. 41. Seine Definition von Ressentiment lautete: „Es bezeichnet eine bestimmte Art des seelischen Verhaltens, der gefühlsmäßigen Einstellung gegenüber dem ‚Nächsten‘. [...] Ressentiment empfindet der einzelne gegenüber einem andern einzelnen, dem er sich irgendwie unterlegen fühlt [...]“. Auch die „hochgepriesene ‚demokratische‘ Weltanschau-

hin, die er gegen die Einstellungen seiner Mitmenschen hegte. Theodor Wolffs politische und geistige Haltung sei der deutsch-nationalen unterlegen.

„Und wenn man fragt, wie es möglich war, daß das stärkste, wehrhafteste, gefürchtetste Volk der Erde diesen über alle Vorstellung erbärmlichen Zusammenbruch erleiden konnte, auch Sie gehören zu den ‚Schuldigen‘, Herr Theodor Wolff! Und ob Sie mit der Aufbietung Ihrer ganzen Stimmkraft die ‚nationalistischen Wortathleten‘, die ‚reaktionären Kriegshetzer‘ und die ‚schwerindustriellen Generalsekretäre‘ anprangern, auch Sie gehören zu den ‚Schuldigen‘. Gott verzeihe Ihnen!“¹⁵³

Durch „Wolffs parlamentarisches System“ sei es zu einer „Perversion seines [des Volkes, C.G.] politischen Instinktes bis in die Wurzeln“ gekommen.¹⁵⁴ Republik und Demokratie waren die Ursache „dieser grauenhaften Verwüstung der Seele eines im Grunde gutgearteten und tüchtigen Volkes“.

„Unter seiner [T.W.s, C.G.] Mitarbeit wird das lebensstrotzende, riesenstarke, junge Deutsche Reich jener ewig gewaltigen Augusttage [...] zu jenem reaktionär vermoderten und verfinsterten Staatswesen der Reuter- und Havaspresse“.¹⁵⁵

Auch die Broschüre von A. Herold warf Wolff die fehlende Identifikation Wolffs mit Deutschland vor. Ihm wurde praktisch eine persönliche Schuld am „Zusammenbruch“ Deutschlands angelastet. A. Herold war der Auffassung, das B.T. betrachtete es als „eine seiner Hauptaufgaben“, die „wesentliche Schuld Deutschlands am Kriege zu beweisen“.¹⁵⁶ Insbesondere im Zusammenhang mit dem verlorenen Ersten Weltkrieg wurde dem B.T. und Theodor Wolff – eine Unterscheidung wurde nicht immer vorgenommen – vorgeworfen, sich den Siegern anzubiedern. Wenn es für seine politischen Ideen zweckmäßig war, so der Vorwurf Herolds, hatte Wolff keine Skrupel, weiterhin für den Krieg zu plädieren.¹⁵⁷ Er beschuldigte Wolff der Heuche-

ung“ von T.W. sei „letzten Endes eine Ressentimentserscheinung“. Durch die Presse habe das Ressentiment als „seelische Selbstvergiftung“ gewirkt, S. 40ff.

153 Ebd., S. 46. Hervorhebung im Original.

154 Hier und im Folgenden ebd., S. 39f.

155 Ebd., S. 38.

156 A. Herold: Die Sünden des Berliner Tageblattes, S. 7. Im Folgenden zit. als A. Herold.

157 „Wenn die Durchführung seiner ‚demokratischen‘ Ideen es erforderte, wurde das Berliner Tageblatt also auch zum ‚Kriegsverlängerer‘; das Blut der deutschen Soldaten war ihm für seine Parteiziele nicht zu gut und der deutsche Militarismus nicht zu schlecht; nachdem

lei, der – auch wenn es gegen seine liberalen Prinzipien verstoße – den Militarismus benutzte, um seine demokratischen Ideen durchzusetzen.

Joachim von Kürenberg unterstellte Wolff eine gezielte Taktik, mit der dieser – „ein Mann von Esprit, sicherem politischen Instinkt für die Interessen des Mosse-Blattes und gut fundiertem Wissen“¹⁵⁸ – an der Spitze des B.T. stehend den Einfluss der Zeitung zu vergrößern wusste. Das „alte Ziel: die deutsche Demokratie unter verstärktem jüdischen Einfluss aufzurichten“, sahen Wolff und seine Redaktion nach dem Ersten Weltkrieg für gekommen, so Kürenberg. Theodor Wolff, der jüdische Interessen vertrete, sei „der stille Marionettenspieler der neuen Machthaber“ geworden, „die mit ihren Sorgen sich zu dem diskret lächelnden Manne bei Mosse“ flüchteten. Kürenberg konzentrierte sich auf äußerliche Merkmale Wolffs:

„Man hat Wolff mit einem Pascha verglichen. Und in der Tat hatte er viel von diesem Typ, den man oft an der Riviera trifft. Der dunkle Teint, die große gebogene Nase, die etwas gebückte Haltung, die Gardenie im Knopfloch und die unvermeidliche Zigarette, die er im Gespräch von einem Mundwinkel zum anderen wirft, geben ihm diesen Nimbus. Man würde ihm ungesehen glauben, daß er einen großen Harem unterhält. Diese orientalische Sinnlichkeit, die schon aus seinen aufgeworfenen Lippen spricht, findet sich auch andeutungsweise in seinem [Pariser] Tagebuch [...].“¹⁵⁹

Kürenberg beschrieb Wolff mit Zügen, die er für die typisch jüdischen hielt und die in zeitgenössischen, antisemitischen Karikaturen wiederzufinden sind.¹⁶⁰ Eine jüdisch stereotypisierte Physiognomie, die angeblich hyper-

letzterer seine Schuldigkeit getan hatte, durfte er gehen.“ A. Herold, S. 21. Herold bezog diese Behauptung auf den Fall Russlands, dessen „Niederzwingung“ er als Hauptziel von T.W. und dem BT darstellte.

158 Vgl. hier im Folgenden Joachim von Kürenberg: *14 Jahre, 14 Köpfe. Betrachtung der kleinen Vergangenheit*, Berlin 1933, S. 168. Im Folgenden zit. als Kürenberg.

159 Ebd., S. 169.

160 Vgl. dazu die Karikatur über T.W. und Georg Bernhard im Anhang 4, die am 4.5.1932 in der antisemitischen Zeitschrift *Die Brennessel* abgedruckt wurde. Passend zu den Worten Kürenbergs verdeutlicht sie darüber hinaus den Jargon und die Gestik, die Antisemiten Juden zuschrieben. *Die Brennessel* erschien von Januar bis März 1931 monatlich, dann 14tägig bis September und schließlich wöchentlich im Eher Verlag, dem Zentralverlag der NSDAP. Die Zeitschrift sah ihre „Aufgabe im Kampf gegen die Weimarer Republik, gegen ‚das feindliche Ausland‘, gegen ‚kleingläubige Meckerer und Miesmacher‘ im eigenen Land und gegen ‚das internationale Judentum‘. In satirischen Artikeln und Karikaturen wurden Staatsmänner und vermeintliche ‚typische‘ Gegner verunglimpft und lächerlich

sexuelle Energie jüdischer Männer und der Vorwurf des Mädchenhandels wurden den Juden schon seit dem Mittelalter zugeschrieben.¹⁶¹ Auffällig sei darüber hinaus der „Wolffsche Stil – böse Zungen sagen: Zeitungsdeutsch“.¹⁶² Wolff verkehre in dem Pariser Milieu, das auch einst Börne und Heine bereitwillig aufgenommen habe. In seinen Artikeln übertreibe Wolff seine literarischen Kenntnisse „bis zur Manier“. Die Montagsartikel Wolffs, die „nicht nur von Demokraten gelesen [werden], sondern auch von Gegnern“, seien „immer amüsant, oft ironisch, aber immer von einer fremd wirkenden Tendenz durchsetzt“. Er erlangte schnell „die Laissez passers für die Wilhelmstraße“, durch die es ihm gelang, „sich durch alle Ministerien und Botschaften zu winden“. Kürenberg beschuldigte Wolff in zweierlei Hinsicht: Einerseits charakterisierte er ihn als wendige Person, die sich geschickt durch das Leben lavierte. Andererseits stellte er Wolff als Lenker dar:

„In seinem ungemütlichen Büro in der Jerusalemer Straße – welche sinnige Straßenbezeichnung – [...] beobachtet der Allmächtige – sechzig Zigaretten pro Tag – die weitere Gestaltung des nachrevolutionären Deutschlands. Hierhin geht eine Information und dorthin ein Batzen Geld, um die im Entstehen befindliche Republik über den kritischen Punkt zu ziehen.“¹⁶³

Theodor Wolff habe eine zu bewundernde „Wendigkeit, wie er sein Blatt auf die jeweiligen Machthaber abzustimmen weiß“. Seine Leitartikel hätten jedoch in den letzten Jahren „die alte Elastizität und das Biegsame der früheren Geistigkeit“ verloren.¹⁶⁴ Nach dem Januar 1933 war das Blatt in „andere Hände übergegangen“, es sollte nicht mehr

gemacht. Die Darstellungen der Juden sollten darüber hinaus dazu dienen, den Lesern deren ‚wahre und teuflische Natur‘ zu offenbaren.“ Zit. nach Enzyklopädie des Nationalsozialismus, hrsg. v. Wolfgang Benz, Hermann Graml, Hermann Weiß, München 21998, Stichwort „Die Brennessel“, S. 403. Die Auflagenhöhe der Zeitschrift lag 1933 bei ca. 32 000, 1939 dagegen bei 23 000 Exemplaren.

161 Vgl. hierzu Katja Leiskau / Daniela Geppert: „Alte Thaler, junge Weiber sind die besten Zeitvertreiber“ – Sexismus und Voyeurismus, in: Abgestempelt. Judenfeindliche Postkarten, hrsg. v. Helmut Gold / Georg Heuberger, Frankfurt a.M. 1999, S. 205-214. Und den Aufsatz von Rainer Mentel: Anwälte der Moderne. Die Bildpolemik gegen Journalisten, Fachärzte und Rechtsanwälte, in: ebd., S. 227-234.

162 Kürenberg, S. 170ff. Vgl. auch im Folgenden.

163 Ebd., S. 174. Vgl. auch im Folgenden.

164 Vgl. hier und im Folgenden Kürenberg, S. 175.

„ein Zerrbild [...] pazifistischer Ansichten sein, sondern der Spiegel deutschen Wesens und deutschen Wollens. Der neuen Generation wird der Name Theodor Wolff fremd bleiben – und das ist gut! In den vierzehn Jahren der letzten Vergangenheit hat dieser Mann mit der Macht seiner Presse viel dazu beigetragen, der Parteien Haß zu vermehren und das nationale Gefühl in Deutschland niederzuhalten.“¹⁶⁵

Alfred Rosenberg, späterer Chefideologe des Nationalsozialismus, schlug 1927 einen ähnlichen Ton an. Theodor Wolff sei „der ursprünglichen Absicht des Rudolf Moses [ein Organ zur Vertretung der jüdischen Interessen zu gründen, C.G.] natürlich treu geblieben“: Er schuf aus dem Lokalblatt ein „sogenanntes Weltblatt“,

„in dem er mit dem eigentlichen Ziel nur selten herausrückte, sondern unter der Flagge des ‚Freisinns‘ und der ‚Demokratie‘ jene große ‚Arbeit‘ besorgte, welcher das deutsche Volk am 9. November 1918 zum Opfer gefallen ist.“¹⁶⁶

Das B.T. zeichne sich durch seine „Skrupellosigkeit“ aus, „das deutsche Volk über die wahre Sachlage der Weltpolitik irrezuführen“, indem die Zeitung über den „angeblichen deutschen Militarismus zeterte“.¹⁶⁷ Die „Ursache des Verlustes der Marneschlacht“ gehe „auf jene Tätigkeit der Theodor Wolff und seiner Genossen in Frankfurt [Frankfurter Zeitung, C.G.]“ zurück. Rosenberg warf dem B.T. Sabotage vor. Die Zeitung sei nur „patriotisch und kriegslustig“ gewesen, „so lange es gegen das zaristische (antisemitische) Rußland ging“. Er zählte das B.T. zur „alljüdischen Presse“,¹⁶⁸ und unterstellte Wolff eine nur scheinbare Betonung des deutschen Standpunktes.¹⁶⁹ Anstatt dass Wolff und das B.T. ausschließlich nationale Interessen vertraten, wurden Deutschland durch die „Annahme des Versailler Diktats, [...] das Londoner Ultimatum und [...] das] Dawesgutachten“ die „innerpolitischen

165 Ebd., S. 176.

166 A. Rosenberg: 30 Novemberköpfe, S. 203.

167 Vgl. hier und im Folgenden ebd., S. 204ff.

168 Ebd., S. 208f. Mit den Worten des Dortmunder Rabbiners Benno Jacob: Die Juden und das Berliner Tageblatt, S. 13, sei dieser Irrtum widerlegt: „Mag immerhin sein Besitzer, mag sein Redakteur, mögen noch soviel seiner Mitarbeiter Juden sein, so ist darum doch das Blatt so wenig eine Vertretung des Judentums wie eine sozialistische Zeitung mit einem christlichen Verleger und Leiter die des Christentums. Das ‚B.T.‘ ist eine politische Zeitung und kann jüdische Interessen schon deswegen nicht vertreten, weil es solche [...] gar nicht gibt.“

169 Vgl. hier und im Folgenden A. Rosenberg: 30 Novemberköpfe, S. 206-209.

Hoheitsrechte“ geraubt. Das „Berliner Tageblatt [...], unter der Leitung von Theodor Wolff“ hatten sich schuldig gemacht. Darüber hinaus manövrierten sie das Land „in den alljüdischen Völkerbund“ hinein. Diese Vorgänge zeigten

„die ganze Saumseligkeit, mit der heute internationale Pressepolitik getrieben wird. Verantwortlich für diese im ‚Berl. Tageblatt‘ ist Theodor Wolff, und wir müssen in ihm einen der gefährlichsten Gegner eines starken Deutschtums erblicken, einen der hauptsächlichsten Unterhändler unseres Volkstums, von dem wir einmal hoffen, daß er sich vor einem deutschem Staatsgerichtshof zu verantworten haben wird [...].“¹⁷⁰

Der Theologe Theodor Haecker, der seine Schriften zwischen 1914 und 1917 in der Zeitschrift *Brenner* veröffentlichte, empfahl Theodor Wolff, er „möge sich um die Börse kümmern, statt sich anzumaßen, die deutsche Kultur zu verteidigen“.¹⁷¹ In einer Vision von einem eigenen Staat schrieb Haecker:

„Nie werde ich leugnen, daß die Wolffs jene Bildung haben, die sie befähigte, in Paris Minister und Präsidenten zu werden. Kennen tun sie alles wie jene auch. [...] Die Wolff und Genossen dürften in meinem Staat auch tun, wonach eigentlich ihr Herz drängt. Sie könnten so reich werden wie sie geworden sind, aber sie müßten die ihnen nach der Ordnung des Geistes gebührende Stellung einnehmen. Die groteske Perversion, daß sie zugleich die Führer des Geistes spielen, die Probleme des Deutschen Volkes lösen helfen, und durch dieses verruchte aber einträgliches Spiel den Durchbruch des Geistes wirklich verhindern, würde mein Staat nicht dulden. Es käme niemals zu der unsagbaren Schamlosigkeit, daß der Angestellte eines Inseratenagenten öffentlich behaupten darf, das Herz tue ihm weh, weil die Kathedrale von Reims beschossen wird – und weiß doch jeder Abonnent und Inserent, wann diesen Herren das Herz wirklich weh tut.“

Hier kommt das Vorurteil des „reichen Juden“ hinzu, das auch auf Wolff übertragen wurde. Darüber hinaus diffamierte Haecker Wolff, indem er ihn in seiner Stellung als Chefredakteur einer der bedeutendsten Zeitung

170 A. Rosenberg: 30 Novemberköpfe, S. 209f. Hervorhebung C.G.

171 Hier und im Folgenden zit. nach Margret Boveri: Wir lügen alle, S. 27-28. Es fehlt jedoch eine Quellenangabe. Theodor Haecker (1879-1945) war katholischer Theologe und Schriftsteller, der in diesen Äußerungen seine antisemitische Einstellung zeigte.

Deutschlands nicht anerkannte. Haecker teilte streng die katholische von der jüdischen Seite. Er verstand es als Affront, dass sich Theodor Wolff als Jude zu christlichen Bauwerken äußerte. Offenbar meinte Haecker, Wolff hätte sich eines Kommentares zu christlichen Dingen zu enthalten. Auch Haecker unterstellte ihm Manipulation und „Führung“ der öffentlichen Meinung. Er kündigte an, dass das nicht mehr geduldet werden könne.

In ganz besonders unverhohlenen aggressiver Weise verfasste unter dem Pseudonym *Lanzelot* schreibende Autor, der sich selbst als Antisemit bezeichnete, 1932 einen offenen Brief an Theodor Wolff.¹⁷² Er beschimpfte Wolff, dass er für ein Blatt schreibe, „das nicht der Wahrung christlicher Belange dient“. Er sei in „weltenferne Abgründe der politischen Primitivität“ versunken. Wolff habe sich gründlich geirrt, als er seinem „auserwählten Volke den mit Sicherheit zu erwartenden Niedergang des Nationalsozialismus“ verkündete. Wolff sei das „Opfer einer Psychose geworden“. Er solle sich an den Gedanken gewöhnen, „daß Adolf Hitler unaufhaltsam vorwärtsschreitet“. Lanzelot wurde regelrecht ausfallend, wenn er Wolff bescheinigte: „Ihr Hirn beginnt zu schielen, sobald Sie den Namen Hitler hören.“ Er müsse schließlich die ihm „verhaßte Wahrheit“ begreifen, dass „Millionen entschlossener deutscher Menschen [...] Anhänger Hitlers“ geworden seien. Zum Schluss des Briefes empfahl er Wolff einen „Spezialisten“ – „der heilt auch [...] jüdische Komplexe“.

Durch die polemische Hetze der jeweiligen antisemitischen Wortführer, die sich oftmals durch eine stilistische Dürftigkeit auszeichneten,¹⁷³ wurde Wolff beschuldigt, persönliche Verantwortung für die politische Misere zu tragen, die insbesondere am Anfang und am Ende der Weimarer Republik zu Tage traten. Auch wenn es keineswegs sicher ist, dass Wolff sämtliche oder auch nur eine dieser Publikationen gelesen hat, zeigen sie dennoch deutlich, wessen man ihn beschuldigte und warum er von politisch rechtsstehenden Kreisen derart denunziert wurde. Seine Zugehörigkeit zur intellektuellen Oberschicht, seine Kritik am System und sein bedingungsloses Eintreten für die Demokratie machten ihn zur Zielscheibe enttäuschter Monarchisten und Deutsch-Nationaler. In seiner Zugehörigkeit zum Judentum meinten diese den wunden Punkt des Publizisten gefunden zu haben und griffen ihn als

172 Zit. hier und im Folgenden aus Lanzelot (Pseudonym): „Freundlicher Brief. Herrn Theodor Wolff und das ‚Berliner Tageblatt‘“, in: *Die Brennessel* 15 (13.4.1932), H. 2, S. 170. „Auch wir Antisemiten sind Menschen [...].“

173 Vgl. dazu Werner Becker: *Demokratie des sozialen Rechts*, S. 241.

Juden an. Ihrer Meinung nach hatte Wolff einen typisch jüdischen Schreibstil und sowohl sein Äußeres als auch seine Verhaltensweisen entsprachen ganz ihrem Bild „des Juden“.

Neben diesen schriftlichen Angriffen wurde Wolff tätlich bedroht. Sein Name stand auf der Liste der „Organisation Consul“, einem rechten Geheimbund, der für den Mordanschlag auf Walther Rathenau verantwortlich war und auch das Attentat auf Maximilian Harden verübte.¹⁷⁴ Darüber hinaus stand er auf der Liste der Nationalsozialisten. Georg Bernhard, Chefredakteur der *Vossischen Zeitung*, berichtete nach der „Bürgerbräu-Revolte“ im November 1923 über folgenden Erlass:

„Die führenden Schufte des Verrats vom 9. November 1918 sind von heute ab als vogelfrei erklärt. Jeder Deutsche, welcher Ebert, Scheidemann, Oskar Cohn, Paul Levy, Theodor Wolff, Georg Bernhard und ihre Helfer und Helfershelfer ausfindig machen kann, hat die Pflicht, sie tot oder lebendig in die Hände der völkischen nationalen Regierung zu liefern.“¹⁷⁵

Wolff wurde als einer dieser „Verräter“ angesehen. Von einem weiteren Vorfall berichtete Ernst Feder, Theodor Wolffs Freund und enger Mitarbeiter in der Redaktion, der 1930 in sein Tagebuch notierte:

„Nachts auf der Redaktion ruft mich T.W. an, er sei von einem gewissen Juliusburger angerufen worden [...]. Juliusburger, ein Schul- und Duzfreund des Rechtsanwalts Sack, eines der Verteidiger im Leipziger Hochverratsprozeß, habe in dessen Zimmer eine anscheinend dem Lokal-Anzeiger-Redakteur Kön gehörige Liste derer gesehen, die nach nationalsozialistischer Machtergreifung beseitigt werden müßten, an der Spitze ständen 1. General Schleicher, 2. General Stülpnagel, 3. T.W. Ein Rechtsanwalt Rothschild habe ihn begleitet und

174 Die „Organisation C.“ formulierte in der Satzung ihre Ziele: „[...] b.) Bekämpfung alles anti- und internationalen, des Judentums, der Sozialdemokratie und der linksradikalen Parteien.“ Aus: Die Geschichte der Deutschen. Von 1871 bis heute. CD-Rom, hrsg. v. Spiegel-Online 1998.

175 *Vossische Zeitung* 534-544 / 16.11.1923, A., Georg Bernhard „Ludendorff“. Lt. Hanns Hubert Hofmann: Der Hitlerputsch. Krisenjahre deutscher Geschichte 1920-24, München 1961, S. 186, waren es Ernst Pöhner und Wilhelm Frick, die nach der Proklamation im Bürgerbräu-Keller für diesen weiteren Erlass verantwortlich zeichneten. Im BT ist dieser Auszug nicht gedruckt. Hervorhebung C.G.

gemeint, er sei zwar sehr aufgereggt und nervös, aber es sei etwas dran an der Sache!“¹⁷⁶

Feder hatte schon kurz zuvor bemerkt, dass Wolff „einen ziemlich ängstlichen Eindruck“ machte.¹⁷⁷ Die politische Lage spitzte sich zu. Als am 13. Oktober 1930 die nationalsozialistischen Abgeordneten in Parteiuniform im Reichstag erschienen, um gegen das Uniformverbot zu protestieren, kam es parallel dazu zu Ausschreitungen gegen jüdischen Firmen und Passanten. Daher wurde auch im Mosse-Haus mit Kriminalbeamten über Sicherheitsmaßnahmen verhandelt. Die Redaktion fühlte sich nicht sicher und einige Redakteure verlangten, „mit Revolvern“ ausgestattet zu werden. Theodor Wolff schien darin eine weitere Schikane gesehen zu haben.¹⁷⁸ Auch wenn tätliche Übergriffe auf Theodor Wolff nicht bekannt sind, waren die Morddrohungen und die persönliche Gefahr durchaus ernst zu nehmen. Seine Frau schien sich ebenfalls der Situation bewusst, denn im Sommer 1932 – der „letzte glückliche Sommer“ – sorgte sich Änne Wolff „um Theo, die Kerle hassen ihn ja“.¹⁷⁹

4.3.2 Theodor Wolffs Stellungnahme zu der antisemitischen Polemik

Theodor Wolff versuchte die polemischen Schriften antisemitischer Natur zu ignorieren, da er den Antisemitismus als geistige Verwirrung betrachtete.¹⁸⁰ Die Morddrohungen ließen ihn nicht unberührt. Allerdings machte ihm die Tatsache, dass es sich um schwer auszumachende Gegner handelte, die jederzeit ihre Drohung realisieren konnten, eine Reaktion beinahe unmöglich. Er war

176 *Feder-Tagebuch* (6.10.1930), S. 271f.

177 Ebd. (24.8.1930), S. 268. Diesen Eindruck erhielt Feder nach einem Treffen T.W.s mit Schwarzschild.

178 „Gestern wurden mit T.W. und Lachmann-Mosse Sicherheitsmaßnahmen für das Haus besprochen [...]. Es sollen unten zwei Kriminalbeamte in Zivil und zwei Uniformierte sein. [...] Die Handelsredaktion verlangte stürmisch, mit Revolvern bewaffnet zu werden! [...] T.W. empört, daß Toller angeblich ins Ausland reist, so sei es auch im Krieg gewesen, T.W. habe alle Schikanen ausgehalten, die großen Pazifisten saßen in Zürich [...]“ *Feder-Tagebuch* (14.10.1930), S. 274.

179 Änne Wolff zu Elisabeth Castonier während ihres Urlaubs mit ihren Söhnen in Wenningstedt (T.W. war in Paris), in: Elisabeth Castonier: *Stürmisch bis heiter*, S. 202.

180 Vgl. hierzu Sösemann: *Das Ende der Weimarer Republik*, S. 26.

„[...] seit langem, seit 1922, [...] in einer Lebensweise, die Mussolini das ‚pericolosamente vivere‘ genannt hat, genügend geübt. Die täglichen Drohbriefe, die aufrichtig gemeinten freundschaftlichen Warnungen, die unangenehme, schwer abzuschüttelnde Fürsorge bewachender Polizeiaagenten, die Mordlisten, die zumeist aufgebauchten kleinen Zwischenfälle, all das, wovon wenige andere etwas ahnten, war mir vertraut. Eine Abhärtungskur hatte ich durchgemacht.“¹⁸¹

Er legte sich persönlich eine reservierte und abwägende Haltung gegenüber den Angriffen auf, und sah keine Veranlassung dazu, diese Distanziertheit aufzugeben.¹⁸² Schon während der Dreyfus-Affäre hatte Theodor Wolff miterlebt, dass dieser menschenunwürdige Antisemitismus bald wieder nachließ.¹⁸³ Es fand sich für ihn kein Grund, warum es dieses Mal im Nachkriegs-Deutschland, in dem die Republik durch verschiedene Krisensymptome auf die Probe gestellt worden war und sich dennoch bewährt zu haben schien, anders sein sollte.

Auch wenn das B.T. eine klare Haltung zur „Judenfrage“ und zum Antisemitismus fand,¹⁸⁴ so wurden diese Themen doch nicht auf der Ebene der Leitartikel von Theodor Wolff verarbeitet. Die Mitarbeiter hielten – wie gelegentliche Artikel verdeutlichten – den Antisemitismus für eine krankhafte Erscheinung, für die „größte Kulturschande“, die sich in Deutschland ver-

181 *Die Juden*, S. 218.

182 Vgl. Sösemann: *Liberaler Journalismus in der politischen Kultur der Weimarer Republik*, S. 247ff.

183 „Ich habe es miterlebt, wie in der Dreyfusaffaire nach der künstlich antisemitischen Flut schnell die natürliche Ebbe kam.“ *La Terrasse*, S. 107f.

184 Klare Positionen fand das BT bei den Ausschreitungen im Scheunenviertel, bei der Verfolgung der Juden in Polen und Russland oder bei den kursierenden Ritualmordmärchen. Vgl. dazu u.a. BT 522 / 6.11.1923, A., „Heute keine größeren Krawalle in Berlin“; BT 523 / 7.11.1923, M., Erich Dombrowski: „Die Lage“, „Die antisemitischen Ausschreitungen in Berlin“; BT 135 / 21.3.1927, A., „Schwere Zusammenstöße auf dem Bahnhof Lichterfelde-Ost“; BT 136 / 22.3.1927, M., „Hakenkreuzler bei der Arbeit“; BT 137 / 22.3.1927, A., „Die Exzesse im Berliner Westen“; BT 182 / 18.4.1929, M., „Schulfragen und Konkordat“; BT 208 / 4.5.1929, M., „Die Gasvergiftungen in Memel“. Lt. Benno Jacob: *Die Juden und das Berliner Tageblatt*, S. 13f., vertrat das BT das „religiöse Interesse der Juden“ zwar nicht, „[w]ohl aber nimmt es sich u.a. auch des negativen Interesses an, das wir Juden gemeinsam haben: der Behauptung unserer staatsbürgerlichen Gleichberechtigung und der Bekämpfung des Antisemitismus, aber auch dies nicht etwa wegen der zufälligen Zugehörigkeit des Verlegers [...] zum Judentum, sondern in notwendiger Konsequenz seiner politischen Richtung [...]. Wenn es sich häufiger mit dieser Materie beschäftigt, so liegt dies sicherlich auch daran, dass seine wütendsten Angreifer Antisemiten sind [...]“.

breiten konnte.¹⁸⁵ Theodor Wolff reagierte auf seine Weise: Seine zahlreichen Artikel, in denen er für Republik und Demokratie warb, waren sein Mittel.

Die Mitbegründung der DDP lässt sich als persönliche Reaktion auf politischer Ebene interpretieren. Dadurch wurde seine liberale, demokratische Haltung deutlich zum Ausdruck gebracht, dass derartige Auswüchse und Angriffe auf die verfassungsgemäße Gleichberechtigung – trotz Meinungsfreiheit – nicht akzeptiert werden konnten. Ein Brief Stefan Zweigs an Theodor Wolff bestätigte diesen sicherlich nicht nur in seiner Meinung, sondern er spiegelte auch die Motivation für Wolffs Verhalten wider:

„Mögen Sie diese wirklich unleidliche Aufgabe mit guten Kräften fortführen und weiter das Aussichtslose versuchen, die Vernunft der Führenden zu wecken [...]. Ich habe nie so sehr das Unglaubliche für wahr empfunden, daß die Menschen (fast alle!) nicht das glauben, was sie erleben, sondern was sie in den Zeitungen lesen: darum ist Ihre Aufgabe so verantwortlich, und ich sage Ihnen nochmals, wie dankbar ich (mit vielen) bin, daß wenigstens in einem deutschen Blatte ein Mann mit seinem Namen und damit mit seinem Charakter eine selbständige Politik des Ausgleichs und der Versöhnung deckt, ohne den Illusionen der Internationalisten oder den Ambitionen der Nationalisten im inneren Gefühle nachzugeben [...].“¹⁸⁶

Allerdings hinterließen die Anfeindungen im Zusammenhang mit der politisch immer verfahrenere werdenden Lage ihre Spuren. Für Wolff haben sich die letzten Jahre der Weimarer Republik als Kampf herausgestellt, der sich auf seine seelische Ausgeglichenheit auswirkte. Ernst Feder notierte 1926 in sein Tagebuch:

185 BT 520 / 2.11.1919, Professor Gerland: „Antisemitismus und Demokratie“. Ein weiterer Artikel findet sich in BT 393/23.8.1919, M., Dr. Paul Nathan: „Judenfrage – Antisemitenfrage“.

186 Stefan Zweig an T.W., undatierter Brief (Datum des Poststempels 13.9.1919), N 1207 / 19. Einen weiteren Brief erhielt T.W. von Dr. Franz Horch (20.3.1932), N 1207 / 12, in dem dieser ihm schrieb: „Vielleicht ist es Ihnen, dem unerschrockenen Vorkämpfer für das Echte und Rechte, nicht unwillkommen, zu wissen, dass auch einer jüngeren Generation der Sinn für erlebte Form und für das Deutschland über Deutschland hinaus nicht erreichte Niveau Ihrer Führung und Ihres Kampfes nicht verloren gegangen ist und dass Sie, in dem die Tradition der klassischen Publizistik lebendig fortlebt und schöpferisch erweitert wird, begeistertester Gefolgschaft und Zustimmung gewisse sein können.“

„T.W. ist stark deprimiert, bekommt Warnungen, heute einen Brief von einem Vertrauensmann, der angeblich von dem Dresdner Polizeidirektor weiß, daß dort die Putschvorbereitungen weit vorgeschritten sind und Widerstand aussichtslos ist. An den Demokraten und Juden sollen Exempel statuiert werden. [...] Er steht unter ähnlicher Depression wie zur Zeit des Rathenau-Mordes und glaubt, daß der Erfolg des Volksentscheides die Putschgefahr steigert.“¹⁸⁷

Sechs Jahre später war es wiederum Feder, der bemerkte, dass Wolff „sehr alt geworden“ sei.¹⁸⁸ Wolff war offensichtlich dazu „entschlossen, sich dem täglichen Ärger, der seine Gesundheit ruinierte, zu entziehen“, indem er nur noch seine Leitartikel schrieb und in den letzten Jahren seine Arbeitszeit erheblich einschränkte.¹⁸⁹ Das noch darüber hinausgehende Bild eines enttäuschten und erschöpften Mannes entwarf Erwin Topf in seinem Rückblick zu Theodor Wolffs hundertsten Geburtstag in der Wochenzeitung DIE ZEIT:

„Die politischen Geschehnisse der Nachkriegszeit – das Ringen mit den Siegermächten und im eigenen Lande um Versailler Vertrag und Reparationsfrage, die schon bald nach Überwindung der Inflation einsetzende Wirtschaftskrise, die Gefährdung der demokratisch-parlamentarischen Ordnung durch eigene Schwächen und durch die Demagogie der Gegner – alles dieses hatte T.W. resignieren lassen, ihn müde und verbittert gemacht. Nur noch in seltenen glücklichen Momenten trat der ursprüngliche geistvolle Charme zutage [...]. Jetzt war er oft mürrisch, mitunter zerquält und schwierig im Umgang. Wenn er zur alten Jovialität zurückfand, so wirkte das mehr gezwungen als spontan.“¹⁹⁰

Verleumdungen und antisemitische Angriffe mögen Theodor Wolff schon 1920 dazu veranlasst haben, das Angebot von Reichskanzler Hermann Müller nicht anzunehmen, erster deutscher Botschafter in Paris nach dem Krieg

187 *Feder-Tagebuch* (14.6.1926), S. 59.

188 Ebd., (17.9.1932), S. 314.

189 Margret Boveri: *Wir lügen alle*, S. 40, beschrieb T.W. als „behütend über dem Ganzen“ schwebend. T.W. „kam in den letzten Jahren erst um 13 Uhr ins Blatt und verließ es wieder nach wenigen Stunden“. Diese pessimistische Gemütslage von T.W. scheint sich ausschließlich in persönlichem Umgang gezeigt zu haben. Seine BT-Artikel spiegeln dagegen bis zu seinem letzten Artikel am 5.3.1933 eine Hoffnung wider, dass das Demokratische unter den Deutschen doch stärker sein könnte.

190 Erwin Topf: „Sein Schwert war die Feder“, in: *Die Zeit*, 2.8.1968. Der Journalist Topf kam um 1930 in das BT-Ressort Innenpolitik.

zu werden. Er legte „unbedingten Wert“ auf seine Unabhängigkeit von der Politik und war „nicht im mindesten bereit, sie herzugeben und sich in dem steif pompösen Palais der Rue de Lille anketten zu lassen“.¹⁹¹ Aus diesen Worten ist zu erkennen, dass er mit Leib und Seele Journalist und Publizist war. Aufgrund seiner Äußerungen im Exil ist die Entscheidung, Chefredakteur zu bleiben, überdies mit seiner Zugehörigkeit zur jüdischen Religionsgemeinschaft zu begründen:

„[...] und obgleich auf dem Papier der Weimarer Verfassung so Schönes über die Gleichberechtigung der Religionen zu lesen stand, erwarb die meinige, im Verein mit dem politischen Stempel, den ich trug, gewiss nicht das allgemeine Vertrauen meiner teuren Heimat, das dem Vertreter Deutschlands unentbehrlich war, gerade in dieser so konfliktreichen ersten Friedenszeit.“

Dieser Ausspruch zeigt den Realitätssinn Wolffs. Die Anfeindungen hatten einen doppelten Hintergrund: Er wurde wegen seiner Religion angefeindet und aufgrund seiner politischen, liberal-demokratischen Einstellung. Da er meinte, seine Heimat „ziemlich genau“ zu kennen, zog er „aus den Tatsachen die Konsequenzen“ – sogar „mit besonderem Vergnügen“ – und verzichtete darauf, das Angebot anzunehmen.¹⁹²

Der Semi-Kürschner, der Theodor Wolff und das B.T. auf das heftigste verunglimpfte, schildert eine weitere Reaktion Wolffs auf legalem Weg:

„Landrat Dr. Hegenscheidt hatte [19]12 in einem Flugblatt das BT ‚vaterlandsloser Gesinnung‘ geziehen. Er wurde wegen Beleidigung des ChR Theodor Wolff von der 2. Strafk. des Kgl. Landgerichts (Görlitz) zu 300 Mark Geldstrafe verurteilt.“¹⁹³

191 *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, S. 298. Vgl. auch im Folgenden.

192 Ebd., S. 298. T.W. berichtete von einer ähnlichen Begebenheit mit Hugo Preuß (1860-1925), der ebenfalls jüdischer Herkunft war. Als Preuß 1918 den Auftrag erhielt, die Weimarer Verfassung zu erarbeiten, fragte er T.W. um Rat: T.W. sah ihn „nicht zunächst seiner Religion wegen [...] nur mit Widerstreben in dieser Mission, mancher reinblütige, blondbärtige Professor wäre wohl noch ungeeigneter gewesen, aber durfte die Verfassung aus einem Kreis hochgezüchteter Intellektueller hervorgehen, der sich mit seinen Ideen zu sehr außerhalb des durchschnittlichen Volksempfindens befand?“ Ebd., S. 272.

193 Semi-Kürschner (1913), Sp. 568. Das Lexikon ist unter „Mitwirkung von völkischen Verbänden, [...] rechtsstehenden Politiker, Juristen [...]“ herausgegeben worden. Diese Tatsache lässt an dem Eintrag einerseits zweifeln; andererseits ist die Wortwahl neutral und macht diesen Vorgang nicht unwahrscheinlich.

Dieses rechtliche Vorgehen gegen die Denunziation wegen Vaterlandsverrats lässt sich jedoch nicht durch Schriften, Briefe oder Artikel Wolffs bestätigen und kann deshalb nicht eindeutig verifiziert werden. Allerdings ist es durchaus wahrscheinlich, dass Wolff in dem ein oder anderen Fall den Rechtsweg beschritten hat.

Im Vergleich zu den auf seine Person bezogenen Angriffen, hat sich Theodor Wolff zu allgemeinen Anschuldigungen gegen die jüdische Bevölkerung häufiger geäußert. Kurz nach der Revolution 1918 erschien ihm die Situation im Land gespalten. Zum einen war der Antisemitismus noch nicht weit verbreitet, zum anderen war aus Deutschland gerade eine Republik geworden.

„Verfolgt wurde in Deutschland niemand, die rabiatesten Kriegspolitiker und die am lautesten meckernden antirepublikanischen und also staatsfeindlichen Personen hatten nichts zu befürchten, die Republik war eine gute Frau, wollte ihre Feinde versöhnen und hatte ihnen gegenüber ein Lammsgemüt. Der Antisemitismus verbarg sich noch wie ein Veilchen im Moose, erst später fand man heraus, dass die Juden eine Mitschuld an allem Unglück hatten, und als ich in einer Nacht nach der Revolution mit dem General Ludendorff, wie er es gewünscht hatte, soupierte, geschah das bei gemeinsamen jüdischen Freunden und Ludendorff wusste noch nichts von einem ‚Dolchstoß‘, von den ‚Weisen von Zion‘ und von jüdischer Niedertracht.“¹⁹⁴

Es bestand Meinungsfreiheit in der Weimarer Republik. Deshalb konnten sich auch demokratiefeindliche Gruppierungen auf dem sicheren Boden des Parlamentarismus ungehindert äußern und ihre Gedanken verbreiten.¹⁹⁵ Insbesondere in den Anfängen war die Republik noch nicht von der „Idee, dass die Juden eine Rasse seien, denen ihr Jehova und ihr Talmud die Vernichtung des Germanentums vorschrieben“ durchsetzt.¹⁹⁶ Das erfolgte erst später. Die Angriffe gegen ihn, gegen das „Jüdische“, das „Banditentum“, die „Volksbelügung und Volksvergiftung“ des B.T.¹⁹⁷ zielten letztlich gegen Wolffs politische Vorstellungen von Republik, Demokratie und Parlama-

194 *La Terrasse*, S. 109. Vgl. auch T.W.: „Ludendorff bei Nacht“, in: *Die Wilhelminische Epoche*, S. 206-217.

195 „Die Rechtsparteien [...] haben [...] sich kräftig entfaltet, ihre Wirtschaft wieder eingerichtet, mit Inflationsgewinnen Zeitungskonzerne zusammengekauft, die Moral und die nationalen Interessen ins Schaufenster gelegt und die Gelder der Gläubigen einkassiert.“ BT 22 / 13.1.1929, M.

196 *Die Wilhelminische Epoche*, S. 216.

197 Adolf Hitler: *Mein Kampf*, München 1941, 588.-592. Aufl., S. 266.

rismus.¹⁹⁸ Wolff wehrte sich, indem er in seinen Leitartikeln zu mehr Toleranz aufrief und Aufklärung forderte. Der Antisemitismus wurde nicht nur von ihm als Barbarei angesehen, die als Relikt aus unaufgeklärten Zeiten betrachtet wurde und der gebildeten deutschen Kultur nicht entsprach.¹⁹⁹ Nur eine gezielte Reformpolitik und die endgültige Durchsetzung demokratischer Grundsätze und Werte konnten Antisemitismus und antidemokratisches Verhalten überwinden.

In seinen Leitartikeln erfolgte seine Reaktion auf die Anfeindungen, die gegen die Juden im Allgemeinen gerichtet waren, in schriftlicher Form. So stellte er zum Beispiel in ironisch-bitterem Ton fest, „dass Shakespeares Jago und Schillers Wurm erheblich sympathischere Gestalten sind als die unnenmbare Gesellschaft, die heute einen Teil der nationalen Presse beherrscht“.²⁰⁰ Nach der Ermordung Rathenaus klagte er in seinem Leitartikel den „völkischen“ Fanatismus und Hass“ an: Die Mörder hatten mit „grenzenloser Niedrigkeit“ und „unergründlicher Gemeinheit“ gehandelt.²⁰¹ Er drückte in diesem Artikel sein „tiefstes Entsetzen über die Zustände, in denen wir leben“, aus und empfand „Ekel über so viel Dummheit und Gemeinheit, die in einem Patriotenkleide einherstolzieren“.²⁰² Am Neujahrstag 1929 konstatierte Wolff, dass

„der geistige Aufschwung weit hinter dem technischen zurückbleibt [...]. In den Händen gewissenloser Schreibergilden ist auch die Druckmaschine, geschaffen zur Erweckung der Menschheit in der Morgenröte des Humanismus, zu einem Mordinstrument geworden, das den Hass und die Dummheit über die Erde spie.“²⁰³

In seiner Zeit als Journalist in Berlin befasste er sich in seinen Leitartikeln jedoch nicht grundsätzlich oder programmatisch mit dem Judenhass. Eine Ausnahme, die aber keinem gezielten Programm entsprach, bildete 1913 sein

198 In BT 46 / 27.1.1929, M., betonte T.W.: „Aber wichtiger als der einzelne Parlamentarier scheint uns der Parlamentarismus zu sein.“ Den „antiparlamentarischen Theaterdonner der Stahlhelmmritter [...], die nach Führernaturen rufen und sich wahrhaftig selber dafür halten, [finden wir grotesk] [...].“ Siehe den gesamten Artikel im Anhang 1.10.

199 Vgl. Werner Becker: Die Rolle der liberalen Presse, S. 135.

200 In BT 59 / 2.2.1920. Mit der „unnenmbaren Gesellschaft“ waren zweifelsohne die antirepublikanischen, nationalistischen Kräfte gemeint.

201 BT 294 / 24.6.1922, A., „Walther Rathenau ermordet“. Siehe den gesamten Artikel im Anhang 1.9.

202 BT 296 / 26.6.1922, A.

203 BT 1 / 1.1.1929, M.

Leitartikel zu einer Broschüre mit dem Titel *Deutsch oder national*, die „die Ausschließung der jüdischen Knaben und Mädchen aus den Wandervogelvereinen“ verlangte.²⁰⁴ Zwar verdiente „die Sache selbst“ eine „ernste Beachtung“, aber der Stil dieser „anmutig bilderreichen und mitunter tief rassenphilosophischen Sprache dieser Vorkämpfer“ verscheuche diesen Ernst wieder. Theodor Wolff beklagte den „Kulturaufschwung [...], der sich in nationalen Skatkränzchen und völkischen Redaktionsstuben“ vollzog. Stumpfsinnige Krakeeler machten sich mit dem „wohlwollenden Beistand hoher und leitender Kreise breit“, was zur „großen Verpöbelung“ führe. Dem Pfadfinder-Grundsatz, dass ein Pfadfinder „ein Freund aller seiner Mitmenschen [ist], [...] ganz gleich, ob er [...] Katholik, Protestant oder Jude ist“, werde nicht entsprochen, sondern vielmehr werde mit zweifelhaften Mitteln Erziehung betrieben. Man dürfe die Jugend nicht zu einem „Spekulationsobjekt“ machen, sondern sie zu verantwortungsvollen und toleranten Staatsbürgern erziehen.

„Das alles lässt sich ruhig [...] erörtern, jeder soll seinen Nachbarn wählen, wie er will, aber die Klärung, zu der die bitteren Humoristen und die Rassenphilosophen drängen, ist gewiß auch den Andersdenkenden, ohne Unterschied des Glaubens, erwünscht.“

Eine zweite Ausnahme ist sein Kommentar zum Nationalismus an deutschen Universitäten, aufgrund dessen immer weniger ausländische Studenten und Wissenschaftler nach Deutschland kamen.²⁰⁵ In ihrem Nationalismus und „Kampf gegen die Ueberflutung der deutschen Landen“ sollte man sich nicht wundern, dass „die Nachfrage nach der deutschen Wissenschaft im Auslande gesunken ist“. Wolff plädierte für die gegenseitige Achtung und für den „Verzicht auf den gefälligen Irrglauben, daß man selber edler und besser als alle anderen sei“.

Theodor Wolffs Reaktion auf einzelne Vorfälle, die die jüdische Minderheit in Deutschland besonders bewegten, fiel in der Regel spärlich aus. Als im November 1916 die „Judenählung“ im Heer veranlasst wurde, erhitzten sich

204 Vgl. hier und im Folgenden BT 596 / 24.11.1913, „Wandervögel“. T.W. zitierte: „[...] einer der Mitarbeiter schildert den ‚hinterhältigen, nie harmlosen, ewig lauern den Juden mit seiner angeborenen Ehr- und Schamlosigkeit,‘“ und ein anderer „erklärt helltönend, daß der Wandervogelbund ‚weder ein Ablagerungsplatz für alte Stiefel [...] noch ein Spekulationsobjekt für Judenunternehmungen‘ sei [...]“. Siehe den gesamten Artikel im Anhang 1.6.

205 Vgl. hier und im Folgenden BT 316 / 7.7.1929, M., „Warum die Zugvögel nicht kommen“.

insbesondere die Gemüter der C.V.-Mitglieder.²⁰⁶ Wolff nannte den Zensus in seinem Tagebuch nur „die unerhörte ‚Judenzählung‘“.²⁰⁷ Seine öffentliche Äußerung beschränkte er dahingehend, dass er den nicht-jüdischen Deutschen den Spiegel vorhielt und sie auf ihr eigenes Verhalten hinwies. Manch einer der nicht-jüdischen Soldaten und Offiziere legte nur wenig Aktivität an den Tag.

„Während man dem letzten Juden nachspürt, sehen wir, dass mancher noch stämmige Barde, der sich einer besonderen Cheruskerseele rühmte, nur vom Schreibtisch oder von der Bierbank aus zum Kampfe ruft.“²⁰⁸

Unmittelbar nach dem Hitlerputsch (1923) in München erschien kein Leitartikel von Wolff im B.T.²⁰⁹ Erst zehn Tage später schrieb er wieder seinen Montagsartikel. Darin ironisierte er allerdings die Planlosigkeit der deutschnationalen und völkischen Anhänger.²¹⁰ Er hielt es für einen verführerischen Gedanken, sie auf die Probe zu stellen und

„den genialen Persönlichkeiten der Nationaldemagogie das Feld zu überlassen, damit sie Gelegenheit erhalten, ihre Fähigkeiten zu enthüllen. Das wäre gewiß sehr lehrreich, aber wenn ein Land alle fünf Jahre zerschlagen werden muß, damit seine Bewohner aus der Sprache der Ruinen lernen, werden die Kosten der Erziehung ein bißchen zu hoch.“

Theodor Wolff betonte in diesem Artikel auch die außenpolitische Bedeutung des „Geschrei[s] nach einer Rechtsdiktatur“, das sich negativ in der Verständigung mit den europäischen Nachbarn auswirkte. Aber obwohl Ludendorff und Hitler „leider ungeschickt gestolpert“ seien, so fehlte es doch nicht an Ersatz.

1930 war kaum noch Ironie in seinen Sätzen, sondern blanker Sarkasmus. Keine geschliffene Phrase oder dunstige Ideologie könne darüber hinwegtäu-

206 Vgl. dazu auch Kapitel 2.1.2.

207 *Tagebücher* I (2.11.1916), S. 452.

208 *Vollendete Tatsachen*, S. 125.

209 Stattdessen erschienen: BT 528 / 9.11.1923, A., Erich Dombrowski: „Der Putsch im Bürgerbräukeller“; BT 529 / 10.11.1923, M., Ernst Feder: „Das Ende der Hanswurstiade“.

210 „Die Fahne des Bürgerkrieges in München wehte nicht siegreich [...]. Vergeblich sucht man jetzt im Wogelaweia ihres hinflutenden Pathos das rettende Programm oder eine halbwegs praktische Idee.“ T.W. in BT 534 / 19.11.1923, A. Vgl. auch im Folgenden.

schen, dass die Nationalsozialisten mit ihrem Geschrei nach umstürzender Gewalt und mit ihrer Rassenverhetzung die Rohheit, die Verblödung und die gemeinsten Pöbeltriebe anreizten und zu verbrecherischen Ausbrüchen trieben.

„Würde man eine Untersuchung vornehmen können, so würde man unter den von alten Weibern verhätschelten und von ungebildeten Großindustriellen protegierten Wanderpropheten des Nationalsozialismus nicht wenige pathologisch interessante Gehirne feststellen, und der verquollene Dampf, der von ihnen ausgeht, verbreitet sich über eine Masse, die auf jedes Betäubungsmittel reagiert. Die Benebelten, die mit Theorien nichts anzufangen wissen, greifen zum praktischen Revolver und knallen los.“²¹¹

Zu den im Berliner Scheunenviertel stattfindenden Ausschreitungen (1923) und den auf jüdisch-aussehende Passanten verübten Übergriffen (1927) ist im B.T. kein Kommentar von Theodor Wolff zu finden. Für ihn stand jedoch spätestens 1930 fest, dass man in einer schlimmen Zeit lebte, die „schlimmste, die wir nach dem Kriege und den spartakistischen Revolten erlebt haben, und schlimmer als die Zeit der Inflation“. Seiner Ansicht nach waren die hohen Arbeitslosenzahlen der hauptsächliche Grund für die politische Misere des Landes.

„Die Maulaufreisser, Gaukler, Charlatane und spekulativen Geschäftemacher auf dem Jahrmarkt des Radikalismus haben es in diesem Augenblick leicht, die kranken Seelen und die jugendfrische Unwissenheit einzufangen. Sie peitschen in den geistig Beschränkten alle rohen und gemeinen Instinkte, Neid, Hass und Rachsucht auf.“²¹²

Dennoch hielt er bis zu seinem Weg ins Exil seine Überzeugung von Demokratie und Parlamentarismus aufrecht. Er gehörte mit seiner Hoffnung auf einen Sieg der Republik und auf die Aufklärung mit geistigen Waffen zu

211 BT 267 / 8.6.1930, M., „Das Lied auf dem Stein“. Siehe den gesamten Artikel im Anhang 1.11.

212 BT 326 / 13.7.1930, M., „Der Fels im Meer“. Ferner beschrieb T.W. in dem Artikel die Urteile des Reichsgerichts, in denen die „Hakenkreuzler“ z.B. in ihrer Beschimpfung der republikanischen Republik als „Judenrepublik“ eindeutig bevorteilt würden. „Artikel 109 der Reichsverfassung lautet: ‚Alle Deutschen sind vor dem Gesetze gleich.‘ Das Reichsgericht hat [...] diesen Artikel nicht genügend studiert [...]“. Am 14.9.1930 erreichten die Nationalsozialisten einen Wahlsieg: ihre Abgeordnetenzahl stieg sprunghaft von 12 auf 107 an.

denjenigen, die nicht an die Auflösung dieses Systems glaubten oder glauben wollten. Wolff und seine Zeitung wurden zum Objekt der Antisemiten, auch wenn sie keineswegs speziell jüdische Inhalte und Ziele thematisierten. Allerdings wurde jeder Versuch Wolffs, demokratische Ziele und Grundlagen des Parlamentarismus zu erklären und zu vertiefen, seine seltene Reaktion auf unverhohlenen antisemitische und antirepublikanische Angriffe, bei seinen Feinden als Bekräftigung aufgenommen, gründlich gegen die „Juden-Journaille“²¹³ vorzugehen. Jede seiner Äußerungen kam praktisch dem „personalisierten jüdischen Starjournalismus“ gleich.²¹⁴ Wolff sah im Laufe der Jahre in den judenfeindlichen Agitationen nicht mehr eine rein „Jüdische Frage“, sondern übertrug sie in eine „Deutsche Frage“. Konnte die Republik sich dieser intoleranten Hetze nicht zur Wehr setzen, so war sie verloren. Im Exil schrieb er dazu, dass die Antisemiten ihr Publikum „mit der Ausmalung einer ungeheuren internationalen jüdischen Macht“ unterhielten, und „wir haben nur [...] eine völlig[e] Ohnmacht gesehen“.²¹⁵ Zu dem Schluss, dass die ganze Kulturmenschheit bedroht sein könnte, „wenn die niederen Triebe so hervorbrechen konnten“,²¹⁶ kam er erst in seinem Manuskript über *Die Juden*.

4.4 Die Juden – Theodor Wolffs Auseinandersetzung mit dem Judentum

Theodor Wolffs Leben war bis kurz vor seiner Emigration von einem 12-Jahres-Rhythmus geprägt. Sowohl seine Korrespondententätigkeit in Paris (1894-1906), als auch sein Chefredakteursposten während des Kaiserreiches (1906-1918) und der Weimarer Republik (1918-1930) entsprechen dieser Einteilung. Die letzten Jahre der Republik waren bereits von einem Übergang zu einer anderen Lebensperiode geprägt. In den drei Jahren von 1930 bis 1933 gewann Theodor Wolff allmählich die alarmierende Erkenntnis wachsender innenpolitischer Bedrohung.²¹⁷ Mit dem Exil wurde schließlich

213 Dieser Ausdruck stammte von Joseph Goebbels, in: Tagebücher. Sämtliche Fragmente, hrsg. v. Elke Fröhlich, Teil 1 Aufzeichnungen 1924-1941, Bd. II (1.1.1931-31.12.193), München 1987, S. 160 (25.4.1932).

214 Vgl. Söseman: Liberaler Journalismus in der politischen Kultur der Weimarer Republik, S. 259.

215 *La Terrasse*, zit. nach Söseman: Liberaler Journalismus in der politischen Kultur der Weimarer Republik, S. 259.

216 *Die Juden*, S. 27.

217 Vgl. Söseman: Einleitung *Tagebücher* I, S. 19.

das bisherige chronologische Gleichmaß endgültig unterbrochen. Hatte Wolff also angesichts der politischen Lage resigniert, wie es seine Arbeitskollegen beschrieben, hatte er einen Teil seiner Selbstsicherheit kurz vor dem Exil eingebüßt?²¹⁸ Der Verlust des Vertrauens in die Emanzipation und Gleichberechtigung der Juden bestätigte Theodor Wolff durch den Protagonisten seines Romans *Die Schwimmerin*, Ulrich Faber:

„Nur eines schien für immer oder doch für lange verloren: das Gefühl, das die Generationen vor dem Kriege noch gehabt hatten, ein Gefühl des Vertrauens zu dem, was als gesicherter, unantastbarer Ideenbesitz galt. Damals hätte man jeden, der die irrsinnige Barbarei des Krieges prophezeit hätte, achselzuckend weitergeschickt. Und wer hätte geglaubt, jene Gedanken, die in der Volkserde längst eingewurzelt zu sein schienen, hingen nur wie lose Blätter am Zweig? In dem Gefühl der Sicherheit, in dem Vertrauen, dass in dem notwendigen Wandel der Welt das in Jahrhunderten erkämpfte und ererbte geistige und moralische Gut keiner Zerstörung oder Enteignung mehr verfallen könnte, hatte man gelebt. Und das würde so bald nicht wieder auferstehen. Man musste einen Halt auf neuem, festen Boden gewinnen.“²¹⁹

Wie die Romanfigur Faber musste auch Theodor Wolff einen neuen Halt im Exil gewinnen. Ihm waren zwar das Land und die Sprache vertraut. Aber er befand sich nun in einer für ihn völlig neuen Situation, weil er als „rassisch“ und politisch Verfolgter des „Dritten Reiches“ in die Emigration hatte gehen müssen. Ab diesem Zeitpunkt war Theodor Wolff, ohne es zu bedauern, nicht mehr politisch engagiert.²²⁰ Er verfolgte aber weiterhin die politischen Vorgänge in Deutschland. In seinem Artikel aus dem *Pariser Tageblatt* schrieb er:

„[...] aber das damalige Deutschland, das in meinen Erinnerungen vor mir steht, erscheint mir nicht so [...] vergleichbar und verbunden mit dem Reich der Gegenwart. Grundzüge des Volkscharakters, die heute stark hervortreten, waren immer vorhanden, aber die Idee des Rechtsstaates und die kulturellen Daseinsformen wirkten doch bildne-

218 Dieser Meinung ist Sösemann: Einleitung *Tagebücher* I, S. 48. Siehe auch Kapitel 4.3.1.

219 *Die Schwimmerin*, S. 264f. Diesen Roman ließ T.W. 1937 bei Oprecht in Zürich verlegen. Er enthält autobiographische Züge.

220 „[...] ich habe mich in dieser Zeit abseits von der Arena gehalten, übrigens ohne irgend eine Anwendung von Müdigkeit und Resignation“ schrieb T.W. in seinem Brief an Gerhart Hauptmann (4.12.1933), N 1207 / 11.

risch mit. Und es kann zweifelhaft sein, ob es nicht richtiger ist, die heutige Figur Deutschlands als etwas in der Geschichte Alleinstehendes, Einmaliges, Unerwartetes zu betrachten, statt allzusehr bei den verbindenden Aehnlichkeiten zu verweilen, die in dieser oder jener vergangenen Epoche vielleicht zu entdecken sind.“²²¹

An einer journalistischen Auseinandersetzung mit dem neuen Regime hatte er kein Interesse.²²² Zu Beginn seines Exils hatte er sich noch gelegentlich das B.T. gekauft,²²³ nun entzog er sich der Tagespolitik und begann, geschichtliche Überblicke über die jüngere deutsche Vergangenheit und einen Roman zu schreiben.²²⁴ Neben anderen Manuskripten, die posthum aus dem Nachlass veröffentlicht worden sind, ist sein Manuskript *Die Juden* von herausragender Bedeutung. Ursprünglich als Trilogie geplant, der *Die Franzosen* und *Die Deutschen* folgen sollten, schrieb er daran von Sommer bis Herbst 1942, überarbeitete das Manuskript im Winter 1942/43 und fügte letzte Nachträge im April 1943 ein, wenige Tage vor seiner Verhaftung.²²⁵ *Die Juden* führte Theodor Wolffs Plädoyer für Recht, Freiheit und Menschlichkeit fort, indem er über die jüdischen Emigranten, das Judentum und den Zionismus reflektierte. Er beschäftigte sich darin erstmals programmatisch mit dem Antisemitismus. Seine Ansicht, dass die Juden keine Nation bildeten, kam darin ebenso deutlich zum Ausdruck wie seine liberale Einstellung, die sich wie ein roter Faden durch sein Leben und Werk zieht. Dass Wolff sich ausführlich mit dem Judentum befasste, kam einem Wendepunkt in seiner Auseinandersetzung gleich. Vor 1933 hatte er keinesfalls auch nur die

221 *Pariser Tageblatt* 242 / 11.8.1934, „Der Krieg des Pontius Pilatus“. Eine Erwiderung von Theodor Wolff“.

222 T.W. gründete auch nicht das *Pariser Tageblatt*, wie das Neue Lexikon des Judentums, hrsg. v. Julius H. Schoeps, Gütersloh / München 1998, S. 879, meint.

223 T.W. teilte seinem ehemaligen Mitarbeiter Egon Erwin Kisch mit, dass er bis zum Röhm-Putsch (30.6.1934) regelmäßig das BT gelesen hatte. Einen Tag später kaufte er es sich aus besonderem Interesse, denn „[...] ich wollte sehen, was die Bürschchen über die Ermordung von Röhm sagten, dem sie immerfort besonders Weihrauch gestreut, ihn, wenn auch in versteckter Form, über Hitler gestellt hatten. Da sah ich über die vier Spalten der ersten Seite mit den größten Lettern die Überschrift: ‚Durchgegriffen!‘ Seitdem habe ich das ‚Berliner Tageblatt‘ nicht mehr in die Hand genommen.“ Wilhelm Orth: „Ein aufrechter Republikaner. Theodor Wolff und die Deutsche Demokratische Partei“, in: *liberal* 33 (1991), S. 106f., zit. Egon Erwin Kisch aus dessen Nekrolog über T.W. in der Zeitung *Freies Deutschland*.

224 *Der Krieg des Pontius Pilatus* (1934), *Der Marsch durch zwei Jahrzehnte* (1936) und *Die Schwimmerin* (1937).

225 Auskunft von Rudolf Wolff, zit. bei Sösemann: Vorbemerkung *Die Juden*.

Notwendigkeit gesehen, sich diesen Themen schriftstellerisch oder journalistisch intensiver zu widmen. Seiner Meinung nach waren Antisemitismus oder Rasseideen bis dahin nicht mit Ernsthaftigkeit zu behandeln. Erst die beginnende Judenverfolgung, seine während der Emigration gemachten Erfahrungen und der Krieg erforderten die Auseinandersetzung. Abgesehen von einzelnen persönlichen Anmerkungen war sie aber ausschließlich theoretischer Natur. Es gab keinen Wandel in seiner persönlichen Stellungnahme oder religiösen Überzeugung zum Judentum.

Theodor Wolff brachte seine Gedanken über seine jüdische Herkunft und das Judentum erst zwischen 1940 und 1942 zu Papier, nach mehreren Jahren in der Emigration. Das Gefühl von Bedrohung, der Beherrschung des Geistes, dem Ende der Emanzipation und der „totale[n] Entmündigung“, wie er es in der *Schwimmerin* beschrieb,²²⁶ waren Auslöser für seine Überlegungen. Die persönliche Bedrohung der letzten Jahren der Weimarer Republik, sein Weg in das südfranzösische Exil, die schwieriger werdende Situation der Emigranten und die beunruhigenden, von einer großangelegten Judenverfolgung zeugenden Informationen aus Deutschland kulminierten in Wolffs schriftlicher, wenn auch distanzierter Auseinandersetzung mit den Juden.²²⁷

Anhand des Manuskripts *Die Juden* wird Wolffs Haltung zur Emigration, zur „jüdischen Rasse“, zum Antisemitismus und zum Zionismus dargestellt. Mit diesen Themen wurde er als Emigrant täglich konfrontiert. Er wurde durch Hass und Verfolgung in eine Gruppenidentität gedrängt, weigerte sich aber, eine Solidarität anzuerkennen. Durch das Emigrantenschicksal wurde die gemeinsame Hoffnung auf eine jüdische Heimstätte, wurde der zionistische Gedanke, wieder lebendig und aktuell. Auch Wolff setzte sich mit ihm auseinander, änderte seine grundsätzlich distanzierte Haltung zu dieser Idee jedoch nicht. Bei der Dokumentation der wichtigsten Aspekte aus seinem Manuskript *Die Juden* fällt auf, dass Theodor Wolff zwischen den Argumen-

226 „Bald würden sie auch nicht mehr über ihren Geist und über ihren Körper, über ihre Gedanken und Gefühle, über die Wahl ihrer Unterhaltungslektüre und ihrer Bildungsmittel, über die Verwendung ihrer Stunden, über die Hingabe ihrer Freundschaft und über ihre Liebesneigungen frei verfügen können. Nach der in langen, kampfreichen Jahrhunderten errungenen Emanzipation, der Mündigwerdung, die Rückkehr unter die strenge Vormundschaft, die totale Entmündigung. [...] der Liberalismus [hat] einst das Licht von der Finsternis geschieden [...] und [ist] der erste Schöpfungstag der Menschheit gewesen [...].“ *Die Schwimmerin*, S. 151.

227 Sösemann: *Liberaler Journalismus in der Kultur der Weimarer Republik*, S. 247, sieht dagegen in der Bücherverbrennung den Auslöser für T.W.s Auseinandersetzung.

ten häufig wechselt. Es wird deutlich, dass Wolff insbesondere seine Überlegungen zum Zionismus während des Schreibens geformt hat und dadurch ein logisch strukturierter Aufbau seiner Gedanken fehlt. Auch wenn es sich hier um ein Manuskript handelte, um eine Vorlage, erscheint der sprachliche Stil nicht ausgefeilt und ungewohnt durch seine Überschneidungen.

4.4.1 Jüdische Emigranten – „Keine Solidarität!“

Südfrankreich war der klassische Zufluchtsort für religiös oder politisch Verfolgte seit der „Machtergreifung“ Hitlers. Von diesem Zeitpunkt an hatten sich daher zahlreiche Emigranten dort niedergelassen. Theodor Wolffs Berichte von Selbstmorden anderer Emigranten wiesen auf die Belastung hin, die sie für die Flüchtlinge bedeutete.²²⁸ Die ausweglose Lage machte keineswegs ein ruhiges, abgeschiedenes Exildasein möglich. Die meisten litten unter der Heimatlosigkeit und der Ausbürgerung. Theodor Wolff war überzeugt, dass man im Exil nicht in schöpferischer Einsamkeit seine seelischen und geistigen Kräfte mobilisieren konnte. Zwar sei es möglich, dass es

„für kräftige, gesunde, widerstandsfähige Menschen gut ist oder gut sein kann, wenn sie in gewissen Etappen des Lebensganges sich aus einrostenden Gewohnheiten befreien, aus eigenem Antrieb oder gezwungen, in ganz neue und ganz andere Welten hineinversetzt werden, und dass der periodische Wechsel verjüngt. Aber [...] sicherlich ist die These von der Heilkunst des Exils falsch, wenn sie zu generalisierend, als etwas allgemein Gültiges vorgetragen wird.“²²⁹

Wolff konstatierte, dass, auch wenn sich viele mutig der neuen Lebenssituation gestellt und sie bewältigt haben, „in dieser Emigration viele, sehr viele noble Charaktere, gütige Herzen, fein organisierte Gehirne unter den Hammerschlägen zusammengebrochen“ waren. Auf die Veränderungen in seinem eigenen Leben und die daraus entstandenen Belastungen ging er nicht ein.

228 T.W. nannte Stefan Zweig und Walter Hasenclever. Zweig (1881-1942), Schriftsteller, emigrierte 1938 über Großbritannien nach Brasilien, wo er in Rio de Janeiro am 23.2.1943 Selbstmord beging. Zuvor hatte er seine „Hymne auf das Exil“ geschrieben und behauptet, „nur der allein kennt das ganze Leben, der das Unglück kennt“. Zit. nach *Die Juden*, S. 42. Walter Hasenclever (1890-1940), dt. Lyriker, radikaler Pazifist, beging am 21.6.1940 im südfzr. Internierungslager Les Milles Selbstmord. Vgl. dazu z.B. Doris Obschernitzki: Letzte Hoffnung – Ausreise: die Ziegelei von Les Milles 1939-1942. Vom Lager für unerwünschte Ausländer zum Deportationszentrum, Teetz 1999.

229 *Die Juden*, S. 42ff. Vgl. auch im Folgenden.

Betrachtete man die Emigranten, so war das Hauptaugenmerk auf die größte Gruppe, auf die Juden gerichtet. Theodor Wolff war aber der Ansicht, dass auch die nicht-jüdischen Flüchtlinge einen „ehrentvollen Platz“ verdienten, da sie „um ihrer Überzeugung willen Flüchtlinge geworden sind“.²³⁰ Er brachte den politischen Emigranten Hochachtung entgegen, weil im Gegensatz zu ihnen

„sehr viele der jüdischen Pilger nicht Bannerträger und Frontsoldaten einer Überzeugung waren, [...weil] unter noch erträglichen Verhältnissen ihre Gesinnung eher matt war und [...weil] die Sorge um ihre Berufserfüllung und das persönliche Wohl den Hauptteil ihrer Intelligenz in Anspruch nahm.“

Diese Emigration, die zum ersten Mal aus verschiedenen Religionen, verschiedenen Nationalitäten und sehr verschiedenen politischen Parteien bestand, setzte sich aus gänzlich unterschiedlichen Individuen zusammen: „aus wertvollen, gleichgültigen und minderwertigen, aus Menschen mit feinsten Kultur und höchstem Idealismus und anderen mit gewöhnlichem [...] Erwerbstrieb“.²³¹ Theodor Wolff selbst fühlte sich mit diesem „unübersichtlichen Mengengemisch“ nicht verbunden.²³² Das „Emigranten-Schicksal“ schuf nicht zwangsläufig eine „Kameradschaft, eine Kollegialität, ein festes Band“.²³³ Insbesondere unter den jüdischen Emigranten hielt er es für falsch, von einer jüdischen Gemeinschaft zu sprechen, da sie „schon durch die politisch-nationale Trennung unmöglich gemacht“ wurde. Unter den Juden hatte es noch nie eine Einheit gegeben, sondern sie waren zerstritten und seit jeher in Stämme zerfallen. Sie hatten in der Diaspora „höchstens eine leise Verbindung bewahrt“. Aschkenasim und Sephardim lebten in jeweils fremden Welten und hatten sich den verschiedenen Nationen angepasst.²³⁴ Sie konnten sich nicht einmal in der Auslegung der Schrift, in ihrem gemeinsamen Glauben und ihrer Geschichte begegnen. Denn „es war nicht dasselbe, wenn sie [die Schrift, C.G.] unter der Sonne gelesen und ausgelegt wurde“, wie bei den Sephardim „oder wenn man sie hinter furchtsam verhängten Fenstern beim flackernden Licht des Sabbathleuchters las“ wie

230 Ebd., S. 49. Vgl. auch im Folgenden.

231 *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, S. 320.

232 *La Terrasse*, S. 27.

233 Vgl. hier und im Folgenden *Die Juden*, S. 45-48.

234 *Die Juden*, S. 70.

die Aschkenasim.²³⁵ Die Religion als einzig mögliches Bindeglied unter den Juden gab es somit nicht. Die Juden waren vielmehr von mehreren europäischen Kulturen geprägt und hingen unterschiedlichen Glaubensrichtungen an. Dadurch fehlte ihnen die Einheit.²³⁶ Unter den Juden herrschte, „wie in keiner anderen Religion, eine anscheinend unüberwindliche Kleinstaaterei“: Sie waren

„zersplittert, es gibt bei ihnen Meinungsländer, die sich nicht gut miteinander vertragen, immer steht man vor liberalen, orthodoxen, zionistischen und allerlei anderen Schlagbäumen und Schildwachen, der Strenggläubige durchforscht misstrauisch das moderne Seelengepäck“.²³⁷

Moderne liberale und orthodoxe traditionelle Juden waren nicht zu einem Konsens zu bringen. Aber auch wenn jüdische Emigranten aus dem gleichen Land stammten, so konnte das gemeinsame, von außen aufgezwungene Schicksal der Emigration nicht ohne weiteres eine Verbindung herstellen. Jeder wandte seine Sympathie demjenigen zu, der „anständig und manierlich sein Schicksal“ trug.²³⁸ Im Gegensatz zu anderen wurde von der jüdischen Religionsgemeinschaft die Solidarität und der Zusammenhalt geradezu heraufbeschworen und erwartet. Sollte nur, „weil die Urahnen angeblich Schulter an Schulter durch das Rote Meer marschierten“, jeder für jeden einspringen?²³⁹ Theodor Wolff war der Meinung, dass die religionsgeschichtliche Argumentation für ein Solidaritätsgefühl nicht anwendbar war.

Insbesondere durch den Krieg war darüber hinaus klar geworden, dass die jeweilige Nationalität stets stärker als die religiösen Gemeinsamkeiten war.²⁴⁰ Ein jüdisches Volk im nationalen Sinne existierte für Theodor Wolff daher nicht. Stattdessen ging die Integration so weit, dass die Juden der jeweiligen Nation zuzuordnen waren, in der sie geboren waren und ihre Familien seit Generationen lebten. Sie hatten sich immer national und staaterhaltend verhalten. Sie haben sich sogar, „solange man es ihnen erlaubte, einander unter den verschiedenen nationalen Fahnen ihrer Wohnländer bekämpft“. Aber

235 Ebd., S. 47.

236 „Von der ältesten biblischen Sagenzeit an haben den Juden das Geschenk der Einheit und die Begabung, es zu erfassen und zu hüten, gefehlt.“ Ebd., S. 45.

237 Ebd., S. 35.

238 *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, S. 320.

239 *Die Juden*, S. 50. Vgl. auch im Folgenden.

240 Vgl. hier und im Folgenden *Die Juden*, S. 47ff.

nicht nur die Verschiedenheit der nationalen Herkunft war ein entscheidendes Trennungsmerkmal, sondern zusätzlich die „Verschiedenartigkeit des Geistes, der Kultur und vor allem der Moral“.

„Soll der kultivierte, vornehm empfindende, in Geist und Herz seine hohen Ideale tragende Jude sich zu dem zynischen, mit Unmoral bekleckten, ideallosen und überzeugungslosen Geschäftemacher, dem unanständigen Schieber [...] hingezogen fühlen [...]? Er hat sie auch nicht in Berlin, Posen und auch nicht in Wien geachtet, nicht gekannt und nicht begrüßt. Nein, man ist nicht ‚solidarisch‘ mit dem ganzen unübersehbaren, unübersichtlichen Menschengemisch, das in der Emigration durch die Länder irrt, hie und da festen Fuß gefasst hat, oder doch glaubte, festen Fuß fassen zu können. Diese Emigration ist nicht eine eng zusammengefügte Karawane [...]. Diese Emigration ist eine wirr zusammengewürfelte Masse auf der Flucht, aus allen Milieus herausgeeilt und so verschiedenartig in ihren Wesenszügen wie die großen und niederen Geschöpfe, die in Hast vor einem Präriebrande fliehen.“²⁴¹

Theodor Wolff offenbarte hier ein gewisses Überlegenheitsgefühl und distanzierte sich von diesem „Menschengemisch“. So wie er auch in Berlin nichts mit den Ostjuden zu tun haben wollte, Wert auf seine Assimilation und Verwurzelung in der deutschen Nation und Kultur legte, mochte er sich auch nicht in der Emigration mit ihnen abgeben, geschweige denn zu ihnen gezählt werden. Er pflegte in Berlin den Umgang mit Intellektuellen, mit der Oberschicht aus Politik und Gesellschaft. Für eine Änderung in seinem sozialen Umgang gab es im Exil keinen Grund,²⁴² sie ist auch nicht erkennbar. Seiner Meinung nach war auf der „falschen Idee der Solidarität [...] die ganze Rassendoktrin aufgebaut“.²⁴³ Die „wohlklingende Mahnung zur Brüderlichkeit“ war nur „leere Phraseologie“. Derjenige, der diese Solidarität forderte und alle Emigranten unterschiedslos verband, reichte „dem Teufel den kleinen Finger“ und erwies den Rassenphilosophen einen Dienst.

241 Ebd., S. 51.

242 „Ich jedenfalls bin nicht ‚für alle‘, nicht für den unmanierlichen Flegel, nicht für den geriebenen, mit allen Wassern gewaschenen, dickhäutigen, sich durchs Leben schwindelnden Zyniker, nicht für den engegeistigen Zeloten und nicht für den gesinnungslosen Streber, nicht für den, der sich protzig und taktlos überhebt, nicht für den, der sich tief und liedbedienerisch bückt.“ *Die Juden*, S. 99.

243 Ebd., S. 51f. Vgl. hier und im Folgenden.

„Es ist wohl besser, keinen Millimeter breit von dem durch Vernunft, Moral und Gerechtigkeit erkämpften Standpunkt abzuweichen, dass jeder Mensch nur für sich selber und für seine eigenen Ideen verantwortlich ist.“

Wurde dieser Grundsatz verneint, so folgte aus der „solidarischen Haftpflicht“ zwangsläufig die „solidarische Füsilierung“. Für Wolff war diese Theorie, sei es innerhalb einer Religions- oder einer nationalen Gemeinschaft, nicht in die Praxis umzusetzen. Er beharrte auf der Individualität eines jeden. In bitteren Gedanken über die angebliche Solidarität stellte Theodor Wolff fest, dass auch die Umsetzung des Gebotes der Nächstenliebe hier nicht greifen könne.

„Es sind das die am wenigsten befolgten Worte, die jemals aus dem Himmel gekommen und auf Erden gepredigt worden sind. Seinen Nächsten zu lieben, geht offenbar über menschliche Kraft. Aber etwas anderes muss man verlangen. Auch für Deinen Fernsten das gleiche Recht und die gleichen Gesetze wie für dich selbst! Keine Solidarität!“

Theodor Wolff betonte „dass man sich nicht mit anderen Juden nur deshalb, weil sie Juden sind, solidarisch fühlen müsse, dass so wenig bei den Juden eine Verpflichtung zur Solidarität besteht, wie es bei Christen, Mohammedanern oder Buddhisten eine solche Verpflichtung gibt oder geben kann“. ²⁴⁴ Er hielt die Nächstenliebe für unrealistisch: Rechtssicherheit und Rechtsgleichheit waren ausschlaggebend, notwendig und weitaus wichtiger.

4.4.2 Die „jüdische Rasse“ und der Antisemitismus – „ein Rückfall ins schwärzeste Dunkel“

Wolff konstatierte, man habe die Juden seit Jahrhunderten „geschlagen, gehetzt, ausgeplündert und getötet“, wenn sie an ihrer Religion festhielten. Dies geschah jedoch nie unter dem „Vorwand, dass sie eine fremdartige, minderwertige, verworfene Rasse seien“. ²⁴⁵ Es war bislang immer eine Glaubensfrage gewesen. Sobald ein Jude sich taufen ließ, wurde er gesell-

²⁴⁴ Ebd., S. 98.

²⁴⁵ *Die Juden*, S. 53.

schaftlich anerkannt.²⁴⁶ Wolff kam zu dem Schluss, dass in einer „Zeit, die man die moderne“ nannte,²⁴⁷ nicht mehr religiöse Gründe vorherrschend waren, sondern der Rassenhass. Er fragte in seinem Manuskript nach den Ursachen dieses Übergangs von einem Glaubenshass gegen die Juden zu einem Rassenhass. Ohne Zweifel hob sich das „jüdische Problem [...] von allen übrigen und gewiss größeren Problemen ab [...], und [musste], ohne sentimentale Vorliebe, als etwas Besonderes betrachtet werden“.²⁴⁸ Während im Krieg Nationen gegen Nationen kämpften, waren „die Juden die einzige Menschheitsgruppe, die als Rasse angegriffen“ wurde. Indem Rassenideologen die Juden nun als Rasse deklarierten und diffamierten, schafften sie sich einen „Vorwand für die Verfolgung“.

„Aber weshalb werden alle Juden für das schlechte Benehmen und die Vergehen der einzelnen verantwortlich gemacht, während niemals ein Katholik, ein Protestant oder ein Mohammedaner mit den Sünden seiner Brüder belastet wird? [...] Weil es in allen Ländern, unter allen Erdbewohnern, in allen Religionsgemeinschaften schwarze und weiße Schafe, gute und schlechte, gebildete und ungebildete, anziehende und abstoßende Individuen gibt, die Waage doch ziemlich gleich steht, erscheint es vielen rätselhaft, dass der Hass oder die Antipathie einer nicht geringen Menschenzahl allein die Juden betrifft.“²⁴⁹

Wolff vertrat die Meinung, dass die Juden selber schon in biblischen Zeiten das „Anathem“ erfunden hätten, „mit dem man sie heute schlägt“.²⁵⁰ Es war ihm fast unbegreiflich, dass eine „jüdische Mehrheit sich fortdauernd von diesen Gesetzen regieren lässt, in ehelicher Vermischung eine strafbare Veründigung sieht [...] und somit selber die Grenzen zwischen den Rassen zieht“.²⁵¹ Er weigerte sich, von den Juden „infolge ihrer selbsterwählten Isolation“ als „Nation innerhalb der Nation“ zu sprechen. Letztlich wurden sie durch den Kampf für Emanzipation, Recht und Aufklärung aus der Abgeschlossenheit der Ghettos befreit. Deshalb musste die Klassifizierung der Juden als Rasse nun „als ein Rückfall ins schwärzeste Dunkel erscheinen“. Sie hatten zwar Teile ihrer Gebräuche und Riten beibehalten, aber diese Tat-

246 „Die Taufe beendete alles Judenelend, machte aus dem Ausgestoßenen einen Mitbürger, aus dem verachteten Ghettobewohner einen geachteten freien Mann.“ Ebd., S. 54.

247 Ebd., S. 53.

248 Vgl. hier und im Folgenden ebd., S. 29-32.

249 Ebd., S. 99.

250 Ebd., S. 55.

251 *Die Juden*, S. 57. Vgl. auch im Folgenden.

sache war keineswegs die Begründung für den Rassenhass und ihren Ausstoß aus der Gesellschaft.

„Ganz wie frommen Katholiken oder Protestanten, die nicht untereinander heiraten mögen, ist den strenggläubigen Juden das Verharren in der Abgeschlossenheit nur ein Teil ihrer religiösen Gebräuche und kein Hindernis für die Erfüllung nationaler Bürgerpflicht.“

Wolff forderte die Gleichstellung der jüdischen Religion mit der christlichen. Er warb um Verständnis dafür, dass die Zugehörigkeit zu einer anderen Religion als dem Christentum die Juden nicht behinderte, ebenso patriotisch und pflichtbewusst zu sein. Sie hatten das Gegenteil bewiesen, indem sie sich staatsertreu verhielten.

Die Initiatoren des Rassenhasses, die „Rassengelehrten“, benötigten keine Lehrer, sondern schöpften aus sich selbst heraus. Sie hatten „erkannt, dass eine nur gegen die Religion gerichtete Kampfparole nicht mehr zugkräftig war. Die meisten Menschen [...] waren jetzt ohne religiöse Leidenschaft.“²⁵² Der Rassenhass wurde zu einem „stärker berausenden Trank“ als der Religionshass. Theodor Wolff begründete also den „allmählichen Übergang“ vom Religions- zum Rassenhass mit dem zunehmenden Glaubensverlust. Die Rechtgläubigkeit trat immer mehr in den Hintergrund je mehr dieser Verlust vorstatten ging. Die Judenverfolgungen wurden nicht mehr mit christlich-religiösen Motiven begründet. Stattdessen benutzte man den Rassenhass, durch den die Gegensätze noch verschärft wurden. Als führend in dieser Weiterentwicklung nannte Wolff Paul de Lagarde,²⁵³ Houston Stewart Chamberlain²⁵⁴ und Hitler:

252 Vgl. hier und im Folgenden ebd., S. 60-62.

253 De Lagarde, „ein immer streitsüchtiger, nach allen Richtungen hin unabhängig opponierender Mann [...], hatte in Preußen den Juden als Rasse das Deutschtum aberkannt“. *Die Juden*, S. 66.

254 „[...] der weniger achtbare [als Lagarde, C.G.], von seinen ehemaligen englischen Landsleuten als schlechtester Exportschund ohne Bedenken entlassene Houston Stewart Chamberlain, der wie eine Schnecke ohne Haus überall schleimige Spuren ziehend, an den Thron Wilhelms II. herankroch und den Kaiser mit dem Namen: ‚Wilhelm der Deutsche‘ umschmeichelte, übergoss als Wortführer Germaniens die jüdische Rasse mit dem giftigen Spülwasser seiner seichten Geschwätzigkeit“. Ebd., S. 66. Vgl. auch BT 421 / 19.8.1918. Hier widmet sich T.W. ausführlich dem „Rassenphilosophen“ Houston Stewart Chamberlain, der „dem Einfluß des ‚semitischen Geistes‘ überall nachspürt“. Siehe den gesamten Artikel im Anhang I.7.

„Aber erst Hitler und die Seinigen gaben der Rassenlehre wirklich die populäre, allgemein verständliche Fassung, sie allein führten die Theorie bis zum letzten Punkt und dann, als diktatorische Gesetzgeber, die Praxis bis zur letzten Konsequenz.“²⁵⁵

Im Gegensatz zu vielen jüdischen Emigranten war es für Theodor Wolff offenbar nicht völlig unverständlich, dass die Rassenlehre und Rassengesetze ihren Ursprung im Kulturland Deutschland hatten: Es handelte sich dabei um eine „Erscheinung, die sich aus der Natur der Menschen und der Dinge heraus erklären lässt“. Wolff entwarf ein Psychogramm von der deutschen Bevölkerung und durchschaute die Irreführung der „Rassenlehrer“, die die etwas weniger gebildete Bevölkerung mit Parolen einzufangen und zu manipulieren wussten.

„Eine große Masse von Deutschen, ganz besonders die große, wichtige, kolossale Schicht der geistigen Mittelklasse, sieht sich im Spiegel als jenes Volk der Dichter und Denker, wobei sie nur leider wertvolles Denken nicht immer von wertlosem zu unterscheiden vermag, die eigene angelernte Halbbildung oder Viertelbildung für Bildung und ihre an sich durchaus entschuldbare Oberflächlichkeit für tiefe Gründlichkeit hält. [...] Für diese halb oder zu einem Viertel Gebildeten, unter denen es ebensogut Professoren wie kleine Pensionsempfänger und strebsame Portiersfrauen gibt, hat alles, was ‚wissenschaftlich‘ einherschreitet, einen unwiderstehlichen Reiz. [...] Eine Theorie, die überdies, wie die Rassenlehre, verborgenen, verdrängten, bis dahin nur maßvoll geäußerten Gefühlen gestattet, sich plötzlich laut zu bekennen, hat in dieser Mentalität einen soliden, starken Grund. Man braucht sich nicht mehr zu genieren, wenn man ‚Hep, Hep!‘ ruft, wie die alte Hetzparole lautete, und wenn man den Juden ihre Rechte, ihre Berufsplätze und ihr erworbenes Eigentum nimmt.“²⁵⁶

Der Rassenhass war demzufolge die Kompensation eines starken „kleinbürgerliche[n] Gefühl[s] der Minderwertigkeit“ der selbsternannten „Herrenmenschen“. Selbst mit der „bergehoch angehäuften Rassenliteratur“ konnte die Pseudo-Wissenschaft nicht verdeckt werden. Auch die Verbrennung der Bücher, die die Nationalsozialisten für schädlich hielten und „von deren

255 *Die Juden.*, S. 66. Vgl. auch im Folgenden.

256 *Die Juden.*, S. 66f. Vgl. auch im Folgenden.

Charakter man sich gar nicht erst überzeugt hatte“, konnte die Tatsache nicht widerlegen, dass das deutsche Volk selbst aus einem Rasegemisch bestand. Dabei drängte sich Wolff die Frage auf, „ob das deutsche Volk durch die Vermischung so vieler Arten und Typen sehr geschwächt worden ist. Oder ob es ihm nicht gerade seine besten Eigenschaften und Kräfte verdankt.“²⁵⁷ Dennoch kam von ihnen die Rassenlehre, und „diese Propaganda-Waffe wurde erfunden, um ein anderes Volk zu vernichten, das gleichfalls keine einheitliche, geschlossene Rasse ist“.²⁵⁸ Hatte Theodor Wolff zuvor in den Juden keinen Volkscharakter ausmachen können, ordnete er sie an dieser Stelle als Volk ein. Damit wird deutlich, dass es Widersprüchlichkeiten in seinen Gedanken gab, die entweder auf eine mangelnde Überarbeitung des Manuskripts oder auf nicht eindeutige Definitionen bezüglich der Beschaffenheit der jüdischen Minderheit in den einzelnen Ländern schließen lassen.

Wolff schrieb, dass Rassemerkmale erfunden worden seien, um die jüdische Bevölkerung zu klassifizieren. Anhand von Zahlen, die Theodor Wolff auf Ost- und Westjuden bezog, versuchte er den in antisemitischen Traktaten stereotypisierten „jüdischen Typ“ zu widerlegen. Zweifellos existierte der „permanente Hebräer“ seiner Meinung nach nicht:

„Die heutigen Juden, auch die Ostjuden, haben Nasen von allen Sorten, große, herausfordernde und daneben kleine, platte, wie Mongolennasen, klobige, wulstige, höckerige in der Form von Kartoffeln, und in den Nationen, die der heutigen Rassenlehre anhängen, kann man zahlreiche lebende Kopien der in Ägypten und Assyrien überlieferten Judennase sehen. Aber diese rühmen sich dann, Adlernasen zu sein.“²⁵⁹

Für ihn stand fest, dass die Rassenlehre Ausgeburt eines primitiven Verstandes war. Sie konnte sich nur in Diktaturen durchsetzen. In einem Land, das eine gefestigte Demokratie hatte, das republikanische Ideale verfocht und in dem die Gleichberechtigung durchgesetzt war, wäre dies unmöglich. Da Deutschland jedoch diese Werte während der Weimarer Republik nicht hatte etablieren können und unterlag es nun der Gewaltherrschaft.

257 Ebd., S. 68. T.W. war z.B. der Meinung, dass die Juden einen großen Anteil am Geistes- und Kulturleben in Deutschland hatten. So bewirkten z.B. die jüdischen Bühnenleute den „Aufstieg Berlins zur glänzendsten Stadt der Theaterkultur“, ebd., S. 85.

258 Vgl. hier und im Folgenden ebd., S. 70f.

259 Vgl. hier und im Folgenden *Die Juden*, S. 79.

„Für Demagogen, regierende Herrenmenschen und ihr Gefolge ist der Rassenhass das grandioseste Mittel und die glänzendste Erfindung, die jemals auf dem Gebiet ihrer Tätigkeit gemacht worden ist. Für primitive Geister, [...] für die Halbgebildeten, für die Herrenmenschen mit dem Minderwertigkeitskomplex ist die Rassenlehre eine freudig empfangene Offenbarung, für die brutalen Naturen die Legitimierung ihrer Urinstinkte, für Völker ohne Meinungsfreiheit die Möglichkeit, eine genehmigte Meinung laut zu äußern, für die Sklaven eine stolze Gelegenheit, sich erhaben über Menschen zu fühlen, die noch tiefer stehende Sklaven sind.“²⁶⁰

Wie eine sich fortsetzende Gewohnheit wurde die Erklärung „Die Juden sind an allem schuld“ von Generation zu Generation weitergereicht.²⁶¹ Aber diese Schlagworte waren ein Zeichen für die Unbelehrsamkeit und Unfreiheit, in der sich Deutschland befand. Aber es war auch „ein endgültiger Beweis dafür, dass dort, wo nicht eine Tradition der Freiheit und der Selbständigkeit das feste Rückgrat gebildet hat, [sich] hinter der Kraftprotzerei der gewölbten Brust ein nie ganz verdrängtes Schwächegefühl“ versteckte.²⁶² Das jüdische Problem war der „Prüfstein [...], an dem jeder Staat oder jedes Regime seine Zugehörigkeit zur Kultur“ zu beweisen hatte. Es funktionierte gewissermaßen wie ein Barometer, an dem sich die geistige und moralische Atmosphäre der Nationen ablesen ließ.²⁶³ Deutschland schien an diesem Kriterium zu scheitern und konnte somit nicht mehr zu den westlich-demokratischen Kulturen gezählt werden.²⁶⁴ Der nationalistische Hass der Deutschen, der die „Züge des Sadismus und der manischen Verfolgungswut“ trug, hinderte sie daran. Theodor Wolff hoffte dennoch auf die heilsame Wirkung des „abgründige[n] Schauspiel[s]“,²⁶⁵ dass „Rassenwahn und Rassenfeindschaft als Infektionskrankheiten erscheinen“ und überwunden werden könnten. Er fragte:

260 Ebd., S. 122.

261 Ebd., S. 123.

262 Ebd. S. 77f.

263 Ebd., S. 121.

264 Im Gegensatz zu den Deutschen standen die Engländer und Amerikaner, die T.W. für vorbildliche Demokraten hielt: „[...] sie [die Engländer und Amerikaner, C.G.] haben keinen Mozart und Beethoven hervorgebracht. Aber sie dürfen in voller Aufrichtigkeit den Worten Sarastros in Mozarts ‚Zauberflöte‘ applaudieren, wer die Lehren der humanen Weisheit vergisst, ‚verdient nicht, ein Mensch zu sein‘.“ *Die Juden*, S. 25. Vgl. auch im Folgenden.

265 Ebd., S. 216.

„Warum also werden die Juden von so vielen gehasst? Oder, um es richtiger auszudrücken, warum finden die Manager, die Großunternehmer, die Anführer, die Gesetzgeber des Hasses ein teils dankbares, teils geduldiges Publikum?“²⁶⁶

Die Motive in diesem „Kreuzzuge gegen die Juden“ waren eindeutig

„demagogisch, politisch, taktisch und immer sehr wirtschaftlich. Die Begeisterung für ein Regime soll im gefahrlosen Kampf gegen die Schwächsten erzeugt werden, die Beraubung im Kleinen wie im Großen [...] wird zum nationalen Recht [...].“

Durch den Antisemitismus wurde der Hass geschürt. Er lockte mit Parolen neue Anhänger an. Theodor Wolff definierte den Antisemitismus als einen „barbarische[n] Ungeist, der seine Herrschaft über das europäische Festland ausgebreitet hat und von den einen gläubig wie ein Amulett, von den andern wie eine aufgedrungene Fessel getragen wird“.²⁶⁷ Nur die „stärksten Abwehrgeschütze“ wie die „klare Vernunft“ und der „Gerechtigkeitssinn“ könnten ihn bekämpfen und einschränken. War die Abwehrhaltung aber außer Kraft gesetzt wie beispielsweise im Krieg, wurden die Juden „als erste den aufgeschreckten Instinkten zum Fraß hingeworfen“.²⁶⁸ Die „Urheber des über die Welt rasenden Krieges“ überschätzten „die Macht des ‚internationalen jüdischen Großkapitals‘“ zum einen, weil sie auf diese Weise ihre eigenen Gewalttaten rechtfertigen und die „primitiven Volksinstinkte auf das am bequemsten erreichbare Ziel“ hinlenken konnten.²⁶⁹ Der andere Grund war ihre „pathologische Manie“. Im Antisemitismus brachen die „niedereren Triebe“ hervor und bedrohten die „ganze Kulturmenschheit“. Es handelte sich hierbei um ein „im zwanzigsten Jahrhundert nicht für möglich gehaltenes] Schauspiel“.

Der Antisemitismus richtete sich gegen alle Juden, sowohl gegen Gläubige als auch Nicht-Gläubige. Wie in jeder Religionsgemeinschaft gab es aber auch unter den Juden zahlreiche Nicht-Religiöse, denen der „Baum der philosophischen Lebensbetrachtung genügt“.²⁷⁰ Zu dieser Gruppe zählte sich Theodor Wolff. Das Ausmaß seines Identitätskonfliktes manifestierte sich

266 Ebd., S. 97. Vgl. auch im Folgenden.

267 Ebd., S. 25.

268 Ebd., S. 26.

269 Vgl. hier und im Folgenden *Die Juden*, S. 27.

270 Vgl. hier und im Folgenden ebd., S. 35.

darin, dass das nationalsozialistische Regime ihn anders definierte als er sich selbst einordnete. Da er vorerst durch sein Exil dem direkten Übergriff des NS-Regimes entfliehen konnte, sah er sich verpflichtet, „dem Recht, Basis jeder Zivilisation, und der Kultur wieder Geltung zu verschaffen, und allen, die es verachtet haben, zu beweisen, dass schrankenlose Willkür es nicht ungestraft verletzt“.

In Deutschland war dieses Recht der Zivilisation außer Kraft gesetzt. Wie konnte es zu der Willkürherrschaft kommen, die die Emanzipation und Demokratie mit Füßen trat? Wolff führte als erstes Argument an, „dass die Juden überall und nirgends sind“.²⁷¹ Sie ließen sich nicht geographisch einordnen, wodurch die Abneigung auf einen festen geographischen Punkt kanalisiert worden wäre. Darüber hinaus sah er in den „polnischen Juden“ eine „zweite Hilfstruppe der antisemitischen Propaganda“, auch wenn sie durchaus unfreiwillig als solche fungierten. Allein ihr Erscheinungsbild bestätigte die antisemitischen Vorurteile.²⁷² Durch ihre mangelnde Bereitschaft, sich zu assimilieren, wurden sie „ein unschätzbares, leicht auszubeutendes Objekt“ und begünstigten den Antisemitismus.²⁷³

Theodor Wolff diskutierte in seinem Manuskript den Antisemitismus der Nationalsozialisten und seine Auswirkungen. Er benutzte Begriffe wie „Konzentrationslager“, sprach von der „teuflischen Judenverfolgung“,²⁷⁴ von der „Ausrottung durch Hitler“ und von der „Arbeit des Henkers“.²⁷⁵ Wolff schrieb von dem „eiserne[n] Vorhang“, der vor Polen lag. Es lasse sich nicht genau abschätzen, was dahinter vor sich“ ging.

„Niemand weiß – und man scheut vor der Gewissheit – wie viele polnische Juden und wie viele der nach Polen verschleppten Männer, Frauen und Kinder man eines Tages noch lebendig vorfinden wird. Man möchte annehmen, man möchte hoffen, dass die alliierten Regierungen und die Radiosprecher in England und Amerika die Zahl der Opfer zu hoch beziffern, dass sie das Furchtbare noch unnötig dramatisieren, [...] aber dieser anzweifelnde Optimismus ist doch nur die Krücke, auf die sich die erschütterte Seele stützt. Unzweifelhaft ist die polnische Ebene der große Zirkus, in dem das Tier fortwährend

271 Ebd., S. 100f. Vgl. auch im Folgenden.

272 Vgl. zum Verhältnis T.W. und die Ostjuden Kapitel 4.2.2.

273 *Die Juden*, S. 103.

274 Ebd., S. 165.

275 *Die Juden*, S. 75 und 77.

mit Menschenfleisch gefüttert wird. Sie ist der enorme Schindacker, auf dem der Henker den laut verkündeten Plan der Ausrottung verwirklichen will. Sie ist das riesige Schlachthaus, in das man von überallher, von Westen und von Osten, die zitternden Herden zusammenreibt. Nicht nur die polnischen Juden sollen dort vertilgt werden, die Juden von ganz Europa sollen, in verschlossenen Viehwagen gepackt, die Todesfahrt zu diesem Ziel antreten und dort spurlos verschwinden hinter der unheimlichen Wand, durch die keine Kontrolle des Roten Kreuzes, kein Auge eines mildtätigen Quäkers, kein forschender Blick eines neutralen Beobachters dringt.“²⁷⁶

Theodor Wolff hoffte, dass „irgendeiner entschlüpfen“ würde, um „eines Tages die Wahrheit berichten [zu] können“. Die Tatsachen mussten ans Licht kommen,

„[d]ie Tatsachen in den Folterkellern und in den Konzentrationslagern, die Tatsachen in den Mordeböden Polens, die Tatsachen der Bestialität und der Martern, die Tatsachen der unzähligen Geiseler-schießungen in Norwegen, Holland, Frankreich, Belgien und auf dem ganzen Balkan, und auch die kleineren Tatsachen des Diebstahls und der Erpressung zur persönlichen Bereicherung.“²⁷⁷

Man würde sich noch lange an das Entsetzen und die Verbrechen erinnern.²⁷⁸ Diese Sätze zeugen nicht von Ahnungslosigkeit. Die Antwort auf die Frage, ob Theodor Wolff das ganze Ausmaß des Massenmords in den Konzentrationslagern überhaupt gekannt haben konnte, muss spekulativ bleiben. Zugleich zeigen diese Worte, die für den heutigen Leser mit seinem Wissen um den Holocaust eine besondere Bedeutungsebene haben, dass er keineswegs gelassen und vollkommen isoliert im südfranzösischen Exil lebte.²⁷⁹ Theodor Wolff beschrieb die ihm bekannt gewordenen Schrecken in einem sachlichen und distanzierten Ton, der einen Abwehrmechanismus gegen die Realität darstellen mag. Für ihn waren die Deutschen immer ein

276 Ebd., S. 167.

277 Ebd., S. 280.

278 *Die Juden*, S. 167.

279 Sösemann hingegen merkt dazu an, dass T.W. diese Auseinandersetzung „in nur geringer Kenntnis der nationalsozialistischen Mordtaten“ vornimmt – „von einem systematisch betriebenen Massenmord an den Juden ahnte er nichts“. Er hält einzelne Abschnitte dieses Manuskripts für maniert und pathetisch, Vgl. Sösemann: Einleitung *Die Juden*, S. 11f.

Kulturvolk gewesen. Dies wurde durch die Tatsachen, von denen er nun erfuhr, widerlegt.

4.4.3 Der Zionismus

Schon während der Dreyfus-Affäre wurde Theodor Wolff mit den Grundgedanken des Herzlschen Zionismus konfrontiert, denn er „war dabei gewesen, als die Idee des Zionismus sich in den Köpfen Theodor Herzls und Max Nordaus herabzubilden und allmählich dem Tag der Geburtsanzeige entgegen- ging“. ²⁸⁰ Auch wenn er es später bereute, nicht aufmerksamer den Gesprächen Herzls und Nordaus zugehört zu haben, ²⁸¹ so dachte er doch

„ungefähr wie alle, die sich als Deutsche betrachten durften, und besonders wie alle, die aus der deutschen Kulturvergangenheit so Kostbares geschöpft hatten, und wahrscheinlich wirkten auch persönliche Eindrücke mit.“ ²⁸²

Wohlwollend erkannte Theodor Wolff trotzdem die Leistungen des Zionismus und seines Begründers an. ²⁸³ Aber genauso wenig, wie er sich mit der jüdischen Religion identifizierte, ²⁸⁴ war Palästina sein gelobtes Land. Er sah sich selbst als deutschen Staatsbürger, auch wenn ihm diese Identität nicht mehr zuerkannt wurde.

Da die polnischen Juden am stärksten von Verfolgungen betroffen waren, ging es in der Hauptsache um ihre Umsiedlung nach Palästina. Aber gleichgültig, ob man zionistisch oder anti-zionistisch eingestellt war, eine „polnisch-jüdische Millionen-Einsiedlung“ war für Wolff praktisch nicht vorstellbar. ²⁸⁵ „Der Gedanke, Millionen aus Polen [...] herauszuführen und sie in den Siedlungsgebieten unterzubringen, kann keinem vernünftigen Menschen kommen.“ Denn zur

280 *Die Juden*, S. 190. Vgl. zum Verhältnis Herzl – T.W. Kapitel 4.1.3.

281 „Später habe ich bisweilen bedauert, dass ich bei jenen Spaziergängen in den Champs-Élysées so wenig von den Gesprächen, in denen der Zionismus vorbereitet wurde, erfasst habe und ein so unaufmerksamer Zuhörer gewesen bin.“ *Die Juden*, S. 191.

282 Ebd., S. 190.

283 „Sein idealistisches Wollen ist unbestritten, und das, was er schon erreicht hat, überlebt die einfache, negierende, kritische Nörgelei.“ Ebd., S. 188.

284 *Die Juden*, S. 37.

285 Ebd., S. 168. Vgl. auch im Folgenden.

„Führung eines zionistischen Mandatslandes oder eines zionistischen Staates, zur Steuerung zwischen den eigenen und den fremden Interessen, zur Selbstbehauptung in der internationalen Welt gehört doch wohl etwas anderes als solche, abseits des großen Lebens, in theologischen Diskussionen zugespitzte talmudische oder kabbalistische Intelligenz“.

Die Fähigkeit zur Staatsführung und das notwendige Politikverständnis traute Theodor Wolff den Ostjuden also nicht zu.

Wolff nahm andere Pläne, nach denen die Juden zum Beispiel in Madagaskar oder in Kenia angesiedelt werden sollten, nicht ernst, da die Juden historisch gesehen ein Mittelmeervolk waren.²⁸⁶ Als einzig mögliches Land kam Palästina in Betracht. Lediglich die arabischen Nachbarn sprachen gegen eine Staatsgründung am Mittelmeer, denn

„Palästina ist zu eng, durch die arabische Rivalität in seinem Wachstum behindert, es ist ja auch ein wenig in der künstlichen Brutanstalt erzeugt, aufgepöppelt worden unter der Obhut amerikanischer und englischer Mäzene, und es ist schon wegen der arabischen Überzahl nicht imstande, sich die Einrichtungen eines wirklichen Staates zu gestatten, zu Selbstregierung und Selbstverwaltung zu kommen.“²⁸⁷

Sämtliche Umsiedlungsvorschläge entsprachen kaum den Prinzipien der Humanität. Seine fatalistisch-überspitzte Bemerkung, man sollte „die Juden lieber gleich ins Meer werfen, auf dem Boden des Ozeans ist Platz für sie alle“,²⁸⁸ konnte ebenfalls nicht die Lösung des „jüdischen Problems“ sein.

Die Not der jüdischen Flüchtlinge begründete seiner Meinung nach wiederum die zionistische Idee, einen eigenen jüdischen Staat zu bilden. Aufgrund der Ereignisse seit 1933 – seitdem „scheinbar unumstößliche Gesetze willkürlich umgestoßen wurden“, seitdem „selbst in Ländern, deren Regierungen das ‚Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit‘ an die Mauern geschrieben hatten“,²⁸⁹ den Juden keine Menschenrechte gewährt wurden und Moral und Redlichkeit außer Kraft gesetzt waren – hatte der Zionismus eine andere

286 Ebd., S. 207. „Madagaskar, Kenia, alle diese Namen haben für die jüdischen Ohren nicht einen erwärmenden, sondern einen erkältenden Klang. Die Juden sind ihrem Ursprung nach ein Mittelmeervolk.“ S. 208.

287 *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, S. 327.

288 *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, S. 327.

289 *Die Juden*, S. 199. Vgl. auch im Folgenden.

Bedeutung erhalten. Rassische Verfolgung war ein bedeutenderes Argument für einen jüdischen Staat als religiöse Schwärmerei und Zionssehnsucht der Orthodoxen.

„In diesem Augenblick, wo unendliche Mengen verfolgter, vertriebener Menschen nur an die Rettung ihres Lebens denken, mag einem Unglücklichen jede Einöde verlockend erscheinen, in der man nicht hinter ihm die Peitsche schwingt.“²⁹⁰

Konnte „diese schwer zu erschließende Erde“ tatsächlich „eine Basis für den erträumten jüdischen Staat“ sein?²⁹¹ Es käme einer kolonialen Aufgabe gleich, die verfallenen Städte und Häfen wieder aufzubauen. Im Grunde aber war diese Vorstellung vielmehr eine „schönfunkelnde Phantasterei“.²⁹² Der bisher geleisteten Pionierarbeit, den Boden in Palästina fruchtbar zu machen, bekundete Wolff seinen Respekt. Und solange die jüdischen Ansiedlungen in Palästina unter britischer Oberhoheit und Verwaltung standen, gab es auch keinen Grund zur Ablehnung.²⁹³ Zweifel kamen in ihm jedoch auf, wenn er über die Lebensfähigkeit eines jüdischen Staates nachdachte.

Ein weiterer Grund für einen jüdischen Staat wiederum war, dass die Menschen das Bedürfnis hatten,

„ihren Nebenmenschen irgendwie zu klassifizieren, ihn irgendwo zu plazieren und einzureihen. Sie wollen, dass er ein Vaterland hat, und die Juden haben dreißig oder fünfzig verschiedene Vaterländer, an denen sie geistig, kulturell oder aus wirtschaftlichen Interessen hängen, von denen aber keines ihr eigentliches Stammland ist.“²⁹⁴

Die Juden hatten Palästina als gemeinsames, historisch begründetes Stammland. Allerdings war es nicht gleichzeitig ihr Vaterland. Theodor Wolff argumentierte hier, dass alle die Länder, in die die Juden verstreut wurden, ihr jeweiliges Vaterland geworden waren. Dort fühlten sie sich heimisch und waren Mitglieder der Kultur- und Sprachgemeinschaft. Hatte er zuvor eine Identifikation der Juden als Volk abgelehnt, so wird seine Argumentation hier inkongruent. Der Wunsch nach Zuordnung förderte zusätzlich den Anti-

290 *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, S. 327.

291 Vgl. *Die Juden*, S. 198.

292 *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, S. 327.

293 Vgl. hier und im Folgenden *Die Juden*, S. 198f.

294 *Die Juden*, S. 200f. Vgl. auch im Folgenden.

semitismus. Bei der Schaffung eines eigenen jüdischen Staates wäre dieses Problem jedoch gelöst. Wolff stellte sich vor, dass

„[w]enn auf der Landkarte ein jüdischer Staat eingezeichnet wäre, so würde der Eindruck, die Juden seien eine gewohnheitswidrige, undefinierbare, überall und nirgends dem Boden entsprossene Masse, wohl abgeschwächt. Wie es Auslandsdeutsche gibt, würden diejenigen Juden, die sich ohne sofortige Umsiedlung ihm anschließen wollen, Auslandspalästinenser sein. Natürlich nur diejenigen, die sich zu ihm bekennen [...].“

Wie aber sollte ein Staat aus diesen so unterschiedlichen Menschen gebildet werden?

„Mit völlig verschiedener Geistigkeit, verschiedenen Schicksalen, [...] verschiedenen Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten, verschiedenen Auffassungen des Lebens [...] kommen sie aus allen Himmelsrichtungen, aus einer ganz modernen und aus einer ganz unmodernen Welt, aus einer vielgleisigen Schulbildung und aus der engbahnigen Lehre der Synagoge, aus dem Klima der westlichen Großstädte und aus der Atmosphäre der östlichen Judenstadt. Sie haben zwanzig Sprachen, Idiome, Dialekte, eine Verständigung zwischen ihnen ist oft unmöglich [...].“²⁹⁵

Die schier unüberbrückbar erscheinenden Differenzen zwischen Ost- und Westjuden, zwischen traditionellem und liberalem Judentum, ließen sich kaum vereinbaren.

„Immer wieder, schon in der Geburtsstunde dieses Staates, würde man vor der Frage stehen, ob er ein vom streng rabbinischen Geist umgitterter Tempelbezirk sein oder sich den Einrichtungen, den wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Forderungen der Umwelt anpassen soll.“²⁹⁶

Er warnte vor einer überhöhten Hoffnung auf den paradiesischen Staat und mahnte zur Vorsicht: der palästinensische Staat könne wohl kaum die Arche sein, in der der perfekte Friede herrschte. Stattdessen handelte es sich um ein „Experiment“, das man versuchen sollte, „falls die Gelegenheit sich bie-

295 Ebd., S. 202.

296 *Die Juden*, S. 203.

tet“.²⁹⁷ Ein zionistischer Staat konnte für die Bewältigung des jüdischen Problems nur eine „Teillösung“ darstellen.²⁹⁸ Diejenigen Juden, die sich assimiliert hatten und einer Nation zugehörig fühlten, könnten nicht gezwungen werden, diese Zugehörigkeit aufzugeben. Sie sollten frei wählen können und das Land ihrer Wahl zur Heimat bestimmen. Er zog das Fazit, dass alles nur ein „fernschwebendes Luftgebilde in der Wüste der jüdischen Wanderung [...], nur ein Wunsch, noch fern von Möglichkeiten“ sei.²⁹⁹

Nach dem Krieg müsste zunächst einmal überlegt werden, wie der zerschlagenen „jüdischen Masse“ „nach einem Sieg der demokratischen Nationen“ wieder emporgeholfen werden konnte. Für Theodor Wolff stand außer Frage, dass die Demokratie siegen würde. Er hatte auch im Exil seinen Glauben an die Demokratie nicht verloren. Es sollte eine

„erste Aufgabe auf der Schwelle des Friedens und eine unaufschiebbare Pflicht sein, diesem Zustand [der hunderttausenden Emigranten und Flüchtlinge, C.G.] ein Ende zu machen, denn zu den Menschenrechten, denen man hoffentlich wieder einige Geltung verschaffen wird, gehört vor allem das Recht auf ein respektables und den Respekt verbürgendes Passdokument.“³⁰⁰

Er forderte eine Wiedergutmachung an den Juden. Auch müsste die Situation der Juden in den Exilländern geregelt werden.³⁰¹ Ohne die Grundsätze von Freiheit und Rechtsgleichheit konnte kein Normalzustand wiederhergestellt werden. Als heute noch aktuell erscheint seine Voraussage, die Deutschland und die Juden nach dem Krieg betraf: Die Welt kann sich noch so verändern und verbessern, „ein jüdisches Problem wird weiter bestehen“.³⁰² Das einzige, weitaus schwerer zu lösende Problem würde hingegen das „deutsche Problem“ sein.³⁰³

297 Ebd., S. 204.

298 Ebd., S. 306.

299 Ebd., S. 213.

300 Ebd., S. 177.

301 *Die Juden*, S. 123.

302 Ebd., S. 264.

303 „Das deutsche Problem, das ich meine, ist das Moralproblem, und dieses läßt sich nicht umgehen. Und wenn man in einem weiten Umweg, unzählige Meilen weit, darum herumkreisen wollte, man wäre doch sofort wieder mitten darin.“ Ebd., S. 264.

„Wie pflanzt man in Gehirne, die in dem Klauengriff das Verständnis für die einfachsten Voraussetzungen zivilisierten Lebens verloren haben, Begriffe wie Menschenrecht und Humanität wieder ein? Wie kommt man an diese verrenkte Mentalität heran? [...] Nein, diejenigen deutschen Gehirne, die so verklebt und so krumm gebogen sind, werdet ihr nicht öffnen und nicht gerade renken können. [...] Ihr werdet nicht durch Worte die Ohren belehren, die nicht hören wollen, aber ihr könnt, vielleicht, die Augen veranlassen zu sehen, indem ihr vor sie die Tatsachen, nur die Tatsachen stellt [...]“³⁰⁴

Eine generelle Schuld der Deutschen wollte Wolff allerdings nicht anerkennen, denn

„[...] die gibt es nicht, und es gibt überhaupt kaum jemals eine ‚generelle Schuld‘. [...] Nur leichtherzige und rachsüchtige Verallgemeinerung kann meinen, das deutsche Volk in all seinen ganz verschiedenen Gliedern müsse nach den Erscheinungen beurteilt und gerichtet werden, die, eine schweigsame und nur duldende Empörung durch die Methode des Henkers niederhaltend, in den Vordergrund getreten sind.“³⁰⁵

Es sollten „nur die Einzelnen, die überführten Schuldigen, verantwortlich gemacht werden“. Und selbst wenn der erstrebenswerte Fall eintritt, dass „viele der Justizfälle innerhalb des Volkes selbst entschieden werden“, so „wird man die Moralfrage nur sehr unvollkommen lösen, denn die Reihe der Tatsachen und die Liste der Täter sind zu lang“.³⁰⁶

Er wehrte sich gegen Verallgemeinerungen über „die Deutschen“ ebenso wie er es ablehnte, von „den Juden“ zu sprechen.³⁰⁷ Diese Generalisierung widersprach der Unterschiedlichkeit und Vielschichtigkeit der jüdischen religiösen Gemeinschaft. Man sprach nur von „den“ Juden, „weil man sie dann alle in einem treffen konnte, der anrühlig, schuldig, moralisch hässlich war“.³⁰⁸

304 Ebd., S. 279f.

305 Ebd., S. 281f.

306 *Die Juden*, S. 282.

307 „Mit dem Wort von der ‚allgemeinen Schuld‘, der allgemeinen Schuld eines Volkes, einer ‚Rasse‘, einer Partei, einer Klassenschicht, einer Gruppe, hat man die wenigen festen Pfeiler der Gerechtigkeit umgestürzt.“ Ebd., S. 283.

308 Ebd., S. 285.

Auch wenn Theodor Wolff in einigen Punkten aus zwei Blickwinkeln argumentierte, bleibt eine klare Linie deutlich erkennbar. So diskutierte er zum Beispiel die Themen Solidarität unter jüdischen Emigranten und den Zionismus und wog dabei das Pro und Contra ab. Noch als 75-Jähriger war er genauso von seinen liberalen und demokratischen Grundprinzipien überzeugt wie als junger Korrespondent in Paris. Er beharrte auf der Tatsache, dass die Menschen als Individuen freie Wahlmöglichkeiten bezüglich ihrer Religions- und Nationalitätszugehörigkeit haben und ihnen dadurch keinerlei Nachteile entstehen sollten. Er sprach sich nicht grundsätzlich gegen einen jüdischen Staat aus. Solange seine eigene Entscheidungsfreiheit gewahrt blieb, brachte er durchaus Verständnis für diejenigen auf, die diesen Staat gründen wollten. Theodor Wolff ließ sich auch nicht durch den Nationalsozialismus von diesen Gedanken abbringen.

5 Schluss

Theodor Wolffs Selbstverständnis wird zum ersten Mal deutlich in der Dreyfus-Affäre, die er als Auslandskorrespondent in Paris miterlebte. Für seine politische Weiterentwicklung und Orientierung kann sie als Schlüsselerlebnis gewertet werden. Hier manifestierte sich seine Überzeugung, dass ausschließlich in einer Republik, in einem demokratischen Staat, Gleichheit und Freiheit – unabhängig von der Religionszugehörigkeit – gewährleistet sein sollen. Auf den massiven Antisemitismus, der die Dreyfus-Affäre begleitete, ging Theodor Wolff schon damals kaum ein. Diese Begleiterscheinung und deren Motivation blieben ihm unverständlich und irrig. Wolff schenkte dem Fall nicht so viel Aufmerksamkeit wegen der antisemitischen Polemik, sondern weil die Verurteilung Dreyfus' ein Unrecht war, das ihn zum Handeln zwang. Wie gezeigt wurde, hatte die Affäre völlig andere Folgen für Wolffs Verhalten als für seinen Kollegen Theodor Herzl. Wolff zog daraus die Lehre, dass er für politische Gerechtigkeit und demokratische Werte eintreten und kämpfen musste. Die Religionszugehörigkeit des Hauptmanns Dreyfus erachtete er für die juristische Auseinandersetzung als nebensächlich, da ihm die Religion als Privatsache galt.

Seine Stellung als Chefredakteur bei einer der größten deutschen Tageszeitungen brachte es mit sich, dass er mit seiner Meinung und seinen Forderungen in einer breiten Öffentlichkeit gehört wurde. Seine Leitartikel waren eine Institution, die aus der öffentlichen Meinung nicht wegzudenken war. Sein Bekenntnis zur Republik setzte sich während der Weimarer Zeit fort. Ein aktiver Ausdruck dafür war seine Mitbegründung der DDP. In politischer Hinsicht hielt er sein ganzes Leben hindurch die Forderung nach Demokratie, Liberalismus und Gleichberechtigung aufrecht. Bei vielen Gelegenheiten traf er mit jüdischen Deutschen zusammen. Er suchte den Kontakt zu ihnen jedoch nicht, weil sie Juden waren, sondern weil sie eine gleiche liberal-demokratische Einstellung vertraten. Es entsprach dabei seiner Grundhaltung, dass die Integration der Juden in Deutschland nur durch die Assimilation erreicht werden konnte. Da die Ostjuden diesen Forderungen seiner Meinung nach mehrheitlich nicht genügten und die Angleichung nicht

erstrebten, distanzierte sich Wolff von ihnen und ihrer traditionell-religiösen Lebensweise. Weder mit dem traditionellen Judentum, noch mit Hilfsaktionen für die osteuropäischen Juden wollte er in Verbindung gebracht werden. Viele deutsche Juden entdeckten durch den Kontakt mit dieser traditionellen Lebensweise das alte, religiöse Judentum neu und bewirkten somit eine Renaissance ostjüdischer Traditionen. Dies war Theodor Wolff völlig fremd, war für ihn doch die Assimilation das einzig probate Mittel.

In seinem Selbstverständnis als Deutscher und Demokrat erfuhr er Rückschläge, die von direkten Angriffen antisemitischer Gruppierungen auf Wolff geprägt waren. Die Gegner der Republik bündelten ihre Abneigung in der Person Theodor Wolff. Er war willkommener Sündenbock, dem die Schuld an der Kriegsniederlage, dem Versailler Vertrag, der wirtschaftlichen Misere und an vielen weiteren Problemen gegeben wurde. Von seinen Gegnern war er in zweierlei Hinsicht Angriffspunkt: Er war Liberaler *und* Jude. Die Verquickung dieser beiden Aspekte gab den Anstoß für die auf ihn gerichteten Attacken. Theodor Wolff versuchte sie zu ignorieren, da er den Antisemitismus für eine große Dummheit hielt, die von Primitivität und Naivität zeugte. Dennoch holte ihn seine jüdische Herkunft durch die Vorgänge wieder ein, indem er als Jude identifiziert wurde. Aber die Drohungen und Angriffe zwangen ihn nicht dazu, sich dieser Identität zu stellen. Sie waren kein Anlass, sein Selbstverständnis zu verändern oder neu zu definieren. Bis zu diesem Zeitpunkt befand er sich wegen seiner jüdischen Herkunft nicht in einem inneren Konflikt. Er musste sie nicht verdrängen, denn sie war für ihn nicht von herausragender Bedeutung.

Erst in der Emigration, in die er als politisch und „rassisch“ Verfolgter gleich zu Beginn der Nazi-Herrschaft gehen musste, wurde er zu einer Auseinandersetzung gezwungen. Sie erfolgte nicht sofort, sondern erst nach mehreren Jahren innerhalb seiner Manuskripte aus den Jahren von 1940 bis 1942. Er war zunächst als politisch Andersdenkender vor dem NS-Regime geflohen, gehörte jedoch spätestens nach seiner Ausbürgerung 1937 aufgrund seiner jüdischen Herkunft zu den Verfolgten des NS-Staates. Dementsprechend erfolgte erst spät Wolffs intensive, vornehmlich theoretische Beschäftigung mit dem Judentum, dem Antisemitismus der Nationalsozialisten und den Judenverfolgungen, von denen er in Südfrankreich erfuhr.

Für Theodor Wolff waren die Juden keine Nation, sondern eine – wenn auch reichlich gespaltene – religiöse Gemeinschaft. Er hat diese Überzeugung in seinen Manuskripten deutlich in Worte gefasst. Im Exil distanzierte er sich

von den anderen Emigranten und wollte eine Solidarität aufgrund der gemeinsamen Religion und des durch den Nationalsozialismus verursachten gemeinsamen Emigrantenschicksals nicht anerkennen. Der Klassifizierung der Juden als jüdische Rasse widersprach er vehement. Diese Ideen hat er in seinem Manuskript ausführlich argumentativ widerlegt. Er lehnte den Zionismus für sich selbst ab, sprach ihm jedoch eine gewisse Bedeutung für viele andere zu, die auf den jüdischen Staat ihre letzte Hoffnung setzten.

In den Manuskripten kristallisierte sich Wolffs Unverständnis darüber heraus, wie es in Deutschland zu dieser politischen Kehrtwende kommen konnte. Dass aus dem Volk der Dichter und Denker ein so kulturloses Volk wurde, blieb ihm – trotz seiner Erklärungsversuche – bis zum Lebensende schwer nachvollziehbar. Dennoch hatte er die Hoffnung bis zum Schluss nicht aufgegeben, dass sich die Lage wieder ändern und verbessern würde, indem wenn man nach dem Krieg zur demokratischen Grundordnung zurückkehrte. Um dieses Ziel zu erreichen, müsste allerdings die Erziehung der Deutschen zu Demokraten erfolgen.

Theodor Wolff gehörte zu denjenigen, die die politische Lage in Deutschland falsch eingeschätzt haben. Er war in der ersten Zeit nach der „Machtergreifung“ noch überzeugt, die Nationalsozialisten könnten nicht lange ihre Macht erhalten, da sie sich bald als regierungsunfähig erweisen würden. Damit erlag er einem großen Irrtum. Seinen Sinn für die Realität und sein Interesse am politischen Geschehen verlor er dennoch im Exil nicht – wenn er auch die gesamte Tragweite des Holocaust sicherlich nicht erkennen konnte. Seine klare liberal-demokratische Linie, zu der er bereits als junger Korrespondent in Paris gefunden hatte, behielt er bis zu seinem Lebensende bei.

Theodor Wolff ist uns heute vor allem als Leitartikler im Gedächtnis geblieben, als brillanter Journalist, der von seinem Judentum wenig Aufhebens machte, um so mehr aber seine entschieden liberale Haltung betonte. Erst im Exil wurde seine jüdische Herkunft eine seiner Identitäten, mit der er sich beschäftigte. Dennoch verstand sich Theodor Wolff sein Leben lang primär als Deutscher und an zweiter Stelle kam seine jüdische Herkunft. Die jüdische Religion hatte keinerlei Bedeutung für ihn, er hatte sich schon früh von jeglicher Religiosität gelöst. Seine Ehe mit einer Protestantin und die christliche Erziehung seiner Kinder verweisen darauf, wie wenig er in seiner Haltung und Einstellung von traditionell-religiösen Vorstellungen geprägt war. Dennoch blieb seine Zugehörigkeit zum Judentum für ihn eine Ehrensache.

Theodor Wolff zeigte mit wenigen persönlichen Äußerungen seine „Ausweis-papiere“ vor. Es war sein politisches Glaubensbekenntnis, das sich wie ein Leitmotiv durch die einzelnen Stationen seines Lebens zog:

„Wo diese Gebote nicht tief eingewurzelt sind, wo Humanität, Respekt vor der Menschenwürde, Freiheit des Denkens und die einfachen Rechtsbegriffe, die das Individuum und die Gesamtheit schützen, nicht existieren oder nur so schwach flackern, wie die Karbidlampe hier, ist Kultur nur Firniss und auch die Demokratie ist leeres Gefäß. Gleichheit vor dem Gesetz? Eine sehr geringe Konzession an unser Gerechtigkeitsgefühl, mit der viel geprahlt und gegen die fast überall täglich verstoßen wird [...]. Nicht diese juristische Gleichheit, die selbstverständlich sein sollte, und nicht die soziale, ein so schönes Ideal sie auch ist, gibt einer Kulturmenschheit den geistigen Stempel, den geben ihr ein lebendiges Gleichheitsgefühl und eine natürliche Gleichheitsmoral. Den gibt ihr die im Herzen, im Denken, im ganzen Organismus gefestigte Gewissheit, dass der menschliche Wert nicht bestimmt wird durch Religion, Rasse, Stand und Rang [...].“¹

1 *Das Grabmal des Unbekannten Soldaten*, zit. nach Köhler, S. 156. Hervorhebung C.G.

Publikationen und Manuskripte Theodor Wolffs

1. Gedichte, Schauspiele, Romane, Feuilletons

Der Märchenerzähler (Drama; lt. Berliner Fremdenblatt 267, 16.11.1886, veranstaltete Wolff am 12. Nov. eine öffentliche Lesung in der *Berliner Ressource*).

Erste Waffengänge. Monatsschrift der deutschen Jugend, 1. Jahrgang (in 5 Einzel-Nummern mit mehreren Beiträgen Theodor Wolffs, der als Mit-hrsg. zeichnete; mehr sind nicht erschienen), Berlin 1886.

Ibsens „Gespenster“, in: Saale Zeitung, 10.1.1887.

„Mors imperator“ und die deutsche Kunst (über ein Bild der Malerin Hermine v. Preuschen), in: Pester Lloyd, 18.7.1887.

Der Heide. Roman, Berlin 1891.

Der Untergang. Roman, Berlin 1892.

Die stille Insel. Schauspiel in 4 Akten, Berlin 1894.

Die Sünder. Eine Liebesgeschichte, Berlin 1894; Köln ²1909.

Niemand weiß es. Stück in 3 Aufzügen, München 1895.

„Lied“ (Gedicht), in: *Simplicissimus*, 4.4.1896, S. 3.

Die Königin. Schauspiel in 3 Aufzügen, Köln 1898.

– Dass., Übers. ins Dänische (Charlottenlund 1911 (?))

– Dass., Schauspiel in 4 Aufzügen (nach 1898). Vom Verf. stark überarbeitete Fassung.

„Das sind nun reichlich dreißig Jahr ...“ (Gedicht), Paris 1901, in: Dr. Arthur Levysohn zu seinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum am Berliner Tageblatt, gewidmet von Mitarbeitern und Freunden, Berlin 1901.

Pariser Tagebuch, München 1908; ²1908; Neuausgabe Berlin 1927 (Widmung an Antoine Bavier-Chauffour 1927 zugunsten Frau Wolffs umformuliert).

„Hans Narr I.“ (Gedicht), in: Wolff: Die Sünder (2. Aufl.), 1. c., S. 139-147.

Spaziergänge, Köln 1909.

Die Schwimmerin. Roman aus der Gegenwart, Zürich 1937.

2. Aufsätze, Vorworte und Einleitungen

Jens Peter Jacobsen. (Biograph. Einleitung zum Roman „Niels Lyhne“ von J.P. Jacobsen, in: Reclams Universalbibl. 2551/2), Leipzig o.J. (1889), S. 3-29.

Vorrede. Einleitung zu J.P. Jacobsens „Niels Lyhne. Doktor Faust. Eines begabten jungen Mannes Tagebuch“, übersetzt von M. Mann, Paris 1895, S. V-XVI.

Geistige und künstlerische Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich, in: 25 Jahre deutscher Zeitgeschichte, 1872-1897, Berlin 1897, S. 139-148.

Alfred Capus. Biographisches Vorwort zu A. Capus, Der Spielpächter, 1. c., S. V-VIII.

Casablanca, in: *März* 3/III (1907), S. 337-341.

Offener Brief an den Herausgeber (i.e. Ludwig Stein; betr. dt.-engl. Verständigungsmöglichkeiten), in: *Nord und Süd* 36 (1912), S. 85-88.

Zeitungsartikel gegen Chauvinismus und Völkerverhetzung („Amsterdamer“ (nicht nachzuweisen; vgl. Tgb.-Eintragung vom 13.10.1914 (Nr. 239)).

Vollendete Tatsachen, 1914-1917 (Sammlung von LArtt. aus dem B.T. mit einem Vorwort), Berlin 1918.

– Die belgische Frage, in: *Zukunft* 26 (1918), S. 307-310 (Auszug aus Wolff: Vollendete Tatsachen).

Von fünf den Glücklichen (Bülow, Bethmann Hollweg, Michaelis, Hertling, Max von Baden), in: *Almanach* 1920, Mosse-Verlag, Berlin 1919, S. 24-29.

Antwort an Hiller (zu dessen Offenem Brief an T.W. unter dem Titel „Demokratie und Wahrung der Menschenrechte“, in: *Die Weltbühne* 22 (1926), S. 393), in: ibd. S. 551f. (5.10.1926).

Die deutsche Tagespresse. „Organisation der Zeitung“, in: *Die Literarische Welt* 2 (1926), Nr. 26, S. 1.

À 180 Français. M. Theodor Wolff repond au Manifeste des 180 intellectuels français, in: *La Volonté* (Paris), Nr. 1946, 20.2.1931, S. 1f.

- Der Krieg des Pontius Pilatus. Eine Erwiderung von Theodor Wolff, in: *Pariser Tageblatt* 242 / 11.8.1934.
- Une Promenade dans un Parc, in: *Revue de Paris*, November 1936 (vgl. dazu den Art. „Guillaume II en juillet 1914“, in: *Temps*, 17.11.1936).
- Epitaph of a Newspaper („Berliner Tageblatt“), in: *The Living Age* (New York) März 1939, S. 84-85.
- Die Marneschlacht hat nicht existiert, in: *Argentinisches Tageblatt* (Buenos Aires), 1.10.1939.
- Jusqu'en 1918 les Allemand ignorèrent ..., in: *Annales Politiques et Littéraires* (Paris), 10.11.1939, S. 394f.
- Meine Reise durch die Götterdämmerung. Aus einem unveröffentlichten Manuskript (Auszug aus Wolff: Grabmal), hrsg. v. W. Köhler, in: *Pannonia* 6 (1978), S. 23-25.

3. Monographien zu geschichtlichen Themen

Das Vorspiel, München 1924.

- Le Prélude, übers. v. E. Dupuydauby (Collection de Mémoires, Etudes et Documents l'Histoire de la Guerre Mondiale), Paris 1926.

Der Krieg des Pontius Pilatus, Zürich 1934.

- Die Unschuldigen (Auszug aus Wolff: Der Krieg des Pontius Pilatus), in: *Die neue Weltbühne* 3 (1934), S. 837f.
- Les Responsables de 1914. Les diplomates et la guerre (Auszug aus Wolff: Krieg), in: *Annales Politiques et Littéraires* 114 (1939), S. 228-233.
- La Guerre de Ponce Pilate, übers. v. G. Bourdoncle, Paris 1936.
- The Eve of 1914, übers. v. E.W. Dicks, London 1935.
- Dass., New York 1936.
- Valka Pontia Piláta, übers. v. O Laurinová, Prag 1937.
- Übers. in der griech. Ztg. *Prota*, 1936.

Der Marsch durch zwei Jahrzehnte, Amsterdam 1936. (ND Theodor Wolff:

- Die Wilhelminische Epoche. Fürst Bülow am Fenster und andere Begegnungen, hrsg. v. Bernd Sösemann, Frankfurt a.M. 1989)
- Through Two Decades, übers. v. E.W. Dicks, London 1936.
 - Le Peuple en Marche ..., übers. v. M. Rémon, Paris 1937.

4. Übersetzungen

„Gebüßet wird in manchem Jahr ...“ (Übers. eines Gedichts von J.P. Jacobson), in: Ders.: Niels Lyhne, Paris 1895, S. XVI.

Der Spielpächter (Monsieur Piégois). Komödie in 3 Akten von Alfred Capus, übers. v. Theodor Wolff (*Französisches Theater* 14), Berlin o.J.

Das Glück (La Veine). Komödie in 4 Aufzügen von Alfred Capus, übers. v. Theodor Wolff (Regie-Buch), Berlin o.J. (1901?)

Verliebt (Amoureuse). Komödie in 3 Acten von Georges Porto-Riche, übers. v. Theodor Wolff. (Berlin 1902?) – ms. MS der Direktion des „Theaters am Gärtnerplatz“, Münchner Schauspielhaus.

5. Manuskripte

Theodor Wolffs Gedichte I, 1882/83 (28 x 2 S.), hs. MS, BA, N 1207/ 32.

Das Thal der Riesen, ein Schauspiel in 3 Akten (Berlin, Weihnachten 1900), ms. MS mit eigenhändigen Korrekturen und Ergänzungen, 124 S., BA, N 1207/ 23.

Der Rabenwald (1. Fassung von Wolff: Riesen) (Herbst) 1900, MS-Verlust.

Der Ewige Feind. Schauspiel (1903), MS-Verlust.

Der Richter. Schauspiel (1903), MS-Verlust.

Schauspiel (ohne Titel), (Herbst) 1907, MS-Verlust.

„Als wir vor nun rund vierzig Jahren ...“ (hs. Gedicht; Felix Hollaender gewidmet, 1.11.1927); Schiller-Nationalmuseum, Dt. Literaturarchiv / HS-Abt.

Johannes Matthias. Roman(-Fragment?) in vier Kapiteln, hs. korrigierter ms. Durchschlag Theodor Wolffs, o.D. (nach 1936), im Privatbesitz von B. Sösemann.

La Terrasse in der Gascogne.

I. Teil: Tagebuchartiges (1.6.-2.8.1940), 148 S.;

II. Teil: Autobiographie, Jugend (4.8. und 5.8.1940), 16 S.;

III. Teil: Erinnerungen.

1. Abschnitt (Juni 1940), 12 S.;

2a. Abschnitt (Juli 1940), 28 S.;

2b. Abschnitt (Juli 1940), 26 S.;

- 3. Abschnitt (August 1940), 34 S.;
- 4. Abschnitt (Juni 1941), 26 S.;
- 5. Abschnitt (August 1941), 19 S.; ms. MSS, BA, N 1207/ 21, 22 (Nizza 1940-42?).

Das Grabmal des Unbekannten Soldaten (Nizza 1941), ms. MS, 187 S., BA, N 1207/ 25. (mit *La Terrasse in der Gascogne* veröffentlicht als Theodor Wolff: Erlebnisse, Erinnerungen, Gedanken im südfranzösischen Exil, hrsg. v. Margrit Bröhan, Boppard am Rhein 1992.)

Notes sur l'Histoire de la Presse, ms. MS mit hs. Korrekturen Wolffs, 233 S., BA, N 1207/ 26.

Friedrich III., ms. MS, 143 S., BA, N 1207/ 27.

Die Juden (Nizza 1942/43), ms. MS mit hs. Korrekturen und Ergänzungen Theodor Wolffs, 258 S., BA, N 1207/ 24. (veröffentlicht als Theodor Wolff: Die Juden. Ein Dokument aus dem Exil 1942/43, hrsg. v. Bernd Söseman, Königstein/Ts. 1984.)

Zu Lessing und der literarischen Kritik, hs. MS, 31 S.

„Wenn ich alles zusammenzähle ...“, hs. autobiograph. MS (Nizza 1943), 35 S. (als „Vaters letzte Zeilen“ in N 1207/ 28)

Satire universitaire im Faust, 2 ½ S. ms. Durchschlag, 8 ½ S., hs. MS.

Tagebücher, 23.7.1914 bis 22.6.1919 (veröffentlicht und hrsg. v. Bernd Söseman: Theodor Wolff – Tagebücher 1914-1919. Der Erste Weltkrieg und die Entstehung der Weimarer Republik in Tagebüchern, Leitartikeln und Briefen des Chefredakteurs am „Berliner Tageblatt“ und Mitbegründers der „Deutschen Demokratischen Partei“, 2 Bde., Boppard am Rhein 1984.)

Quellen- und Literaturverzeichnis

1. Ungedruckte / Gedruckte Quellen

Nachlass Theodor Wolff, N 1207, BA.

Nachlass Maximilian Harden, N 1062/13, Briefe von T.W. an Harden, BA.

Nachlass Theodor Herzl, H 2093, Briefe von T.W. an Herzl, CZA.

Berliner Tageblatt und Handelszeitung, Jge. 1895-1933.

2. Literaturverzeichnis

ANGRESS, Werner T.: „The German Army’s ‚Judenzählung‘ of 1916. Genesis – Consequences – Significance“, in: *LBYB* 23 (1978), S. 117-137.

ASCHHEIM, Steven E.: „Eastern Jews, German Jews and Germany’s Ostpolitik in the First World War“, in: *LBYB* 28 (1983), S. 351-365.

— : *Brothers and Strangers. The East European Jew in German and German Jewish Consciousness, 1800–1923*, Madison 1982.

AVINERI, Shlomo: *Profile des Zionismus. Die geistigen Ursprünge des Staates Israel. 17 Portraits*, Gütersloh 1998.

BARKAI, Avraham: *Jüdische Minderheit und Industrialisierung: Demographie, Berufe und Einkommen der Juden in Westdeutschland 1850-1914*, 1988.

BECKER, Werner: *Demokratie des sozialen Rechts. Die politische Haltung der Frankfurter Zeitung, der Vossischen Zeitung und des Berliner Tageblatts 1918-1924*, Zürich 1971.

BENZ, Wolfgang / GRAML, Hermann / WEIß, Hermann (Hrsg.): *Enzyklopädie des Nationalsozialismus*, München ²1998.

BENZ, Wolfgang: *Jüdisches Leben in der Weimarer Republik*, 1998.

BERNHARD, Georg: „Ludendorff“, in: *Vossische Zeitung* 534-544 / 16.11.1923, A.

- BIOGRAPHISCHES HANDBUCH der deutsch-sprachigen Emigration nach 1933, hrsg. v. Werner Röder / Herbert A. Strauss, München / New York, Bd. I: Politik, Wirtschaft, öffentliches Leben, s.v. Wolff, Theodor, S. 834; Wolff, Rudolf, S. 834.
- BLUME, Gustav: Herr Theodor Wolff und das Ressentiment. Offener Brief an den Chefredakteur des „Berliner Tageblatt“, Berlin 1920.
- BOHRMANN, Hans (Hrsg.): NS-Pressenanweisungen der Vorkriegszeit. Edition und Dokumentation, 3 Bde., München 1984-1987.
- BOSCH, Michael: Liberale Presse in der Krise. Die Innenpolitik der Jahre 1930 bis 1933 im Spiegel des „Berliner Tageblatts“, der „Frankfurter Zeitung“ und der „Vossischen Zeitung“, (Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 65) Bern / Frankfurt a.M. / München 1976.
- BOVERI, Margret: Wir lügen alle. Eine Hauptstadtzeitung unter Hitler, Olten / Freiburg 1965.
- BRENNAN, James F.: The Reflection of the Dreyfus Affair in the European Press, 1897-1899, (Studies in Modern European History 25) New York 1998.
- BRETHOLZ, Wolfgang: „Nein, nicht alle lügen!“ (Rezension zu M. Boveri: Wir lügen alle), in: *National-Zeitung Basel*, Nr. 264 (12.06.1966).
- BRONSEN, David (Hrsg.): Jews and Germans from 1860 to 1933: The Problematic Symbiosis, (Beiträge zur Literatur- und Sprachwissenschaft 9 der GH Siegen) Heidelberg 1979.
- (Hrsg.): Joseph Roth. Eine Biographie, Köln 1974.
- : Jewish Self-Hatred. Anti-Semitism and the Hidden Language of the Jews, Baltimore 1986.
- CARMELY, Klara Pomeranz: Das Identitäts-Problem jüdischer Autoren im deutschen Sprachraum. Von der Jahrhundertwende bis zu Hitler, 1981.
- CASSEL (Geheimer Justizrat): Die Juden im Heere, in: Stenographischer Bericht über die Hauptversammlung des C.V. (4.2.1917), S. 8-20.
- CASTONIER, Elisabeth: Stürmisch bis heiter. Memoiren einer Außenseiterin, München⁴1964.
- D.E.M.: „Zwei Tote. Theodor Wolff, Carlo Mierendorff“, in: *Die Zeitung. Londoner deutsches Wochenblatt* 361 / 4.2.1944, S. 8-9.

- DEÁK, István: Weimar Germany's Left-Wing Intellectuals. A Political History of the *Weltbühne* and Its Circle, Berkeley 1968.
- DREYFUS, Alfred: Fünf Jahre meines Lebens 1894-1899, Weimar 1962.
- EDELHEIM-MUEHSAM, Margaret T.: „The Jewish Press in Germany“, in: *LBYP* 1 (1956), S. 163-176.
- EIGENBRODT, August: Berliner Tageblatt und Frankfurter Zeitung in ihrem Verhalten zu den nationalen Fragen 1887-1914. Ein geschichtlicher Rückblick, Berlin ⁴1917.
- FEDER, Ernst: „Erinnerung an Theodor Wolff“, in: *Das Parlament* 31 / 3.8.1960.
- : Heute sprach ich mit ... 1926-1932. Tagebücher eines Berliner Publizisten, hrsg. v. Cécile Lowenthal-Hensel / Arnold Paucker, Stuttgart 1971.
- FEUCHTWANGER, Lion: Briefwechsel mit Freunden 1933-1958, hrsg. v. Harold von Hofe / Sigrid Washburn, Bd. I, Berlin / Weimar 1991.
- FISCHART, Johannes (= Erich Dombrowski), in: *Die Schaubühne* 14 (31.1. 1918), 5. Jg., S. 103f.
- FRIEDRICH, Thomas (Hrsg.): Das Vorspiel. Die Bücherverbrennung am 10. Mai 1933: Verlauf, Folgen, Nachwirkungen. Eine Dokumentation, Berlin 1983.
- : Mosse-Haus und Tageblatt. Der Chefredakteur Theodor Wolff, das Verlagshaus Rudolf Mosse und die Zeitungsstadt Berlin, Berlin 1994.
- FRITSCH, Theodor: Handbuch der Judenfrage. Eine Zusammenstellung des wichtigsten Materials zur Beurteilung des jüdischen Volkes, Hamburg ²⁷1910.
- : Verborgene Fäden des Weltkrieges, (Hammer Schriften 11) Leipzig 1917.
- FRYE, Bruce B.: „The German Democratic Party and the ‚Jewish Problem‘ in the Weimar Republic“, in: *LBYP* 21 (1976), S. 143-172.
- GAY, Peter: Die Republik der Außenseiter. Geist und Kultur in der Weimarer Zeit 1918-1933, Frankfurt a.M. 1987.
- GESCHICHTE DER DEUTSCHEN PRESSE, Bd. II: Kurt KOSZYK: Deutsche Presse im 19. Jahrhundert, Berlin 1966; Bd. III: ders.: Deutsche Presse 1914-1945, Berlin 1972.

- GIDAL, Nachum T.: Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik, Köln 1997.
- GOEBBELS, JOSEPH: Die Tagebücher. Sämtliche Fragmente, hrsg. v. Elke Fröhlich, Teil I: Aufzeichnungen 1924-1941, Bd. II (1.1.1931-31.12.1936), München / New York 1987.
- GOLD, Helmut / HEUBERGER, Georg (Hrsg.): Abgestempelt. Judenfeindliche Postkarten. Eine Publikation der Museumsstiftung Post und Telekommunikation und des Jüdischen Museums Frankfurt am Main, (Kataloge der Museumsstiftung Post und Telekommunikation 4) Frankfurt a.M. 1999.
- GRAB, Walter / SCHOEPS, Julius H.: Juden in der Weimarer Republik, Stuttgart / Bonn (Studien zur Geistesgeschichte 6) 1986; darin: Jost HERMANDS: Juden in der Kultur der Weimarer Republik, S. 9-37; Alphons SILBERMANN: Deutsche Juden oder jüdische Deutsche? Zur Identität der Juden in der Weimarer Republik, S. 347-355; Abraham BARKAI: Die Juden als sozio-ökonomische Minderheitengruppe in der Weimarer Republik, S. 330-346.
- GREIVE, Hermann: Geschichte des modernen Antisemitismus in Deutschland, Darmstadt 1988.
- GROTH, Michael: The Road to New York. The Emigration of Berlin Journalists, 1933-1945, München 1988; darin: Kap. 3: „Émigré Journalists in France, 1933-1940, S. 133-158.
- HAARMANN, Hermann / HUDER, Walter / SIEBENHAAR, Klaus: „Das war das Vorspiel nur...“ Bücherverbrennung Deutschland 1933. Voraussetzungen und Folgen, Berlin 1983.
- HAMBURGER, Ernest / PULZER, Peter: „Jews as Voters in the Weimar Republic“, in: *LBYP* 30 (1985), S. 3-66.
- HAMBURGER, Ernest: Juden im öffentlichen Leben Deutschlands. Regierungsmitglieder, Beamte und Parlamentarier in der monarchischen Zeit 1848-1918, (Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 19) Tübingen 1968.
- HAUMANN, Heiko: Geschichte der Ostjuden, München³1991.
- HECKMANN, Friedrich: Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie interethnischer Beziehungen, Stuttgart 1992.

- HEID, Ludger: Die Pestbeule Deutschlands. Bedingungen ostjüdischen Lebens in Berlin zwischen Weltkrieg und Novemberrevolution, in: Wolfgang DREBEN (Hrsg.): Jüdisches Leben, (Berliner Topographien 4) Berlin 1985, S. 24-43.
- HEPP, Michael (Hrsg.): Die Ausbürgerung deutscher Staatsangehöriger 1933-45, Bd. I: Listen in chronologischer Reihenfolge, München / New York / London / Paris 1985, s.v. Theodor Wolff, S. 22-24.
- HEROLD, A. (= Ernst Schilasky): Die Sünden des Berliner Tageblatts. Ein Mahnruf an Christen und Juden, Hannover 1920.
- HERZL, Theodor: Zionistisches Tagebuch (1895 bis 1899), hrsg. v. Alex Bein / Hermann Greive / Moshe Schaerf / Julius H. Schoeps, Bd. II, 2. Buch, Berlin / Frankfurt a.M. / Wien 1983.
- HILLER, Kurt: Köpfe und Tröpfe. Profile aus einem Vierteljahrhundert, Hamburg 1950.
- HITLER, Adolf: Mein Kampf, München 1941, 588.-592. Aufl..
- HOENSCH, Jörg K. / BIMAN, Stanislav / LIPTÁK, L'ubomír (Hrsg.): Judenemanzipation – Antisemitismus – Verfolgung in Deutschland, Österreich-Ungarn, den Böhmisches Ländern und in der Slowakei, (Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission 6) Tübingen 1999; darin: Helmut BERDING: Antisemitismus in der modernen Gesellschaft: Kontinuität und Diskontinuität, S. 85-100; Trude MAURER: Reife Bürger der Republik und bewusste Juden: Die jüdische Minderheit in Deutschland 1918-1933, S. 101-116.
- HOFMANN, Hanns Hubert: Der Hitlerputsch. Krisenjahre deutscher Geschichte 1920-1924, München 1961.
- HOLL, Karl: „Der Austritt Theodor Wolffs aus der Deutschen Demokratischen Partei“, in: *Publizistik* 16 (1971), S. 294-302.
- HOLOCZEK, Heinz: Die Judenemanzipation in Preußen, in: Die Juden als Minderheit in der Geschichte, hrsg. v. Bernd Martin/ Ernst Schulin, München³1985, S. 131ff.
- HUBER, Ernst Rudolf: Dokumente zur deutschen Verfassungsgeschichte, Bd. I, Stuttgart 1961.
- JACOB, Benno: Die Juden und das Berliner Tageblatt. Ein Briefwechsel, Berlin 1920.

- JASPER, Willi: „Die Demokratiediskussion deutscher Emigranten in der *Dépêche Toulouse* 1933-40, Anmerkungen zu ideenpolitischen Aspekten der Beiträge von Georg Bernhard, Alfred Kerr, Heinrich Mann, Thomas Mann, Theodor Wolff und anderen“, in: *Heinrich-Mann-Jahrbuch* 2 (1984), S. 76-98.
- JOCHMANN, Werner: Gesellschaftskrise und Judenfeindschaft in Deutschland, 1870-1945, Hamburg ²1991.
- JÜDISCHES ADRESSBUCH FÜR GROß-BERLIN, mit einem Vorwort von Hermann Simon, Berlin 1994 (ND der Ausgabe von 1931).
- JÜDISCHES LEXIKON. Ein enzyklopädisches Handbuch des jüdischen Wissens in 4 Bden, Königstein/Ts. 1982 (ND der Ausgabe von 1927), s.v. Theodor Wolff, Sp. 1491f.
- JÜDISCHES MUSEUM der Stadt Wien (Hrsg.): Die Macht der Bilder. Antisemitische Vorurteile und Mythen (Ausstellungskatalog), Wien 1995; darin: Brigitte HAMANN: Der Verein zur Abwehr des Antisemitismus, S. 253-263.
- KANTOROWICZ, Alfred: Exil in Frankreich. Merkwürdigkeiten und Denkwürdigkeiten, Bremen 1971.
- KATZ, Jacob: Aus dem Ghetto in die bürgerliche Gesellschaft. Jüdische Emanzipation 1770-1870, Frankfurt a.M. 1986.
- : The Term „Jewish Emancipation“: Its Origin and Historical Impact, in: Alexander ALTMANN (Hrsg.): *Studies in 19th Century Jewish Intellectual History*, Cambridge (Mass.) 1964, S. 1ff.
- : Zwischen Messianismus und Zionismus. Zur jüdischen Sozialgeschichte, Frankfurt a.M. 1993.
- KLINGENSTEIN, Grete u.a. (Hrsg.): Biographie und Geschichtswissenschaft, München 1979.
- KNÜTTER, Hans-Helmuth: Die Juden und die deutsche Linke in der Wiemarer Republik 1918-1933, (Bonner Schriften zur Politik und Zeitgeschichte 4) Düsseldorf 1971.
- KÖHLER, Wolfram: Der Chef-Redakteur Theodor Wolff. Ein Leben in Europa 1868 bis 1943, Düsseldorf 1978.
- KRAUS, Elisabeth: Die Familie Mosse. Deutsch-jüdisches Bürgertum im 19. und 20. Jahrhundert, München 1999.

- KÜRENBERG, Joachim von: 14 Jahre 14 Köpfe. Betrachtung der Kleinen Vergangenheit, Berlin 1933.
- LANZELOT (Pseud.): „Freundlicher Brief. Herrn Theodor Wolff, ‚Berliner Tageblatt‘“, in: *Die Brennessel* 15 (13.04.1932), H. 2, S. 170.
- LICHTBLAU, Albert: Antisemitismus und soziale Spannungen in Berlin und Wien, 1867-1914, (Dokumente, Texte, Materialien / Zentrum für Antisemitismusforschung der TU-Berlin 9) Berlin 1994.
- LIEPACH, Martin: Das Wahlverhalten der jüdischen Bevölkerung: Zur politischen Orientierung der Juden in der Weimarer Republik, Tübingen 1996.
- LINDEMANN, Albert S.: The Jew Accused. Three Anti-Semitic Affairs (Dreyfus, Beilis, Frank) 1894-1915, Cambridge 1991.
- MALBECK, Gerhard: Der Einfluss des Judentums auf die Berliner Presse von 1800 bis 1879, Diss. Dresden 1935.
- MANN, Erika u. Klaus: Escape to Life. Deutsche Kultur im Exil, München 1991.
- MANN, Klaus: Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht, Reinbek 1994 (ND der Ausg. von 1953; 1942 erschien die 1. Ausg. unter d. Titel: The Turning Point).
- : Tagebücher, hrsg. v. Joachim Heimannsberg / Peter Laemmle / Wilfried F. Schoeller, Bd. II (1934-1935), München 1989-1990.
- MANN, Thomas: Tagebücher, hrsg. v. Peter de Mendelssohn, Bd. I (1933-34) Frankfurt a.M. 1977, und Bd. II (1935-36), Frankfurt a.M. ²1978.
- MAURER, Trude: „Between Expulsion and Integration: The Dilemma of East European Jews in Weimar Germany“, in: *TAJB* 17 (1988), S. 193-207.
- : „The East European Jew in the Weimar Press: Stereotype and Attempted Rebuttal“, in: *SCJ* 1 (1984), S. 176-198.
- : Ostjuden in Deutschland 1918-1933, (Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden 12) Hamburg 1986.
- MEISTER, Anton (= Adolf Dresler): Die Presse als Machtmittel Judas, München 1930.
- MENDELSSOHN, Peter de: Zeitungsstadt Berlin. Menschen und Mächte in der Geschichte der deutschen Presse, Berlin 1959.

- MEYER, Michael A. (Hrsg.): Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, Bd. III: Umstrittene Integration 1871-1918, Bd. IV: Aufbruch und Zerstörung 1918-1945, München 1997.
- MOSSE, George L.: Jüdische Intellektuelle in Deutschland zwischen Religion und Nationalismus, Frankfurt a.M. 1992.
- MOSSE, Werner E. (Hrsg.): Entscheidungsjahr 1932. Zur Judenfrage in der Endphase der Weimarer Republik (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 13) Tübingen ²1966.
- (Hrsg.): Juden im Wilhelminischen Deutschland, 1890-1914 (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts) Tübingen 1976.
- / PAUCKER, Arnold (Hrsg.): Deutsches Judentum in Krieg und Revolution, 1916-1923 (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 25) Tübingen 1971; darin: Werner E. MOSSE: Die Krise der europäischen Bourgeoisie und das deutsche Judentum, S. 1-26; Saul FRIEDLÄNDER: Die politischen Veränderungen der Kriegszeit und ihre Auswirkungen auf die Judenfrage, S. 27-65; Werner BECKER: Die Rolle der liberalen Presse, S. 67-135; Werner JOCHMANN: Die Ausbreitung des Antisemitismus, S. 409-510; Eva REICHMANN: Der Bewusstseinswandel der deutschen Juden, S. 511-612.
- MOSSE, Werner E.: „Rudolf Mosse and the House of Mosse 1867-1920“, in: *LBYP* 4 (1959), S. 237-259.
- : Jews in the German Economy. The German-Jewish Economic Élite 1820-1935, Oxford 1987.
- MUN, Richard: Die Juden in Berlin, Leipzig 1924.
- OBSCHERNITZKI, DORIS: Letzte Hoffnung – Ausreise: die Ziegelei von Les Milles 1939-1942. Vom Lager für unerwünschte Ausländer zum Deportationszentrum, Teetz 1999.
- ORTH, Wilhelm: „Ein aufrechter Republikaner. Theodor Wolff und die Deutsche Demokratische Partei“, in: *liberal* 33 (1991), H. 3, S. 99-107.
- PASQUAY, Anja: Geachtet, gefürchtet, vernichtet – Der Journalist Theodor Wolff, in: Theodor-Wolff-Preis. Die Beiträge der Preisträger aus dem Ausschreibungsjahr 1999.
- PAUCKER, Arnold: „Searchlight on the Decline of the Weimar Republic. The Diaries of Ernst Feder“, in: *LBYP* 13 (1968), S. 161-234.

- : Der jüdische Abwehrkampf gegen Antisemitismus und Nationalsozialismus in den letzten Jahren der Weimarer Republik, (Hamburger Beiträge zur Zeitgeschichte 4) Hamburg ²1969.
- RATHENAU, Walther: Briefe, Bd. II, Dresden 1926, an: Theodor Wolff, Nr. 518 (22.3.1919), S. 134f.
- RICHARZ, Monika (Hrsg.): Bürger auf Widerruf. Lebenszeugnisse deutscher Juden 1780-1945, München 1989.
- RÖHL, John C.G.: „Kaiser Wilhelm II. und der deutsche Antisemitismus“, in: ders.: Kaiser, Hof und Staat. Wilhelm II. und die deutsche Politik, München ⁴1995, S. 203-222.
- ROSENBERG, Alfred: 30 Novemberköpfe, Berlin 1927.
- RÜRUP, Reinhard: Emanzipation und Antisemitismus. Studien zur „Judenfrage“ der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt a.M. 1987.
- SAHM, Ulrich: Ilse Stöbe, in: Hans COPPI et al.: Die Rote Kapelle im Widerstand gegen den Nationalsozialismus, (Schriften der Gedenkstätte Deutscher Widerstand 1) Berlin 1994, S. 262-276,
- : Rudolf von Scheliha 1897-1942. Ein deutscher Diplomat gegen Hitler, München 1990.
- SCHARF, Wilfried: Rudolf Mosse (1843-1920), in: Heinz-Dietrich FISCHER (Hrsg.): Deutsche Presseverleger des 18. bis 20. Jahrhunderts, Pullach 1975, S. 204-213.
- SCHEIL, Stefan: Die Entwicklung des politischen Antisemitismus in Deutschland zwischen 1881 und 1912. Eine wahlgeschichtliche Untersuchung, (Beiträge zur Politischen Wissenschaft 107) Berlin 1999.
- SCHOEPS, Hans Joachim: „Das letzte Vierteljahr der Weimarer Republik im Zeitschriftenecho“, in: *GWU* 7 (1956), S. 464-472.
- SCHOEPS, Julius H. (Hrsg.): Deutsch-jüdische Symbiose oder Die missglückte Emanzipation, Berlin 1996.
- : (Hrsg.): Die Juden als Träger bürgerlicher Kultur in Deutschland, (Studien zur Geistesgeschichte 11) Stuttgart / Bonn 1989; darin: Barbara SUCHY: „Die jüdische Presse im Kaiserreich und in der Weimarer Republik“, S. 167-192; Bernd SÖSEMANN: Liberaler Journalismus in der politischen Kultur der Weimarer Republik. Der Beitrag des jüdischen Publizisten und Politikers Theodor Wolff, S. 241-268.

- : Neues Lexikon des Judentums, Gütersloh / München 1998, s.v. Theodor Wolff, S. 879.
- : Theodor Herzl und die Dreyfus-Affäre, (Wiener Vorlesungen im Rathaus 34) Wien 1995.
- SCHWARTZKOPPEN, Max von: Die Wahrheit über Dreyfus, aus dem Nachlass hrsg. v. Bernhard Schwertfeger, Berlin 1930.
- SCHWARZ, Gotthart: „Berliner Tageblatt“, in: *Publizistik-historische Beiträge*, hrsg. v. Heinz-Dietrich Fischer, Bd. II, Pullach 1972.
- : Theodor Wolff und das „Berliner Tageblatt“: Eine liberale Stimme in der deutschen Politik 1906-1933, (Tübinger Studien zur Geschichte und Politik 25) Tübingen 1968.
- SEMI-KÜRSCHNER oder Literarisches Lexikon der Schriftsteller, Dichter, Bankiers, Geldleute, Ärzte, Schauspieler, Künstler, Musiker, Offiziere, Rechtsanwälte, Revolutionäre, Frauenrechtlerinnen, Sozialdemokraten usw., jüdischer Rasse und Versippung, die von 1813-1913 in Deutschland tätig oder bekannt waren“, hrsg. v. Philip Stauff, Berlin 1913, s.v. Rudolf Mosse, Sp. 328ff., Theodor Wolff, Sp. 568ff.
- SILBERMANN, Alphons: Der ungeliebte Jude. Zur Soziologie des Antisemitismus, Zürich 1981.
- SINSHEIMER, Hermann: Gelebt im Paradies, München 1953.
- SONTHEIMER, Kurt: Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933, München ⁴1994.
- SÖSEMANN, Bernd (Hrsg.): Das Ende der Weimarer Republik in der Kritik demokratischer Publizisten. Theodor Wolff, Ernst Feder, Julius Elbau, Leopold Schwarzschild, (Abhandlungen und Materialien zur Publizistik 9) Berlin 1976.
- : „Voraussetzungen und Wirkungen publizistischer Opposition im Dritten Reich“, in: *Publizistik* 30 (1985), H. 2-3, S. 195-215.
- : Politische Kommunikation im „Reichsbelagerungszustand“. Programm, Struktur und Wirkung des Klubs „Deutsche Gesellschaft 1914“, in: Manfred BROBOWSKY / Wolfgang R. LANGENBUCHER (Hrsg.): Wege zur Kommunikationsgeschichte, (Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationsgeschichte 13) München 1987, S. 630-649.

- : Theodor Wolff – der Publizist: Feuilletons, Gedichte und Aufzeichnungen, Düsseldorf 1995.
- : Theodor Wolff über öffentliche Meinung und Moral in der Politik, in: Theodor-Wolff-Preis 1993, S. 7-19.
- : Theodor Wolff. Ein Leben mit der Zeitung, München 2000.
- : Von der Poesieschwärmerei zum Feuilleton: Theodor Wolff als Literat, in: Theodor-Wolff-Preis. Die Beiträge der Preisträger aus dem Ausschreibungsjahr 1994, S. 7-24.
- STAPEL, Wilhelm: Die literarische Vorherrschaft der Juden in Deutschland 1918-1933, (Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands) Hamburg 1937.
- STRAUSS, Herbert A. / KAMPE, Norbert (Hrsg.): Antisemitismus. Von der Judenfeindschaft zum Holocaust, (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung 213) Bonn 1984; darin: Arnold PAUCKER: Die Abwehr des Antisemitismus in den Jahren 1893-1933, S. 143-146.
- STRAUSS, Herbert A.: „Jewish Emigration from Germany. Nazi Policies and Jewish Responses (I)“, in: *LBYB* 25 (1980), S. 313-361.
- : The Jewish Press in Germany, 1918-1939 (1943), in: *The Jewish Press that was. Accounts, Evaluation, and Memories of Jewish Papers in pre-Holocaust Europe*, hrsg. v. David Flinker / Shalom Rosenthal, Jerusalem 1980, S. 321-354.
- SUCHY, Barbara: „The Verein zur Abwehr des Antisemitismus (I): From its Beginnings to the First World War“, in: *LBYB* 28 (1983), S. 205-239; „(II): From the First World War to its Dissolution in 1933“, in: *LBYB* 30 (1985), S. 67-103.
- TOPE, Erwin: „Sein Schwert war die Feder“, in: *Die Zeit*, 2.8.1968. (Zum 100. Geburtstag Theodor Wolffs.)
- TOURY, Jacob: „Gab es ein Krisenbewußtsein unter den Juden während der ‚Guten Jahre‘ der Weimarer Republik?“, in: *TAJB* 17 (1988), S. 145-168.
- : Die politische Orientierungen der Juden in Deutschland. Von Jena bis Weimar, Tübingen 1966.
- VOLKOV, Shulamit: „Antisemitism as a Cultural Code. Reflections on the History and Historiography of Antisemitism in Imperial Germany“, in: *LBYB* 23 (1978), S. 25-46.

- : „Selbstgefälligkeit und Selbsthass: Die deutschen Juden zu Beginn des 20. Jahrhunderts“, in: *GWU* 37 (1986), S. 1-13.
- : Die Juden in Deutschland 1780-1918, (Enzyklopädie deutscher Geschichte 16) München 1994.
- : Jüdisches Leben und Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert, München 1990; darin: „Die Dynamik der Dissimilation: Deutsche Juden und die ostjüdischen Einwanderer“, S. 166-180.
- WAGNER, Erich: T.W. – Vermächtnis und Lorbeer, in: Theodor-Wolff-Preis 1977, S. 7-14.
- WALK, Joseph (Hrsg.): Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Eine Sammlung der gesetzlichen Maßnahmen und Richtlinien – Inhalt und Bedeutung, Heidelberg / Karlsruhe 1981.
- WALTER, Dirk: Antisemitische Kriminalität und Gewalt. Judenfeindschaft in der Weimarer Republik, Bonn 1999.
- WASSERMANN, Henry: „Was ist des Juden Vaterland?‘ Zum Selbstverständnis der deutschen Juden in der Zeit der Assimilierung“, in: *GWU* 37 (1986), S. 14-29.
- WINKLER, Heinrich August: Die deutsche Gesellschaft der Weimarer Republik und der Antisemitismus, in: Bernd MARTIN / Ernst SCHULIN (Hrsg.): Die Juden als Minderheit in der Geschichte, München 1981, S. 271-289.
- YAHIL, Leni: Jewish Assimilation Vis-à-vis German Nationalism in the Weimar Republic, in: Bela Vago (Hrsg.): Jewish Assimilation in Modern Times, Boulder Colorado. 1981, S. 41-48.
- ZECHLIN, Egmont: Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1969.

Abkürzungsverzeichnis

BA	Bundesarchiv Koblenz
BT, A.	<i>Berliner Tageblatt</i> , Abendausgabe
BT, M.	<i>Berliner Tageblatt</i> , Morgenausgabe
CV	Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens
CZA	Central Zionist Archives Jerusalem, Israel
DDP	Deutsche Demokratische Partei
GWU	Geschichte in Wissenschaft und Unterricht
hs.	handschriftlich
LArtt.	Leitartikel
LBYB	Leo Baeck Year Book
Ms.	Manuskript
ms.	maschinenschriftlich
N	Nachlass
NL	Nachlass
SCJ	Studies in Contemporary Jewry
TAJB	Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte
Tgb.	Tagebuch

Abbildungsverzeichnis

Theodor Wolff, Foto aus N 1207/ 32, BA.

Theodor Wolff mit Zigarette, Foto aus N 1207/ 32, BA.

Theodor Wolff mit seinen Kindern, Foto aus N 1207/ 32, BA.

Anhang 1: Ausgewählte Zeitungs-Artikel von Theodor Wolff

1. „Neue Randglossen zur Dreyfus-Affäre“, BT 561/ 4.11.1897, M.

(Von unserem Korrespondenten)

Paris, 1. November

Was diese Affäre Dreyfus so leidenschaftlich interessant macht, ist keineswegs die Persönlichkeit des unschuldig verurteilten Kapitäns. Die Figur dieses Mannes, der bis zu seiner Degradation ein unfroher Streber und Leuteschinder war, hat erst unter der Märtyrerkrone sympathisch werden können. Die weltgeschichtliche Bedeutung dieser Affäre rührt anderswo her. Der „Fall Dreyfus“ ist so außerordentlich, so packend, und ich möchte sagen, so „historisch“, weil er wie ein großer Brennspiegel alle Strahlen, alle Charaktereigenschaften und Sitten des französischen Volkes auffängt und zurückstrahlt. „Panama“ vollbrachte eine ähnliche Mission. Aber die Affäre Panama ist in diesem Sinne doch um Vieles kleiner, als der Fall Dreyfus. Sie zeigte die Korruption der Einen, die Verleumdungssucht der Andern; auf ihrer Bühne bewegten sich ein paar Dutzend problematische Gestalten, die für die Gesamtheit immerhin charakteristisch waren, im Grunde jedoch die einzigen aktiv Auftretenden blieben. Auf der Bühne aber, wo man die Dreyfus-Tragödie spielt, erscheint als großer, das Stück beherrschender Mitspieler ein ganzes Volk. Es ist an die Stelle des Schicksals in der alten Schicksalstragödie getreten. Und es ist selbst eine tragische Gestalt wie Othello, der blinde Mohr.

So viel Verteidiger bisher auch für Dreyfus aufgetreten waren – ihr löblicher Versuch blieb erfolglos und mußte erfolglos bleiben. Denn es ist unmöglich und wird immer unmöglich sein, in einer solchen Frage ein französisches Publikum durch Gründe und logische Schlußfolgerungen zu überzeugen. Jede Diskussion ist aussichtslos, weil diese Leute für alles eine fertige Phrase im Kopfe tragen – eine runde, gutklingende, kategorische Phrase, die sie des Morgens in einem Boulevardblatt gelesen haben. An der Phrase bleiben sie hängen, sie kommen nicht darüber hinaus. Wenigstens so bald nicht. Und darin beruht die ungeheure Macht der französischen Presse.

Der Franzose (ich spreche von der großen Masse), der auf anderen Gebieten genug Proben von Scharfsinn und logischer Klarheit giebt, lehnt es ab, selbst zu denken, sobald es sich um politische oder nationale Fragen handelt. Er ist politisch denkfaul, er will am kleinen Finger und an der Nasenspitze herumgeführt werden. Darum ist er so ungeeignet, wie nur möglich, sich selbst zu regieren. „Aber sein Freiheitsgefühl?“ höre ich sagen. Ach, auch sein Freiheitsgefühl (ich spreche noch immer von der großen Masse) ist nicht das Freiheitsgefühl denkender Männer, sondern das Freiheitsgefühl von Kindern, die von Zeit zu Zeit dem Gängelband ihrer Wärterin entlaufen müssen!

In diesem Augenblick geht – seit drei Jahren zum ersten Mal – etwas wie ein dämmernder Zweifel durch dieses Publikum – ein Zweifel an der Schuld des verurteilten Kapitäns. Der Thron, auf dem die Phrase so lange mit heuchlerischem Lächeln sich gespreizt hat, knackt und schwankt leise. Ein ordentlicher Ruck und er fliegt in den Staub. Aber es muß ein kräftiger Ruck sein! Denn noch hängt die Mehrheit, die überwiegende Mehrheit, an ihrem Katechismus.

Der Senator Scheurer-Kestner, welcher so gegen den Wahn eines ganzen Volkes den Kampf für die eigene Ueberzeugung aufnimmt, ist ein Protestant. Daß er gerade zur protestantischen Minderheit gehört, ist vielleicht ein Zufall – aber doch nicht ganz und doch nicht nur ein Zufall. Man kann sagen: diese Kraft, für Ideen und Ueberzeugungen mit der ganzen Person einzutreten, war gewöhnlich bei den Minoritäten zu finden.

Das Verhältnis zwischen Katholiken und Protestanten ist in Frankreich ein ganz anderes als in Deutschland. Die Rollen sind anders vertheilt. Die katholische Mehrheit hat in Frankreich zweihundertfünfzig Jahre lang die protestantische Minderheit bedrückt, verbrannt und geächtet; und unter der Acht und der Bedrückung haben diese französischen Protestanten gewisse spezielle Eigenschaften erlangt – gute und weniger gute – was das bei so langer Bedrückung gewöhnlich der Fall ist. Sie sind in mehr als einer Beziehung gestählt und hart gemacht worden – sie haben sich auch einen eigenen, zähen Rechtssinn und Idealismus bewahrt, der sie weit mehr befähigt, die Rolle der großen Rechtsvertheidiger als die Rolle der großen Philosophen zu spielen.

Ogleich seit der Revolution die Protestanten in alle Staatsämter eintreten (die Emanzipation der Juden kam bekanntlich erst etwas später), dauert der Kampf der Majorität gegen die Minorität doch noch hier und da fort. Es existirt sogar eine Liga gegen das Eindringen der Protestanten in die Aemter, und

diese Liga hat erst vor einigen Monaten wieder Lebenszeichen von sich gegeben. Die klerikal-antisemitische „Libre Parole“, dieses nicht eben sympathische, aber sehr merkwürdige Organ aller unterirdischen Geister, wirft Protestanten und Juden in einen Topf. Sie verhöhnt Scheurer-Kestner, weil er für einen jüdischen Kapitän in die Schranken tritt; und sie verhöhnt ihn, weil er ein „Hugenotte“ ist. Denn sie glaubt, ein Schimpfwort auszusprechen, indem sie „Hugenotte“ sagt, wie die „Staatsbürger-Zeitung“ ein Schimpfwort zu sagen meint, indem sie einen Gegner „Jude“ nennt. So wechseln, je nach Zeit und Landesgrenzen, die Anschauungen und die Werthbestimmungen, und das Einzige, was keine Grenzen kennt, ist die Dummheit.

Herr Scheurer-Kestner hat aus den Erfahrungen seiner eigenen Familie lernen können, wie weit die fertige Boulevardphrase seine Mitbürger zu treiben vermag. Er ist der Onkel Jules Ferrys, des „Tonkinesen“. Er hat, am Tage nach der Niederlage von Lang-Son, mit ansehen können, wie sein Neffe, welcher Frankreich den werthvollen Kolonialbesitz gesichert, sich über den Gartenzaun des Palais Bourbon retten mußte, um „dem Urtheilsspruch der öffentlichen Meinung“ zu entgehen. Der Onkel Jules Ferrys, der Protestant, dessen Vorfahren unter den Verfolgungen einer früheren „Liga“ gelitten, der „Hugenotte“, schien zur Rolle des Dreyfus-Vertheidigers prädestinirt ...

Um ganz gerecht zu sein, muß man sagen, daß einige Mitglieder der katholischen Mehrheit sich ihm bereits öffentlich angeschlossen haben. Der alte radikale Senator Ranc, der Redakteur der „Lanterne“ Allard, die Sozialisten Viviani und Turot, der Professor Gabriel Monod (derselbe, welcher ein so vorzügliches, ehrliches, vorurtheilsfreies Buch über Deutschland geschrieben) und der bonapartistische Heißsporn Paul de Cassagnac („Paul“, wie mein Concierge sagt, der ihn zärtlich liebt) ... dazu noch einige Andere. Und dann vor Allem dieser Kommandant des Militärgefängnisses „du Cherche-Midi“, wo Dreyfus bis zu seine Degradation saß – dieser Kommandant Forzinetti, der den Teufel nach allen Richtern und Rechtsprüchen fragte, nur auf sein ehrliches Gewissen hörte und nach der Verurteilung vor versammelter Garde auf den Kapitän zuschritt: „Kapitän, erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu schütteln!“

Sie ist nicht gerade sehr reich an menschlich schönen Zügen, diese Dreyfus-Affäre – aber diese Geschichte des braven Kommandanten ist wunderschön. Er saß dreißig Tage im Arrest wegen des Händedrucks. Seine Subordination ließ vielleicht zu wünschen übrig ... „Ein schlechter Militär!“ sagen die

Blätter, die seine Absetzung fordern. „Aber ein Mann!“ sollten sie hinzufügen.

Die neue Kampagne zur Rehabilitirung Dreyfus' ist nicht übel eingeleitet. Es mag vielleicht noch mehr Zufall als Absicht dabei im Spiel sein. Die Petarde platzte ein wenig zu früh – ehe Herr Scheurer-Kestner selbst es wünschte. Und das kann gerade zum Erfolge beitragen. Denn in der Pause, welche so zwischen der ersten, vorzeitigen Ankündigung und dem Erscheinen der versprochenen Enthüllungen eingetreten ist, verliert die Phrase ersichtlich von ihrer Kraft. Sie verbraucht sich. Sie wird von dem Zweifel unternagt. Ihr Thron wankt ...

Wird der Vizepräsident des Senats, Herr Scheurer-Kestner, sie ganz über den Haufen rennen, wird er die Aufgabe, die er übernommen, durchführen können? Noch immer sagt hier die Mehrheit: nein! Es ist schwer, es ist unmöglich, zu sagen, diese Mehrheit irrt – aber ich habe so eine leise Ahnung, daß sie doch etwas vorschnell entscheidet.

Der alte „Vater Méline“, welcher heute die Zügel der Regierung in Händen hält, ist ein braver Mann. Der General Billot, der Kriegsminister, ist auch ein braver Mann. So viele brave Männer saßen selten in einem französischen Kabinet bei einander. Regierte irgend ein Ministerium Ribot – die Aussichten Dreyfus', von der „Ile du Diable“ fortzukommen, wären nicht fünf Centimes werth. Man würde ein paar deutsche Journalisten ausweisen, und die Sache wäre erledigt. Aber die Dinge liegen heute doch anders.

Sie liegen immerhin verzweifelt genug, wenn Herr Scheurer-Kestner nicht irgend einen großen Trumpf in Händen hält. Denn mit Gründen und logischen Schlußfolgerungen ist, wie schon gesagt, noch immer wenig auszurichten. Hat Herr Scheurer-Kestner einen solchen Trumpf, eine solche „Ueberraschung“? Die Mehrheit sagt natürlich wieder nein – und es ist abermals sehr schwer, zu behaupten, diese Mehrheit irrt.

Indessen, man möchte doch glauben, daß irgend ein solcher Trumpf, ein solches Geheimnis existirt, wenn man die folgenden Thatsachen neben einander hält: Dreyfus hat bei seiner Verurtheilung erklärt: „In drei Jahren (also Ende 1897!) wird man wissen, daß ich unschuldig bin.“ Der Kommandant Forzineti hat erklärt: „Ich werde in dem Augenblick sprechen, wo ein hochstehender Offizier, den ich nicht nennen will, seinen Abschied genommen haben wird.“ Und Scheurer-Kestner hat gleichfalls gesagt: „Ich kann noch nicht reden – der Moment ist noch nicht gekommen!“ Man wartet also auf

etwas ... auf den Rücktritt eines hohen Offiziers. Wer ist dieser hohe Offizier? Der Höchstkommmandirende, General Saussier, von dem erzählt worden ist, daß auch er an die Schuld Dreyfus' nicht glaube? Sein Rücktritt steht unmittelbar bevor ...

Noch einmal – um die Herrschaft der Phrase völlig zu beenden, um die „öffentliche Meinung“ umzustimmen, braucht der Vizepräsident des Senats einen solchen Trumpf. Verliert er die Schlacht, die er begonnen hat, so ist er mit verloren. Bereits haben seine Gegner ihm seine Abstammung aus dem Elsaß vorgeworfen ... sie nennen ihn „den Elsässer“. Und auch das ist nicht uninteressant, und jedenfalls nicht das Uninteressanteste an dieser Affäre: der Elsässer, der nach dem Kriege gefeiert und verhätschelt wurde, wird plötzlich gerade von den Expatrioten wieder als ein Franzose zweiter Klasse, ein nicht ganz sicherer Kantonist hingestellt – wie vor 1870.

2. „Zur Dreyfus-Kampagne“, BT 572/ 10.11.1897, M.

(Von unserem Korrespondenten)

Die offiziöse Note. – Die beiden Parteien. – Die Angriffe gegen die deutsche Botschaft.

Paris, 7. November

Als gestern Abend der „Temps“ die offiziöse Note brachte, in welcher Herr Scheurer-Kestner an den Justizminister verweisen wurde, mußte man zunächst den Eindruck haben, daß es um die Sache des Senators und seines Klienten schlecht stehe. Ein Pariser Chroniqueur hat neulich ganz witzig die aufeinanderfolgenden Stimmungswechsel in diesen Dreyfus-Tagen geschildert: Dienstag Nachmittags um fünf halten auf den Boulevards fünfhundert Leute Dreyfus für unschuldig – um sieben ist man von der Schuld des Exkapitäns überzeugt – am anderen Morgen ist man wieder schwankend. Diese Photographie nach dem Leben ist ziemlich getreu. Zwar hat die ganze zur Dreyfus-Befehdung verbündete Presse nicht aufgehört, zu sagen: „Kein Mensch nimmt Scheurer-Kestners Kampagne ernst!“ Zwar schreit sie, ehe man noch Scheurers Beweismaterial kennt, schon hinaus: „Er hat kein Material; die Kampagne ist verpufft!“ (ganz wie dieselbe Presse lange vor der Verurteilung Dreyfus hinauszeterte: „Er ist schuldig!“). Aber dieses Triumphgetöse soll nur über die Wirklichkeit forttäuschen; es soll nur die zwei-

felnden Stimmen übertönen, die sich jetzt auch im Publikum zu erheben beginnen; es soll nur diese unumstößliche Thatsache verdecken: daß der Zweifel an der Schuld des Exkapitäns in diesen zwei Wochen weite Kreise ergriffen hat. Die Schlag auf Schlag an die Oeffentlichkeit gebrachten Erklärungen der Scheurer-Kestner, Reinach, Ranc, Forzinetti, Cassagnac, Gabriel Monod haben die außerordentliche Wirkung ausgeübt. Aber dieses ganze, bereits gewonnene Resultat schien stark kompromittirt, als gestern die offiziöse Note im „Temps“ kam. Und der Chroniqueur des Boulevardblattes hätte schreiben können: Sonnabend Abends um 6 Uhr sinken die Aktien Dreyfus plötzlich um ein Beträchtliches.

Sonnabend Abends um 10 Uhr steigen sie bereits wieder. Die Note des „Temps“ war zwar offiziös inspirirt, aber die Fassung war redaktionelle Arbeit. Die Regierung hat Folgendes erklärt: Herr Scheurer-Kestner war bei uns und hat uns von der Affäre Dreyfus gesprochen. Er hat uns noch keine Akten oder Beweisstücke übergeben. So lange er das nicht thut, müssen wir uns an das Urtheil des Militärgerichts halten. Hat er aber neue Beweisstücke, so muß er sie dem Justizminister übergeben. Dieser wird sie unter Zuziehung einer Kommission einer Prüfung unterwerfen und wird zu beurtheilen haben, ob sie den im Gesetz vom 8. Juni 1895 für den Eintritt in das Revisionsverfahren aufgestellten Bedingungen entsprechen. Die betreffenden Gesetzesparagraphen, welche sich auf das Revisionsverfahren beziehen, sind in ihrem Wortlaut in der Note wiedergegeben.

Die Regierung hat also nur vollständig korrekt verfahren. Aber indem sie so, unter Anführung aller juristischen Details, auf die Möglichkeit eines Revisionsverfahrens hinweist, macht sie das Publikum – absichtlich oder unabsichtlich – mit dem Gedanken an eine solche Möglichkeit vertraut. Die Dreyfus-Gegner fühlen das sehr wohl. Und die „Libre Parole“, welche noch gestern darauf schwor, der Kriegsminister werde die „verbrecherische Bande“, die sich zur Befreiung des Exkapitäns vereinigt, mit einem „Keulenschlage“ niederstrecken, ist heute bereits so pessimistisch, daß sie die Frage auswirft: „Es ist also kein einfaches Märchen, daß die Regierung selbst von einem Rechtsirrthum überzeugt ist und die Initiative ergreifen will, die Revision des Prozesses zu fordern?“

Man darf leider den Optimismus nicht ganz so weit treiben, wie die „Libre Parole“ ihren Pessimismus treibt. Es ist nicht unmöglich, daß – ich will mich vorsichtig ausdrücken – der eine oder der andere Minister als Privatmann an der Schuld Dreyfus zweifelt. Aber er kann als Minister diesen Zweifel

nur aussprechen, sobald ihm Thatsachen vorliegen, welche die Voraussetzungen, die zur Verurtheilung Dreyfus führten, umwerfen. Alle logischen Folgerungen ersetzen nicht diese Thatsache, hundert Gutachten von Schreibsachverständigen ersetzen noch nicht ein Faktum. Man kann auf das Gutachten von drei Sachverständigen als Verräther nach der „Ile du Diable“ geschickt werden – man kann auf das Gutachten von dreißig Sachverständigen nicht von dort zurückkommen. Das ist vielleicht ein grausamer, ein ungerechter Widerspruch – aber dieser Widerspruch steht im Gesetz, und die Minister sind dem Gesetze unterthan.

Immer wieder kommt also alles darauf an, ob Scheurer-Kestner ein solches „Faktum“ hat. Und immer wieder kann man nur sagen: man muß abwarten! Es ist ungerecht, ihm vorzuwerfen, daß er mit seinen Akten noch nicht an die Oeffentlichkeit getreten ist; es ist unbillig, ihm zu verargen, daß er sich in unerschütterlicher Ruhe vorher mit so viel Beweismaterial wie möglich zu umgeben sucht. Es scheint, daß er Mitte dieser Woche seine Kampagne zu beginnen gedenkt. Aber wenn er sie in dieser Woche noch nicht beginnt, wenn er abermals wartet, abermals aufschiebt – man dürfte ihm auch daraus keinen Vorwurf machen.

Inzwischen ist es vielleicht angebracht, noch einmal schnell die Kräfte, auf welche die beiden Parteien sich möglicherweise stützen könnten, zu zählen. Die Gegner Scheurer-Kestners sind noch immer – trotz aller Zweifel, die sich regen – die Mächtigeren auf dieser Schaubühne. In der Presse verfügen sie über Kräfte wie Rochefort und Drumont. Der „Matin“ und der „Eclair“, zwei große Morgenblätter, halten zu ihnen. Diese beiden Organe scheinen besonders auch von Persönlichkeiten inspirirt, die an dem Prozeßverfahren gegen Dreyfus aktiv theilgenommen. Das sehr verbreitete „Journal“ zählt gleichfalls zur Gruppe. Dann Rocheforts „Intransigeant“, Drumonts „Libre Parole“, der royalistisch-klerikale „Soleil“ – auch der „Gaulois“ – ferner der „Soir“, der „Jour“ und die ehemals boulangistischen Blätter „Presse“ und „Patrie“.

Nicht prinzipiell abweisend, sondern abwartend – und das ist alles, was Scheurer-Kestner verlangen kann – verhalten sich „Figaro“, „Temps“, „Journal des Débats“, „Siècle“, „Radical“, die sozialistische „Petite République“, „Echo de Paris“, „Lanterne“ und Clémenceaus „Aurore“. Mit voller Wucht tritt für die Revision des Prozesses Cassagnacs „Autorité“ ein. Noch heute schreibt Paul de Cassagnac:

„Wir wollen aufs Entschiedenste volle Klarheit, ohne uns durch das Schreien, das Geheul, die gemeinen und dummen Verdächtigungen Derjenigen einschüchtern zu lassen, welche Dreyfus für schuldig erklärten, ehe sie wußten, wessen er angeklagt war. Die Menge ist grausam, thierisch, wenn sie sich in eine Sache verrennt. In der Affäre Dreyfus hat sie sich so verrannt, und mit unerhörter Heftigkeit. Es gehört einiger Muth dazu, ihr zu widerstehen. Man wird diesen Muth haben.“

Diesen Muth hat Paul des Cassagnac, aber diesen Muth haben in der Presse nur Wenige. Der Professor Gabriel Monod hatte ihn auch, diesen Muth, wie man gesehen hat. Aber wie ist es ihm ergangen! Man hat ihm die Worte im Munde umgedreht, und weil er geschrieben hat, es sei nur ein patriotisches Werk, die Armee von dem Vorwurf zu reinigen, sie habe einen Verräther in ihrer Mitte gehabt, beschuldigt man ihn, er habe die Armee beleidigt! Weil er geschrieben hat, der Antisemitismus habe bei dem Prozeß eine große Rolle gespielt, erzählt man, er mache Unterscheidungen zwischen den einzelnen Rassen ...! Es fehlte nicht viel, so würfe man ihm vor, er sei es, der den Rassenhaß predige! Und so wird aus jedem Wort ein Strick gedreht, es wird alles auf den Kopf gestellt, allem ein falscher Sinn untergeschoben – und das mit einer Kunst und Geschicklichkeit, die Bewunderung verdienen – wenn nicht das ganze Schauspiel doch im Grunde recht traurig wäre.

Aber daneben giebt es noch etwas Anderes, etwas, das uns direkt angeht. Einige dieser Blätter, die ihren Vorrath an Tiraden über dies „verbrecherische Komplott zur Befreiung des Verräthers“ offenbar erschöpft haben, verlegen sich seit mehreren Tagen darauf, die nicht mehr schmackhafte Kost mit Angriffen auf Deutschland zu würzen. Das „verbrecherische Komplott“ ist von Deutschland, von den „Fortsetzern der Bismarckschen Politik“ angestiftet worden. Und zugleich wird überall – so erst heute wieder im „Gaulois“ unter der Ueberschrift „Der Papierkorb des Botschafters“ – die alte Geschichte erzählt, daß Dreyfus Verurtheilung auf Grund eines aus dem Papierkorbe der deutschen Botschaft entwendeten Briefes erfolgt sei.

Es ist hier schon früher und mehrfach gesagt worden, daß wenn die Verurtheilung wirklich auf Grund eines solchen Briefes erfolgt ist (und das ist ungefähr Thatsache), dieser Brief nur gefälscht sein kann. Die Annahme, daß eine Botschaft derlei Schriftstücke in einen Papierkorb wirft – obwohl sie zu jener Zeit bereits davon unterrichtet war, daß einer ihrer Diener im Solde der französischen Polizei stand –, ist einfach kindisch. Auf Wunsch der deutschen Botschaft hat die französische Regierung zur Zeit des Prozes-

ses durch die „Agence Havas“ erklärt, daß „keine Botschaft mit der Angelegenheit in Verbindung stehe.“ Es rächt sich heute bitter, daß die deutsche Botschaft geglaubt hat, sich mit diesem lendenlahmen, von den Blättern gar nicht oder nur im verstecktesten Winkel aufgenommenen Dementi begnügen zu dürfen. Es ist nur die ganz natürliche Folge dieser Genügsamkeit, wenn heute diese und ähnliche Geschichten aus dem intimen Leben der deutschen Botschaft ohne die geringste Scheu wieder in Umlauf gesetzt werden, und wenn der „Jour“ heute den neuen deutschen Militärattaché, Baron v. Süßkind, ganz ungenirt als „Spion“ bezeichnet und sich zu den Worten versteigt: „An seiner (des Majors v. Schwarzkoppen) Stelle sendet uns Wilhelm II. einem der vor acht Jahren hier postirten Spione“.

Hätte die deutsche Botschaft ein einziges Mal energisch erklärt: „Wir haben mit der Dreyfus-Affäre nichts zu schaffen, also laßt uns gefälligst in Frieden!“ – hätte sie nicht das blasse Dementi, das man ihr zugestand, schon als einen „diplomatischen Sieg“ aufgefaßt, der Tanz ginge jetzt nicht von Neuem los. Und man irrt vollkommen, wenn man glaubt, daß man damit die sehr erfreuliche Friedens- und Versöhnungspolitik, die wir gegenüber Frankreich verfolgen, geschädigt hätte. Man hätte sie nicht geschädigt, man hätte ihr gedient.

3. „Ein Pariser Morgenspaziergang“, BT 26/ 15.1.1898, A.

T.W. Langsam wandelte sich, während ich am Morgen des Kriegsgerichts nach dem „Cherche Midi“ mich aufmachte, die Nacht in einen fröstelnden gelbgrauen Nebelmorgen. Noch brannte das Licht hinter den umdunsteten Scheiben der Laternen. Die Polizisten gingen frierend auf und ab und wickelten sich enger in ihre dunkelblauen Pelerinen. Die Cafés und die Zeitungskioske auf den Boulevards waren noch geschlossen. Ein schwerfälliger breiter Landauer, in dem geputzte kleinbürgerliche Damen müde von irgend einem Ballfest ihres Arrondissements oder von einem Feuerwehrkränzchen nach Hause führen, rollte stuckernd über das Pflaster.

Das Vorspiel einer Bank auf dem Boulevard Haußmann standen ein Mann und eine Frau. Der Mann – in der Kleidung eines Arbeiters – und die Frau – eine plumpe, verblühte Liebeshändlerin des Pflasters – waren eifrig bemüht, einen Menschen in farblos zerschlissenen Lumpen, der lang ausgestreckt und regungslos auf der Bank lag, zu rütteln und zum Bewußtsein zurückzurufen.

Sie rieben ihm die feuchtkalten Hände, die knochige, abgemagerte Stirn, fühlten den Puls, horchten auf den Herzschlag. Und die Frau nahm ein Fünfzig-Centimesstück aus dem Portemonnaie und schob es dem Ohnmächtigen in die Tasche.

Ich half den Beiden ein wenig, und der armselige Tobias auf der Bank schlug endlich die Augen auf. Sprechen konnte er nicht. „Er hat nichts im Bauch,“ sagte der Arbeiter, „das ist alles.“ Wir riefen die Droschke an und hoben das Häufchen Elend hinein. Aber wie ich sagte: „Der Aermste!“ zuckte der Arbeiter die Achseln und brummte: „Pah – es crepiren so Viele!“

Das Licht in den Laternen wurde nun ausgelöscht. Der gelbgraue Nebeldunst hing wie eine feste Wolke über den Dächern und fiel in kalter Feuchtigkeit herab, welche die Haut stichelte. Es war jetzt fast sechs Uhr. Ich nahm einen Wagen und sagte dem Kutscher: „Nach dem Militärgefängnis des Cherche-Midi, Rue du Cherche Midi!“

Zwanzig Minuten lang trottete der Wagen, durch die halbe Stadt, zum anderen Seineufer hinüber und durch die schmalen, alterthümlichen Straßen des linken Ufers zum Cherche-Midi. Endlich hielt er vor dem hohen, klobigen Portal.

Ich hatte geglaubt, die Thüren schon von einer wartenden Menge belagert zu finden, aber es war Niemand da – absolut Niemand. Die Erklärung ist sehr einfach: man hatte kaum hundert Karten ausgegeben und die Ankündigung, die strengste Kontrolle werde jedem Unbefugten den Eintritt unmöglich machen, hatte Diejenigen, die keine Karten erhalten, von jedem Versuche zurückgeschreckt. So war von einem Andrang denn nichts zu merken, aber freilich von der Kontrolle auch nichts. Der Wachposten, der fünf Schritte vom Portal frierend auf und ab ging, ließ mich ruhig passiren. Niemand im Hof Niemand im Treppenflur Niemand in den weißgetünchten Korridoren und Gängen. Das reine verwunschene Schloß, wo Alles schweigt und Alles schläft, wie in Dornröschens Palast!

Die Thür eines Wachzimmers stand zur Hälfte auf. Man sah drinnen Soldaten, republikanische Gardien, die dabei waren, sich zu kämmen und zu bürsen, ihre Hosen zuzuknöpfen oder ihre Stiefel anzuziehen. Noch andere Thüren standen auf, und man sah in Büreauzimmer, wo Aktenmappen auf den Tischen lagen. Auch die Thür des Saales, wo das Kriegsgericht tagen sollte, war unverschlossen. Einsam an der weißen Wand hing der große, im Bologneser Stil gemalte Christus über dem Tisch des Gerichtshofes

Schließlich fand ich einen alten weißhaarigen Veteranen mit einem silberweißen Knebelbart und einem schönen breiten Auvergnaten-Dialekt. Dieser gute [...] freundliche Alte (man sah ihn später im Gerichtssaal wieder, wo er, wie ein rechtes altes Hausinventar umherging, ohne ein Bewußtsein von der Wichtigkeit des Tages, immer nur seine geliebten Lampen putzend und den Docht auf- und niederschraubend) klopfte mir gemüthlich und vertraulich auf die Schulter und meinte, es sei doch noch viel zu früh. Es seien zwar schon ein paar Herren dagewesen, aber sie seien wieder weggegangen. Es sei am besten, wenn ich auch noch einmal wiederkomme

Ich stieg also wieder hinab, und bei der Wanderung über Treppen und Gänge sagte ich mir, daß man – wenn sonst die physischen Kräfte ausreichen – dieses Justizgebäude mit großer Leichtigkeit forttragen könnte, ohne daß irgend Jemand es merkte. Thatsache ist, daß nach mir ein halbes Dutzend Personen kam, welche genau so unbehelligt wie ich in das Innerste des Heiligthums gelangten und ruhig in dem Gerichtssaal Platz nahmen, bevor draußen die angekündigte „strenge Kontrolle“ in Kraft trat. Denn diese Kontrolle trat später wirklich in Kraft – und von diesem Moment ab war das Gebäude so streng behütet und bewacht, wie nur je eine Schatzkammer des Königs Rhampzinis. Eine Kette von Polizisten vor dem Thor – Wachposten im Hof – Wachposten auf allen Treppenabsätzen – Wachposten vor dem Sitzungssaal.

Und das beweist wiederum, daß es in diesem Leben oft nur darauf ankommt, früher aufzustehen als die Polizei und die Justiz. Einer, der das sicherlich verstanden hat, ist der Kommandant Esterhazy.

Den eigentlichen Mittelpunkt diese unfreundlichen, von alten, dunklen, wenig sauberen Häusern angefüllten Stadtviertels bildet das große Kaufhaus des „Bon Marché“. Wertheim, ins Große übersetzt, aber ohne die kleinen Preise des Berliner Bazarmannes.

Hinter den Spiegelscheiben brannte das Gas, und längs der Front des mächtiges Bazars hielt die lange Reihe der Wagen, welche die Waaren durch die ganze Stadt tragen und den Käufern zustellen. Vor dem Thorweg, unter dem vorspringenden Glasdach, versammelten sich die jungen Leute des Geschäfts; sie standen in Gruppen bei einander und schwatzten, oder sie lehnten mit emporgeschlagenen Rockkragen gegen die Mauer und lasen die Zeitung. Die ganze lange Rue de Granelle hinauf sah man immer Andere, die einzeln oder in Gruppen herankamen. Wenn sie bei der Uhr an der Ecke der Rue du

Bac anlangten, deren Zeiger fast auf Acht stand, setzten sie sich in Trab. Es scheint, daß im Bon Marché auf strenge Pünktlichkeit gehalten wird.

Und das ganze Paris war nun lebendig, geschäftig, durch einander wirbelnd und hastend, wie ein Ameisenhaufen. Die Verkäufer, die Ladenmädchen eilten in ihr Geschäft, die Arbeiterinnen, die „Schwalben von Paris“, gingen in ihre Schneiderstuben, in ihre Federfabriken, in ihre Putzateliers. Die Einen waren frisch, rosig und noch lebenslustig, die Anderen bleich, schwindsüchtig, mit spitzigen Schultern und schmalen Hüften; Alle trugen einen kleinen Pompadour in der Hand. Viele hielten Hutschachteln oder Packetchen, in denen sie die Arbeit mitbrachten, die sie gestern vor'm Schlafengehen bei der Lampe noch fertig gemacht. Und Keiner und Keine achtete in dieser Haft und in diesem Gewirr auf den Anderen oder auf die Andere. Jeder drängte vorwärts, nur darauf bedacht, nicht zu spät zu kommen.

Die gelblichen häßlichen Nebel wichen nicht von den Dächern, und die zahllosen Schornsteinröhren, welche für das Pariser Stadtbild so charakteristisch sind, traten wie schwarzblaue Linien aus dieser Nebelluft hervor.

Wie ich durch eine schmale Gasse zum Cherche-Midi zurückwollte, kamen aus einer „Kaffeeklappe“, die auch als Nachtherberge diente, ein paar gebeugte, zerlumpte, vom Elend gekennzeichnete Gestalten – Männer mit langen, in einer Eisenspitze endenden Stäben: Cigaretten- und Cigarrenstummelsucher, wie es ihrer in Paris Hunderte giebt. Unwillkürlich fiel mir der Tobias des Boulevard Haußmann ein – und das halb egoistische und halb mitleidige Wort des Arbeiters: „Es crepiren so Viele!“

Und ich wurde auf dem ganzen Wege das Wort nicht mehr los. Es fiel mir noch ein, als ich Mathieu Dreyfus, den Bruder des unschuldig verurtheilten Kapitäns, und Frau Dreyfus, diese blasse, zu früh gealterte, verweint und verschüchtert aussehende Frau, vor den militärischen Richtern stehen sah ... „Es crepiren so Viele!“

Dieses Wort erklärt so manches, und es entschuldigt so manches. Es drückt das Gefühl aus, mit welchem das niedere Volk, mit welchem die große Masse dieser Dreyfus-Tragödie zusieht. Dieses Volk ist irregeleitet durch eine schmachvolle, erbärmliche Presse, ist bis an den Hals mit Lügen und Märchen vollgestopft von dem schamlosesten Gesindel, das jemals eine Feder führte. Aber die verführerischen Phrasen und die Lügen fielen auf einen dankbaren, einen vorbereiteten Boden. Nicht nur, weil dieses Volk mit einer so reichen Romanphantasie ausgestattet ist, sondern auch, weil es in

seinem kindlichen, entschuldbaren Egoismus nicht lange erwägt, und weil seine ganze philosophische Weißheit sich in die Worte zusammenfaßt: „Was geht es uns an? Wer kümmert sich um uns?“

Der Kapitän Dreyfus und die Seinen gehören zu einer bevorzugten, zu einer reichen Klasse, zu einer Gesellschaft, die sich auch nicht die geringste Mühe gegeben, sich in den Augen des Volkes beliebt zu machen. Diese Leute haben zwei Jahrzehnte hindurch die Republik für sich auszubeuten verstanden, sie haben alles an sich gerissen, alles genossen, alles aufgesaugt. Ob sie Juden sind oder Christen, ganz egal – der Antisemitismus ist in Frankreich mehr noch als anderswo ein Schlagwort, in dem sich, weit über die Grenzen einer Religionsgemeinschaft hinaus, die Abneigung gegen eine ganze Kaste, gegen eine ganze Gesellschaft ausdrückt. Sozialismus also? Ja – aber kein überlegter und überlegender, kein auf irgend welchen Doktrinen und Theorien begründeter Sozialismus – ein Gefühlssozialismus, nichts weiter.

Dem niederen französischen Volk erscheint der Fall Dreyfus wie eine Remesis, die über eine verhaßte Gesellschaft hereingebrochen ist. – „Aber er ist unschuldig?“ – „Und wenn! Was geht es uns an!“ – Darf die Gerechtigkeit so verhöhnt werden? – „Sie wird es alle Tage, und kein Hahn kräht danach!“ – „Soll also ein Unschuldiger jämmerlich umkommen?“ – „Pah, es crepiren so Viele!“

4. „Revision!“, BT 278/ 3.6.1899, A.

(Von unserem Korrespondenten)

Paris, Ende Mai

[...] Die Revision ist errungen. Dem Schacher auf der Teufelsinsel ist sein Recht geworden. [...] Ja, Dreyfus galt in diesem Kampfe nur wenig. Er ist um nichts interessanter als andere unschuldig verurtheilte, er ist weniger sympathisch als die meisten. Er hatte, das ist kaum zweifelhaft, in einem Kampfe wie dem heutigen auf der Seite Derjenigen gestanden, die jetzt „Nieder mit dem Verräther Dreyfus!“ brüllten. [...] Er las die „Patrie“ des Herrn Millevoye, und wer weiß, ob er nach seiner Rückkehr nicht eine Sprache führen wird, ganz im Stile der „Patrie“! „Es bleibt uns noch schwere Arbeit“, hat Mathieu Dreyfus neulich zu einem seiner Bekannten gesagt – „meinen Bruder zum Dreyfusismus zu bekehren!“ Ein breiterer Ozean, als

derjenige ist, der ihn heute noch von Europa trennt, trennt den Kapitän Dreyfus von der Ideen- und Gefühlswelt seiner Befreier, von der Welt Zolas und Scheurer-Kestners, Jaurès und Picquarts!

Man kann befriedigt sein durch den Gedanken, daß ein Unschuldiger endlich Gehör bei der Justiz seines Landes gefunden, man kann sich freuen mit der furchtbar geprüften Familie [...]; aber es sind nicht diese melodramatischen Seiten, was der „Affäre“ ihre Bedeutung gab. Durch den aktiven Widerstand, welchen die verbündeten Dunkelmänner, Antisemiten, Nationalisten, Chauvinisten der Revision entgegenstellten, war der Kampf um die Revision zum Kampfe um die höchsten Prinzipien geworden; durch den passiven Widerstand, welchen die Revisionisten bei der großen Masse des Volkes, bei den wechselnden Regierungen, den Kammern, bei fast allen Institutionen des Landes gefunden, hatte diese Bewegung den Charakter eines Heilverfahrens angenommen – es galt, das, was in der Nation noch an lebensfähigen Kräften vorhanden, zu wecken, den gefährlichen Schlummer zu verscheuchen, die mattgewordene Energie anzuspornen. Und neben der Bedeutung als Prinzipienkampf, neben der Bedeutung als Genesungsprozeß hat diese „Affäre“ eben jene Brennpunktbedeutung, von der ich 1897 sprach. Eine Unzahl Erwägungen hat sie zu Tage gefördert, eine Unzahl Beobachtungen hat sie verstatet. Diese Affäre ist kein einfacher Kriminalroman, diese Affäre ist Frankreich. Wer Frankreich begreift, der begreift die Affäre, wer die Affäre begreift, der begreift Frankreich. In diesen neunzehn oder zwanzig Monaten seit Beginn der Kampagne hat man dieses heutige Frankreich sehen können in all seinen Licht- und Schattenseiten, in allen Eigenthümlichkeiten seiner Verhältnisse und seines Charakters.

Man sah die ungeheure Uebermacht der „Büreaus“ – denn die ganze Affäre nimmt von dort ihren Anfang. Die Büreaus sind mächtiger als alle Minister, denn die Minister fallen, aber die Büreaus sind ewig. Jeder Minister ist angewiesen auf seine Büreaus, welche allein die Erfahrung und die Kenntniß der Geschäfte repräsentiren. Und wenn der Provinzadvokat, der plötzlich Kolonialminister wird, sich allenfalls, dank seiner ganzen Erziehung, in dem bürokratischen Getriebe zurechtfinden kann, der Korps- oder Divisionsgeneral, der plötzlich Kriegsminister wird, ist einfach rathlos. Und während die übrige Armee von dem, in theatralischem Heroenkultus schwelgenden Volke vergöttert wird, gilt er, der sich gegen die Redner der Kammer zu wehren hat, als „halber Parlamentarier“. Er ist gewöhnlich der einzige Militär, in dem das Publikum nicht einen Heros sieht. Es ist nicht wunderbar, daß die

Büreaus nur wenig Respekt vor seiner Kontrolle [sic!] haben. Der letzte Kriegsbudgetrapport des Deputirten Pelletan hat gezeigt, wie wenig diese Kontrolle gefürchtet wird, und wie viel die Büreaus wagen.

Man sah dann dieses „Nachrichtenbureau“, welches die Spionage der Feinde durchkreuzt, welches täglich das Vaterland rettet und nur für die, ewig von Verrath fabulirenden, mit Romanideen gefütterten Franzosen naturgemäß ein Gegenstand besonderer Ehrfurcht war. Wenn sich dort ein paar Spitzbuben zusammenfinden (und die Gewissen werden bei der Arbeit, die dort verrichtet wird, so leicht elastisch!), dann sind sie gut geschützt. Die Armee ist das heilige Mekka, zu dem jeder Gläubige am Morgen und am Abend das Antlitz wendet, das Kriegsministerium ist die große Moschee, aber das Nachrichtenbureau ist das Allerheiligste, die Kaaba. Kein Unbefugter durchdringt die Geheimnisse dieses Ortes. Und am wenigsten der Kriegsminister, der nur glauben darf, was ihm erzählt wird. Fünf Kriegsminister sind aufgetreten und haben erklärt: „Dreyfus ist gerecht verurtheilt!“ – arme Hampelmänner, die gehorsam an den Fäden tanzten, welche die Leute in der Kaaba dirigirten!

Man sah den „esprit militaire“ eine besondere Geistesverfassung, die sich in der besonderen Welt, in welcher die militärischen Personen leben, leicht herausbildet. Die Mönche, welche hinter der Klostermauer leben, können zu anderen sittlichen und moralischen Begriffen, zu anderen Rechtsauffassungen kommen als die übrige Welt. Und die Mauer, welche die militärische Gesellschaft von der Außenwelt trennt, scheint oft ebenso dicht zu sein wie die Klostermauer. Der General, welcher immer gewohnt ist, zu befehlen, kann sich (und besonders wenn, wie hier, die höhere Kontrolle gleich Null ist) leicht in eine Gottähnlichkeit und Unfehlbarkeit hineinreden. Der Rechtsbegriff verwirrt sich, das klare Denken leidet, und der in seinen eigenen Augen Unfehlbare ist erstaunt und ungläubig, wenn ihm gesagt wird, daß er geirrt habe, oder gar, daß er strafbar geworden. Das ist der Fall der Generäle Roget, Gonse und etlicher Anderer.

Man sah die intellektuelle Unfähigkeit einiger „Chefs“. Gegen die Ueberhebung und den Gottähnlichkeitshochmuth der Generäle hat die Republik nur ein Mittel: sie hält die Fähigsten von den gefährlichsten Posten fern. So wurde dieser bornirte Mercier Kriegsminister. Aber das Mittel der Republikaner ist sehr zweischneidig, denn die dümmsten Bauern haben nicht nur die größten Kartoffeln, sondern auch oft, wie man zu sagen pflegt, die größten Rosinen. Der gefährlichste Ehrgeiz ist der Ehrgeiz der Dummköpfe.

Man sah, wie diese reiche, opportunistische Bourgeoisie, die von Gambetta an die fetten Staatskrippen geführt worden ist, diskreditirt und verhaßt ist. Seit Panama und der langen Reihe von Finanzskandalen ist sie in ihrem brutalen Egoismus demaskirt. Mit Widerwillen, mit Haß und natürlich mit Neid blickt die große Masse auf dieses politische Finanzierthum, auf diese herrschende Koterie. Für alles, was die Republik nicht geleistet, für alles, was sie gesündigt, wird dieser Theil der Gesellschaft verantwortlich gemacht, und die verbitterte, neidische und im Grunde ebenso egoistische Menge schwelgt in Schadenfreude, wenn dieser Klasse etwas Böses widerfährt. Dreyfus gehörte zu dieser Klasse

Man sah die terroristische Macht der Skandalpresse. Sie ist hervorgegangen aus dieser Diskreditirung und diesem Sündenfall der opportunistischen Bourgeoisie. Von jeher hat Frankreich diese Erpresser- und Verleumderblätter gekannt – sie denunzirten unter Marats Leitung die „Feinde des Vaterlandes“, sie wühlten unter dem Julikönigthum allen Schmutz der Gossen auf, sie waren, wie ein republikanischer Geschichtsschreiber sagt, unter der zweiten Republik „von wahren Kannibalen redigirt“. Aber sie waren nie zahlreicher und nie mächtiger als heute. Was ihnen ihre Macht gab, war eben, daß ihr Treiben einen Augenblick lang berechtigt schien. Alles, was die Kloaken von Paris an Raubgesindel ausspeien, und was die Waffen der Bedrohung und Erpressung für bequemer und einträglich hält als ein Dolchmesser oder einen Dietrich, wirft sich auf diesen Journalismus. Ein journalistisches Zuhälterthum rast johlend, berauscht durch den Schrecken, den es verbreitet, über den öffentlichen Markt. Und während die Bedrohten zittern, reibt sich das große Publikum schadenfroh die Hände und sagt: „Es geschieht ihnen ganz recht!“

Man sah zwei Gruppen politischer Abenteurer, welche diesen Terrorismus und diese Antipathien nach Möglichkeit auszunutzen und gleichsam zu kanalisieren suchten. Die klerikalen Reaktionäre erfanden den französischen Antisemitismus, ihn [sic!] der Absicht, das republikanische Bürgerthum zu entzweien, um es dann leichter zu besiegen. Die nationalistischen Säbelschwärmer wünschten, die „parlamentarische Republik“ zu stürzen. Den Antisemiten fehlte es seit Panama an Stoff; die Nationalisten waren seit dem ruhmlosen Ende Boulangers bankrott; für beide Gruppen wurde die Affäre Dreyfus die Fahne, um die sie sich schaarnten [sic!], das Instrument, an dem sie sich wieder aufrichteten. [...]

Man sah neben dem Terrorismus einen Jesuitismus der Diskussion, der ebenso erschreckend wie bewundernswerth war. Diese Kampfesart ist, wie das Degen- und Florettfechten, ersichtlich eine Spezialität der sogenannten lateinischen Völker und besonders der Franzosen. Die Geschicklichkeit, zu der man es darin bringen kann, ist erstaunlich. Man sah Leute, die klar dathaten, daß die Fälschung Henrys nicht etwa die Unschuld, sondern die Schuld Dreyfus' bewiese. Man sah andere, welche große Schlagworte prägten und in Umlauf setzten und die Worte vom „Syndikat“ und der „Ehre der Armee“ erfanden. [...]

Man sah, daß das Publikum, daß ein großer Theil des Publikums diese Schlagworte, diese in den Fälscherwerkstätten der Spießgesellen Henrys geprägten Münzen, begierig aufgriff. Man sah den Mangel an Logik, sah die Denkfaulheit der breiten Masse. Man sah, daß es unmöglich wäre, mit diesen Leuten zu diskutieren, denn bewies man ihnen, daß zweimal zwei vier sei, so wichen sie aus und antworteten mit einer allgemeinen Phrase, die sie beim Morgenkaffee gelesen. Unfähigkeit oder böser Wille? Beides – aber besonders sehr viel böser Wille.

Man sah eine Kammer, in der weniger Vernunft zu finden war als in einem Narrenhause, weniger männlicher Muth als in einem Altweiberspittel. Man sah Regierungen – aber nein, Regierungen sah man nicht. Sie flohen fortwährend vor der Gefahr, oder sie steckten den Kopf in den Sand wie der Vogel Strauß. [...] Mit einer Hand voll Polizisten hatte man die Revision vor anderthalb Jahren wagen können. Aber die ganze Kunst dieser Regierungen besteht darin, sich ein Alibi zu verschaffen; sie duldeten Rechtsbruch und Fälschungen, und sie begnügten sich, zu wimmern: „wir können nichts dafür, wir sind nicht dabei gewesen!“ Die Verbrecherpolitik des Alibi!

Man sah die Infamie der Einen, die Schwäche, die Feigheit und die Dummheit der Anderen. Aber vor allem sah man eine Unsumme von Egoismus. Als Zola, Jaurès und die Anderen sich in das Getümmel warfen, fragten die schönen Seelen: „Welchen Grund haben diese Leute, sich so unpopulär zu machen, welchen Vortheil tauschen sie für die Schläge ein, die sie empfangen?“ Und andere schöne Seelen antworteten: „Sie sind bezahlt.“ Und da die Meisten sich nicht denken konnten, daß man ohne Bezahlung, ohne Vortheil für eine Sache eintreten könnte, wurde die Erklärung geglaubt. [...] die Franzosen von heute begriffen nicht, daß man sich für jene kleine, schwer definirbare Sache schlagen könnte, die man eine „Idee“ nennt.

Aber gegenüber dieser Koalition von schlechten Instinkten, Leidenschaften, Begierden und Schwächen sah man auch manches Gute und manches Große. Wenn man, ohne Pharisäerhochmuth, sagen darf, daß der aus dem Zusammenwirken so viel verschiedener Faktoren zu erklärende Widerstand gegen die Revision anderswo nicht möglich gewesen wäre, so muß man wohl auch zugeben, daß sich anderswo kaum Männer gefunden hätten wie die Zola, Picquart, Jaurès, Pressensé, Labori und die große Zahl der „Intellektuellen“ – Männer, die sich so mit ihrer ganzen Persönlichkeit eingesetzt, ihre Ruhe, ihre Stellung, ihre Gesundheit, ihre Freiheit geopfert hätten, um der „Idee“ zu dienen. Wenn die „furia francese“ sich mit Großherzigkeit und Aufgeklärtheit paart, dann ist sie wirklich jeder Bewunderung würdig. Und es war doch etwas wie ein Hauch von dem Geiste des Jahres 1789, was in diesen zwanzig Monaten wieder lebendig geworden ist!

Manchem der Vertheidiger der Revision schien dieser Kampf wirklich wie eine neue „große Revolution“; sie hofften, daß dieser Kampf die seit einiger Zeit etwas vergessenen Ideen der „Menschenrechte“, die Ideen der Gleichheit und Menschlichkeit wieder zum Triumphe führen würde. Sie wollten das Werk ihrer Urahnenn neu vollbringen. Aber ihre Urahnenn kämpften gegen Institutionen, gegen ein Regime; sie kämpften gegen Charaktereigenschaften der Nation. Es ist tausendmal leichter, ein Regime umzustürzen, als eine einzige der „nationalen Schwächen“ auszurotten.

Die Armee der „Revisionisten“ ist bunt gemischt. [...] Eine Weile lang werden sie Alle noch gleiche Ziele haben. Picquart, den man in irrsinniger, verstockter Dummheit bis heute im Gefängniß gehalten, muß noch befreit werden, Dreyfus kommt vor ein neues Kriegsgericht. Aber schon bei der Frage: sollen die Schuldigen bestraft werden oder nicht? werden die Meinungen auseinander gehen.

Und wer weiß, welche Entwicklung die Nachwehen der „Affäre“ noch zeitigen werden! Dieser ganze Kampf hat sich eigentlich immer nur an der Oberfläche der großen Volksfluth abgespielt, die Masse unten ist dumpf und stumpf geblieben – und gerade durch diesen passiven Widerstand so gefährlich! Die Ideen der Wahrheit brauchen überall eine gute Weile, bis sie dort hinunter dringen. Aber wer weiß, ob nicht eines Tages ein Zittern der Fluth zu erkennen geben wird, daß sie nun auch dort unten angelangt sind!

Mag die heilkräftige Wirkung der „Affäre“ nun mehr oder weniger gründlich sein, der Kapitän Dreyfus wird nicht ganz umsonst gelitten haben. Er hat ersichtlich andere Ideen gehegt, einen anderen Ehrgeiz genährt, anderen Ide-

alen nachgehungen, als diejenigen sind, zu deren Erreichung er nun das unfreiwillige Werkzeug geworden. Er hatte zweifellos alle die Fehler, die schlechten Eigenschaften Derjenigen, die ihn auf der Teufelsinsel festgehalten.

Die Völker des Alterthums haben, wenn sie von Aussatz oder Krankheit geplagt waren, bisweilen einen der Ihrigen geopfert, um ihre Heilung zu erwirken. Dreyfus wurde nicht in solcher Absicht geopfert, aber sein Martyrium kann doch etwas von der heilenden Wirkung haben, welche die Sage den alten Opfern zuschreibt.

5. „Die Apotheose“, BT 357/ 17.7.1906, M.

(Von unserem Korrespondenten)

Paris, 15. Juli.

Wie am Ende eines Ausstattungsstückes die Helden in lichtstrahlender „Apotheose“ von schönen Genien gekrönt werden, so hat die Deputiertenkammer den Hauptmann Dreyfus und seine Retter nun feierlich auf den Schild erhoben und bekränzt. In einem Taumel der Begeisterung hat sie nacheinander Dreyfus zum Schwadronschef und Georges Picquart zum Brigadegeneral gemacht, Mercier und seine Genossen gebrandmarkt und die Ueberführung der Reste Emile Zolas ins Pantheon angeordnet, und sie hätte in ihrem jubelnden Eifer noch größere Ehren und Belohnungen dekretiert, wenn nur irgend jemand das für nötig gehalten hätte. Die Rechte beugte den Kopf unter dem Sturmwind, und die Ueberlebenden des einst allmächtigen republikanischen Zentrums saßen trübselig da und beneideten die Linke, die seit acht Jahren sich zum „Dreyfusismus“ bekannt und dank dieser Haltung so reiche Erfolge geerntet hatte. Nur 42 von 515 Deputierten stimmten jetzt gegen die Ernennung Dreyfus', nur 27 wagten gegen die Ernennung Picquarts zu stimmen, und nur der unwahre, verkünstelte und dandyhafte Maurice Barrès spielte in koketter Pose den mutigen Mann und weigerte sich pathetisch, an die Unschuld Dreyfus' zu glauben.

Wer vom ersten Aufgehen des Vorhanges an allen Szenen des langen Dreyfus-Dramas beigewohnt, wer im Januar 1895 die Verurteilung des angeklagten Hauptmanns, dann die ersten Bemühungen Bernard Lazares und Scheurer-Kestners, das Auftreten Picquarts, den Zola-Prozeß und

die Verhandlungen von Rennes in nächster Nähe miterlebt, den konnten bei dieser großen Apotheose allerhand Erinnerungen und Gedanken beschleichen. Während in dieser begeisterungsfrohen Kammersitzung ein Parlamentarier nach dem anderen das Wort ergriff und ganz nebenbei auch ein wenig seine eigenen Verdienste um das vollbrachte Werk hervorhob, habe ich unwillkürlich an den Tag gedacht, an dem zum ersten Mal ein ehrlicher und warmherziger Mann, der wundervolle Scheurer-Kestner von der Senatstribüne herab seinen Glauben an die Unschuld des Verurteilten verkündete. Ich sehe noch diesen alten weißbärtigen Mann auf der Rednertribüne stehen und höre noch, wie er fast schluchzend seine Freunde beschwor und sich vergeblich abmühte, sie der Wahrheit zu gewinnen. Ein eisiges, tödliches Schweigen herrschte damals im Sitzungssaale des Luxembourg, selbst die Waldeck-Rousseau und Combes verhielten sich noch still und abwartend, und nur ein einziger Senator, Ludovic Traxieux äußerte einige zustimmende Worte. Ich habe ein paar Mal die Gelegenheit gehabt, die Briefe zu lesen, die Scheurer-Kestner in jenen Tagen an seine Familie schrieb, und aus denen eine so tiefe Trauer über die Ungunst des Augenblickes, ein so unerschütterliches Vertrauen auf den Sieg der Gerechtigkeit und ein so ernstes, klares und unbeugsames Pflichtbewußtsein sprachen. Welch' ein Kontrast zwischen dieser Senatssitzung, in der fast niemand zu reden wagte, und dieser Kammerdebatte mit ihrer überschäumenden Begeisterung!

Aber die Kontraste erscheinen noch größer und noch schärfer, wenn man sich dann an die Kammersitzungen erinnert, die dem Auftreten Scheurer-Kestners im Senate folgten. Das Kabinett Meline wurde von rechts und auch von links über die Maßregeln interpelliert, die es zur Verteidigung der beleidigten Armee zu ergreifen gedächte, und der fuchsartige, glatte und unentschlossene Meline sprach die berühmten Verlegenheitsworte: „Es gibt gar keine Affäre Dreyfus!“ Ein brausender Beifall durchtobte das Haus, so oft Herr Meline die „Ehre der Armee“ in Schutz nahm und Dreyfus für rechtmäßig verurteilt erklärte, und Herr Millerand fand die Erklärungen Melines noch zu zaghaft und wünschte eine energischere Haltung. Jedesmal, wenn im Laufe der Monate ein neuer Kriegsminister sich für die Schuld des Hauptmanns Dreyfus verbürgte, jauchzte die Kammer auf, wie von einem Alp befreit, und die Kriegsminister Billot, Zurlinden, Krantz, Chauvine und Cavaignac feierten in solchen Augenblicken schöne Triumphe. Erst als die Fälschung des Obersten Henry entdeckt worden, erkannte die republikanische Linke die Bedeutung der „Affäre“, und es ist schon in der Freitag-Abendausgabe des „Berliner Tageblatts“ gesagt worden, daß von diesem

Augenblick nicht allein eine Wandelung in der Dreyfussache, sondern eine Wandelung in der ganzen Politik der französischen Republik darte.

Die klerikalen Gegner des Hauptmanns Dreyfus und die kleinmütigen Politiker hatten sich lange hinter der jesuitischen und so bequemen Behauptung versteckt, daß jeder, der die paar Schurken des Generalstabsbureaus zu entlarven suchte, die „Ehre der Armee“ antastete. Die Mitglieder des melinistischen Zentrums haben sich ängstlich an diesen Satz angeklammert, und sie sind politisch zugrunde gegangen, weil sie über diesen Satz nicht hinauskommen. Es ist eines der erbärmlichsten Hilfsmittel aller schlechten Regierungen und aller unfreien Geister, jede Kritik in großen vaterländischen Fragen als unpatriotisch zu verdammen, und diese klägliche Methode ist nicht nur in Frankreich zuhause. Auch in Deutschland werden die unabhängigen Kritiker, die einen Mißstand in der Armee oder eine Dummheit der Diplomatie ohne Zaghaftigkeit beleuchtet, von publizistischen Lohndienern zu den Antipatrioten gerechnet. Und bei uns bleibt den Geschmähten nicht einmal die tröstliche Hoffnung, daß man ihnen eines Tages recht geben und die Wahrheit ihrer Kritiken freimütig anerkennen werde.

Es ließe sich in dieser Dreyfus-Affäre mehr als ein Punkt herausfinden, der zu einem Vergleich zwischen den Zuständen in Frankreich und in Deutschland Veranlassung bieten könnte. Man hat sehr oft gesagt, die Dreyfus-Affäre wäre in Deutschland nicht möglich gewesen, und sie wäre ja tatsächlich schon aus dem einen Grunde unmöglich, weil der jüdische Alfred Dreyfus niemals Hauptmann im preußischen Generalstab geworden wäre. Aber man nehme einmal an, eine ähnliche Affäre existierte, ein Rechtsirrtum wäre begangen, den einige hochstehende und mächtige Persönlichkeiten mit verbotenen Mitteln zu verdecken suchten – ist es ganz sicher, daß eine Bewegung aufkommen könnte, wie man sie in Frankreich mit ehrlicher Bewunderung gesehen? Ist es ganz sicher, daß wir die Zola, die Scheurer-Kestner, die Picquart haben würden, die ihre Freiheit, ihr Vermögen, ihre Stellung und selbst ihr Leben für den Triumph der Gerechtigkeit aufs Spiel setzten, und könnten es nicht sein, daß aller schöne Elan und alles heilige Feuer in ein paar Zeitungsartikeln und ein paar Versammlungsreden verpufften? Die großen Kämpfe können nur dort geführt werden, wo die öffentliche Meinung eine Macht ist, und die großen Kämpfer können ihre Kräfte nur auf einem freien und weiten Kampfplatze entwickeln.

Frankreich hat im Laufe dieser Affäre eine schwere moralische Krisis durchgemacht, es hat der Welt manche Wunden, manche Feigheit, Roheit und Verlegenheit enthüllt, aber es hat auch leuchtende Beispiele von Idealismus und Bürgermut gegeben. Es hat in dieser Krisis viel gelernt, hat energisch Hand angelegt, um die Ursachen der glücklich überstandenen Krankheit für immer auszutilgen, und es ehrt heute in dankbarer Aufwallung die Männer, die ihm unnachsichtlich seine Fehler gezeigt haben. Die anderen Nationen sind, nicht mit Unrecht, über die sittlichen Schäden, die in dieser Affäre hervortraten, empört und entrüstet gewesen, und viel gerechte Spottrufe sind aus dem Auslande nach Frankreich gedrungen. Aber nachdem man all das Schlechte lange getadelt, sollte man sich prüfend fragen, ob man all das Gute besitzt, und ob dieses vielaktige Drama eines ganzen Volkes nicht auch anderen Ländern manche wichtige Lehre und manches nachahmungswerte Vorbild gebracht hat.

6. „Wandervogel“, BT 596/ 24.11.1913

T.W. Vor einiger Zeit ist eine Broschüre erschienen, die den etwas merkwürdigen Titel „Deutsch oder national“ trägt – als wenn „deutsch“ nicht mit „national“ vereinbar wäre – und die Ausschließung der jüdischen Knaben und Mädchen aus den Wandervogelvereinen verlangt. Obgleich auf jeder Seite zweimal versichert wird, das Berliner Tageblatt werde schäumen, haben wir noch gar nicht geschäumt, und wenn die Sache selbst auch eine ernstere Beachtung verdienen mag, so wird durch die Stilübungen der meisten Vorkämpfer der Ernst doch immer wieder verscheucht. Auf dem Umschlag des Heftes prangt unter dem merkwürdigen Titel ein langes Schwert, und die einzelnen Abschnitte, die von kernigen Wandervögeln verfasst sind, heißen „Der Wandervogel deutsch!“, „Judentum und Wandervogel“, „Nu wenn schon!“, „Lieber Fritze!“ und „Die Klinge heraus!“ Der Herausgeber Friedrich Wilhelm Fulda, der auch verantwortlicher Schriftleiter der „Wandervogel-Führer-Zeitung“ ist, feiert im Vorwort „die Stunden des Erwachens“, einer der Mitarbeiter schildert den „Hinterhältigen, nie harmlosen, ewig lauenden Juden mit seiner angeborenen Ehr- und Schamlosigkeit“, und ein gewisser Max Zeppner in Frankfurt a.O. erklärt helltönend, daß der Wandervogelbund „weder ein Ablagerungsplatz für alte Stiefel, die ehemals auf Plattbeinen“ – er meint die Füße – „gesessen haben und nach Knoblauch stinken, noch ein Spekulationsobjekt für Judenunternehmungen“ sei. Dieser

Zeppner in Frankfurt a.O. wird im Vorwort „ein bitterer Humorist“ genannt, und die gleiche Bezeichnung wird einem Manne namens Karl Friebus beigelegt, der ebenfalls in Frankfurt a.O. wohnt. Der bittere Humorist Friebus hat die bittere Satire „Nu wenn schon!“ gedichtet, die scherzhaft beginnt: „Was soll ich Ihnen sagen, ich hab‘ einen Freund, der is blond“, und diese Satire richtet sich gegen diejenigen, die „neutral“ bleiben wollen, gegen die Lauwarmen, die zaghaft auf uns blicken – denn „das Berliner Tageblatt steht wie eine Gewitterwolke zum Platzen gefüllt am Horizont“. Friebus irrt sich, eine Füllung dieser ist uns fremd, wir neigen nicht zu Gewittern, und auch das Platzen ist ihm gern gegönnt.

Sollte jemand der anmutig bilderreichen und mitunter tief rassenphilosophischen Sprache dieser Vorkämpfer mit Verwunderung gegenüberstehen, so kennt er eben den Kulturaufschwung nicht, der sich in nationalen Skatkränzchen und völkischen Redaktionsstuben vollzieht. Mit dem wohlwollenden Beistand hoher und leitender Kreise, die in jedem hurrabereiten Verein ein Bollwerk gegen die Sozialdemokratie sehen, macht allmählich eine Platttheit, die nichts mit den Füßen zu tun hat, sich breit, und da auch ein hervorragender Teil der sozialdemokratischen Presse in den Händen stumpfsinniger Kraakeeler ist, geraten wir immer mehr in die Waschküche hinein. In allen anderen Ländern Europas, Oesterreich-Ungarn ausgenommen, balgen die politischen Parteien sich doch wenigstens in einer gebildeten Sprache herum, bei uns ist der politische Anstand stetig im Sinken begriffen, und das, was Mommsen als „das selbstmörderische Treiben des Nationalgefühls“ bezeichnete, führt zur großen Verpöbelung. Unter den Verfassern der Wandervogelbroschüre befindet sich auch der Herausgeber eines völkischen Witzblattes, das sich „Der Knote“ nennt. Ungerecht in der Beurteilung anderer, aber gerecht gegen sich selbst.

Das vierte der zehn Pfadfindergebote, die in der Flugschrift des Hauptmanns Freiherrn v. Seckendorff „Deutsche Jugenderziehung und Pfadfinderbewegung“ mitgeteilt sind, lautet: „Ein Pfadfinder ist ein Freund aller seiner Mitmenschen, ein Bruder jedem seiner Kameraden, ganz gleich, ob er reich oder arm, adelig oder bürgerlich, Katholik, Protestant oder Jude ist.“ In den Satzungen des Deutschen Pfadfinderbundes wird erklärt: „Stand und Religion spielen bei Annahme von Vereinsmitgliedern, bei Auswahl der Führer und bei Annahme der jungen Pfadfinder durchaus keine Rolle,“ und auf den Anmeldebogen des Bundes wird nach dem Glauben der angemeldeten Kinder nicht gefragt. „Mit Politik“, lautet ein anderer Grundsatz, „dürfen sich

die deutschen Pfadfindervereine unter gar keinen Umständen befassen, Liebe zum Vaterland ist in den Jungen zu wecken, aber ohne jeden Beigeschmack irgendwelcher politischer Art.“ Das alles klingt ausgezeichnet, ist vollkommen einwandfrei formuliert, und wer wird nicht freudig zuschauen, wenn man, ohne politischen Hintergedanken, die kleinen Bleichgesichter aus dem Stadtdunst heraus in die Natur und in eine stärkende Atmosphäre führt? Aber denken, während die Kinder harmlos und beglückt zu fernen Zielen wandern, die Erwachsenen wirklich an kein politisches Wanderziel, und werden die Grundsätze, die solchen „Beigeschmack“ nicht dulden wollen, ohne Zweideutigkeit befolgt? Es ist schwer zu umgrenzen, was man unter politischer Einwirkung verstehen soll, aber seit der Eingliederung all dieser Vereine in den Jungdeutschlandbund wird doch immer bestimmter behauptet, die Tendenz trete nun klar hervor. Es wird manchem zweifelhaft scheinen, ob mit Mitteln, die ja auch den Selbständigkeitstrieb und das Selbstgefühl der Kinder entwickeln, in allen Fällen der erträumte Idealstaatsbürger herangebildet werden kann, in der Erziehung gibt es viele Ueberraschungen, und Wolfgang Heine ist nicht der einzige, der vom Verein deutscher Studenten zu den Sozialdemokraten kam. Aber schon der bloße Versuch, junge Menschenkinder, die man in die Freiheit hinausruft, in eine bestimmte politische Geistesrichtung hineinzudrillen, wäre nicht nach jedermanns Geschmack und widerspräche jener wahren und warmherzigen Jugendliebe, die aus der Kinderseele kein „Spekulationsobjekt“ macht.

Allgemeine Tendenzen nachzuweisen, ist, wie schon gesagt wurde, nicht leicht. Die Feststellung antisemitischer Kundgebungen aber bereitet denjenigen, die sich damit befassen wollen, keine Schwierigkeit. Zum Komitee des Jungdeutschlandbundes gehören, neben dem Freiherrn v.d. Goltz Bernhard Dernburg, Franz v. Mendelssohn und noch manche bekannte Persönlichkeit, und diese Herren werden gewiß ergründen können, was der Bund nun eigentlich meint. In Zittau hat der Wandervogelverein die Aufnahme jüdischer Kinder abgelehnt, in Krossen a.O. hat man einem Oberlehrer der gleichen Religion, der dort einen solchen Verein gegründet hatte, anscheinend mitgeteilt, Juden würden als Ortsgruppenleiter nicht gern gesehen, und die Verfasser der Broschüre „Deutsch oder national“ versichern, hinter ihnen stände die Majorität. Das alles läßt sich ruhig, ohne Gewitterstimmung und platzende Wolken erörtern, jeder soll seine Nachbarn wählen, wie er will, aber die Klärung, zu der die bitteren Humoristen und die Rassenphilosophen drängen, ist gewiß auch den Andersdenkenden, ohne Unterschied des Glaubens, erwünscht. Einer der Vorkämpfer, Karl Hensel in Sacrau, Kreis Oels,

der seinen Standpunkt mit aner kennenswerter Logik darlegt, weist die „Bemäntelungen“, mit denen der wahre Grund der Abweisung oft verhüllt werde, als „feige“ zurück. Und in der Tat, die richtigen Wandervögel brauchen den Mantel nicht.

7. BT 421/ 19.8.1918

T.W. Das Gericht in Frankfurt am Main hat Herrn Houston Stewart Chamberlain eine Geldstrafe von fünfzehnhundert Mark zudiktiert. Herr Chamberlain hatte von der „Frankfurter Zeitung“ gesagt, sie stehe in Interessengemeinschaft mit der englischen und amerikanischen Hochfinanz, und sie sei „Feindesbesitz“. Das Gericht hat erklärt, der bekannt Rassenforscher habe „nicht den Schein eines Beweises“ für seine Behauptungen erbracht. Nur weil er „nicht bewußt“, sondern in „fanatischem Glauben“ die Unwahrheit gesprochen habe, „als Sohn englischer Eltern in einseitigen englischen Anschauungen erzogen“ und darum bei der Aeußerung seiner neuen Empfindungen in Ueberschwang verfallen sei, habe man ihm die Gefängnisstrafe erspart. In normalen Zeiten wäre es bei „der Schwere und der Leichtfertigkeit der Beleidigung“ nicht möglich gewesen, von einer Gefängnisstrafe abzusehen. Heute aber, „wo alles auf dem Kopfe steht, wo Böses gut und Gutes schlecht erscheint, wo sich die Begriffe bis zur Unkenntlichkeit verwirrt haben“, erscheine auch eine solche Beleidigung durch eine Geldbuße genügend gesühnt. Daß alles auf dem Kopfe steht, und daß die Begriffe sich bis zur Unkenntlichkeit verwirrt haben, dürfte in der Tat nicht zu bestreiten sein. In einer Zeit, wo so viele neuartige Kampfmittel angewendet werden, ist auf dem Heimatterrain die Verleumdung eine bevorzugte Waffe von Leuten geworden, die sich einer besonderen nationalen Zuverlässigkeit rühmen, und jeder Narr schwatzt, wie der Philosoph Chamberlain schreibt. Der Fürst zu Salm-Horstmar hat neulich in jenem Herrenhause, das seine „Würde“ durch die Austreibung Lichnowskys gewahrt zu haben wähnt, unter anderen Lieblichkeiten gesagt, „die jüdisch-freimaurerische Internationale“ liefere „die ungeheuren Geldmittel für die großartige Propaganda der „Frankfurter Zeitung“, des „Berliner Tageblatts“, der „Vorwärts“ und ähnlicher Blätter“ und erstrebe mit ihrem angeblichen Kampf für Volksbefreiung die Herrschaft des Großkapitals. Auch dieser Salm, der in der Wiege allen Komfort des Lebens, nur nicht den Verstand finden konnte, ist in dem bunt bevölkerten Aquarium nur ein durch seine Herkunft auffälliges Exemplar. Mit ihm zu rechten, ist

überflüssig, denn man darf von ihm so wenig eine vernünftige Betrachtung verlangen, wie von einer Drohne sich Honig erwarten läßt. Weit interessanter ist es, sich mit Herrn Houston Stewart Chamberlain zu beschäftigen, der ein Fürst im Reiche der Geister ist. In der Urteilsbegründung heißt es, daß Herr Houston Stewart Chamberlain viele Verehrer haben und von den Schriften dieses Vielverehrten sind, wie sein Verteidiger mitteilte, achthunderttausend Exemplare untergebracht. Zu solcher Bedeutung, zu solchen Erfolgen kann ein Philosoph gelangen, unter der einzigen Bedingung, daß er nicht immer nur die Wahrheit sagt.

Herr Houston Stewart Chamberlain, der seit langem so erfolgreich unter uns wirkte und während des Krieges Deutscher wurde, hat immer eine ungewöhnliche Begabung für die Künste der Schmeichelei gezeigt. Er hat all' jene ausländischen Poeten, Philosophen, Geschichtsschreiber und Gaukler, die mit vergötternder Bewunderung die römischen Cäsaren umdrängten, in den Schatten gestellt. Herr Houston Stewart Chamberlain schmeichelte den Mächtigen und zugleich den Instinkten, die man in einem großen, schaffenden, von Erfolg zu Erfolg emporsteigenden Volke leicht wachrufen kann. Er schrieb 1900, in einem blütenreichen Aufsatz, über den Kaiser: „Die Regierung Wilhelms II. trägt den Charakter eines aufgehenden neuen Morgens“, und er lehrte in seinen „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“, daß die germanische Rasse ehemals zur Errettung der Welt berufen gewesen ist und jetzt zur Beherrschung der Welt berufen sei. Die wissenschaftlichen Theorien dieses Rassenphilosophen waren edel, aber sie erfüllten, ganz zufällig, immer einen besonderen Zweck. Es gibt glückliche Gelehrte, bei denen sich Ehrlichkeit der Ansichten unablässig mit Nützlichkeit vereint. Der in Deutschland lebende Engländer Houston Stewart Chamberlain, der dem Einfluß des „semitischen Geistes“ überall nachspürt, zeigte uns, daß in Deutschen und Engländern ursprünglich die gleiche germanische Eigenart sich verkörperte, und konstatierte „von Karl dem Großen und König Alfred bis zu Cromwell und Königin Luise“ denselben „zugleich frommen und freien“ Geist. So trugen diejenigen, in denen deutsches und englisches Blut sich mischte, gleichsam die germanische Mission in vollster Reinheit in sich, und man wird nicht bestreiten können, daß Herr Houston Stewart Chamberlain, der im Liebenberger Schlosse Hausphilosoph war, eine hochentwickelte höfische Feinfühligkeit bewies. Als der Krieg ausgebrochen war, fühlte der Verfasser der „Grundlagen“, der als Schwiegersohn Richard Wagners in Bayreuth im Hause Wahnfried saß, sich zu einer Ergänzung oder Erläuterung dessen, was er über das germanische England gelehrt hatte, gedrängt. Er

legte dar, infolge der Umwandlung Englands in einen Piratenstaat sei das angelsächsische, das eigentlich germanische Engländerium hinter dem normannischen zurückgewichen, und seit etwa dreißig Jahren existiere das „merry old England“, das behäbige, humorvolle, heitere England der Scott und Dickens nicht mehr. Nachdem er sich so gewissermaßen historisch erleichtert hatte, trug Herr Houston Stewart Chamberlain kein Bedenken, das heutige politische England als ein Rest von „Hehlern, Heuchlern, Lügern, Falschspielern“ hinzustellen. „Der Staat England“, schrieb er im Oktober 1914, „ist morsch bis auf die Knochen, man fasse nur fest zu.“ Die Anwälte der „Frankfurter Zeitung“ haben diesen englischen Admiralssohn einen „Renegaten genannt, und Herr Houston Stewart Chamberlain hat gegen dieses Wort protestiert. Man darf wohl fragen, wie die Freunde und Gönner des Philosophen von Wahnfried einen Deutschen nennen würden, der durch sein Geschäft an England gebunden, während des Krieges von seinem deutschen Vaterlande so spräche, wie Herr Chamberlain von seinem englischen spricht. Oder sollten die Moralgesetze im Kriege weniger den am Himmel feststehenden Sternen gleichen als einem Stück Ton, das je nach Bedarf sich umkneten läßt? Zum Glück hat Herr Houston Stewart Chamberlain auch hier wieder in mustergültig praktischer Weise vorgesorgt. Im ersten Bande seiner „Grundlagen“ hat er sich ausführlich über die germanische Treue geäußert und „die beispiellose Treue“, welche die Germanen ihrem Besieger Julius Caesar widmeten gerühmt. „Diese Treue gegen den aus freier Entschließung eigenmächtig erwählten Herrn“ erscheint ihm im Charakter der Germanen als „der bedeutendste Zug“. Also man ist der Treueste der Treuen, wenn man seinen Herrn sich „eigenmächtig“ aussucht und nach Belieben zu dem Gegner hinüberläuft. Der Prophet dieser etwas zersetzenden, auflösenden Lehre ist der Lieblingsschriftsteller des konservativen Publikums. Manch anderer wird finden, daß die Krieger des Vercingetorix, die sich töten ließen oder das Schicksal ihres Führers teilten, doch vielleicht treuer waren als die germanischen Reiter, mit denen Cäsar nach Pharsalus zog. Wir alle aber sehen mit Bewunderung, wie Herr Houston Stewart Chamberlain sich mit Hilfe der Forschung und der Dialektik durch sein zweisprachiges Leben hilft. Gregorovius erzählt, daß Philostrat an der Leiche des im Alter von 56 Jahren gestorbenen Sophisten Plemos gesagt habe: „Bei anderen Wissenschaften fängt mit diesen Jahren das Alter an, aber der Sophist ist dann noch ein Jüngling, denn je älter er wird, desto mehr vervollkommnet er sich.“ Herr Houston Stewart Chamberlain hat das dreiundsechzigste Lebensjahr erreicht.

Zahlreiche Fachmänner sind in die Tiefen der Chamberlainschen Rassenforschung niedergetaucht und haben diese Weisheit gebilligt oder abgelehnt. Ohne ihnen dreinreden zu wollen, darf man sich vielleicht zu der Ansicht bekennen, daß Rassenphilosophie im allgemeinen zum Reiche der vornehmen Magie gehört. Der Rassenphilosoph sucht nicht die Tatsachen zu ergünden, sondern er hat seine These und paßt ihr die Tatsachen an. Wenn die Dinge nicht willig sind, gebraucht er Gewalt. Herr Houston Stewart Chamberlain findet den Germanen überall dort, wo er ihn finden will. Gobineau erklärte die gelbe Rasse für träge und weichlich, weil er nur China, noch nicht die Unternehmungskraft Japans vor sich sah. Wer nicht im „Ueberschwang“, der nur bei neuen Patrioten entschuldbar zu sein scheint, jede Urteilskraft einbüßt, muß immerhin sagen, daß auf dem breit flutenden Strome des Philosophen von Bayreuth ein gewaltiges Bibliotheksmaterial, als Zeugnis einer außerordentlichen, ungewöhnlichen Belesenheit, schwimmt. Wie der Vulkan die Lava, so speit Herr Houston Stewart Chamberlain Kenntnisse aus. Ueber Goethe, Schiller und manchen anderen hat er, neben anfechtbaren Meinungen, gute Gedanken ausgesprochen, und er begreift nicht nur Montaigne, sondern auch Balzac und Flaubert, vor denen, wie vor allem Aehnlichen, die reindeutschen Professoren so häufig ahnungslos stehen. Selbst Mommsen hat, in seiner „Römischen Geschichte“ versichert, Paul Louis Courier und Béranger hätten die „anspruchsvollen Nullitäten ihrer Epoche“ – Balzac, Hugo, de Vigny, Mußet – überragt, und er hat den Roman zu den „Alterkunstgattungen“ gezählt. Aber den Treuen des Herrn Houston Stewart Chamberlain, den Käufern der achtmalhunderttausend Exemplare, bereiten nicht diese literarischen Feinheiten den wirklichen Genuß. Sie suchen und lieben den Weisen, den Führer, der unter fortwährender fremder Gelehrsamkeit und bald in schwungvoller Rhetorik klar macht, Gott habe sie auserwählt. Man muß sich in die zahlreichen Kriegsaufsätze des Herrn Chamberlains versenken, um zu erkennen, was eine vom Weihrauch benebelte Gemeinde kritiklos hinunterschlürft. Dort kann nicht das dunkle Forschertum walten, dort steigt der englisch-deutsche Doppeladler der Rassenphilosophie frei zu den Höhen. Es ist schon merkwürdig, daß Herr Houston Stewart Chamberlain, um seinen Umzug in ein neues Vaterland zu begründen, nur zu sagen weiß, der britische Piratengeist habe seit dreißig Jahren das „merry old England“ zerstört. Ueberall sind, mit der Industrialisierung und Modernisierung des Lebens, Ruhe und Humor in gleicher Weise verschwunden, auch wir fahren nicht mehr in der Postkutsche, und die heitere Gemütlichkeit lächelt auch uns nicht mehr. Um zu beweisen, daß es nir-

gends soviel „Kautelen“ gegen eine Kriegspolitik gebe, wie in Deutschland, verweist Herr Houston Stewart Chamberlain auf den sonst von ihm ungernein verachteten Reichstag und schreibt: „Die ganze Welt kennt kein so störrisches Parlament.“ Er scheint nicht zu wissen, daß der Reichstag erst nach dem Beginn des Krieges zusammenberufen worden ist. Ueber Herrn v. Bethmann Hollweg sagte er im Januar 1915: „Die beiden Reden des edlen Reichskanzlers sind, weil sie die ungeschminkte Wahrheit künden, in ihrer unoratorischen Schlichtheit unvergängliche Dokumente“, und er fand, daß „selbst das sonst vielleicht anfechtbare Bekenntnis einer „Schuld“ Belgien gegenüber, rein moralisch betrach“, von „großartiger“ Wirkung sei. In dem Aufsatz, der das Frankfurter Gerichtsverfahren veranlaßte, nennt er denselben Bethmann Hollweg „den unglücklichsten Staatsmann, von dem die Weltgeschichte zu berichten weiß“. Ueber England schreibt er im Oktober 1914: „Nicht minder fehlt England die Möglichkeit zu einer Volksarmee ...“ und er erklärt mit historischen Beweisen, „der Engländer aus dem Volke“ sei „von jeher durchaus unkriegerisch“. Im Januar 1915 schwört er, in England denke „weder Herr, noch Bauer, weder Kaufmann, noch Arzt, noch Anwalt, noch Beamter daran, sich am Kriege zu beteiligen oder seine Söhne dafür hinzugeben“, nur „Arbeitslose und Lungerer“ zögen dort in den Krieg. Ach, unser felsenfester Glaube an die Unfehlbarkeit seiner wissenschaftlichen Forschungen wird durch solche Aussprüche leider ein wenig geschwächt. Wie sollen wir noch überzeugt sein, daß er uns über längst verschollene Völkerschaften richtig unterrichtet, wenn wir sehen, daß der englische Admiralssohn nicht einmal das heutige England kennt?

Der Philosoph von Bayreuth hat in der Vorrede zu seinem Buche „Deutsches Wesen“ geklagt, in Deutschland hielten „gar manche griesgrämige, sauertöpfische, engeherzte Mannsen“ seinen Glauben „an eine strahlende, weltbeglückende Zukunft“ Deutschlands für eine „gefährliche, demagogische Aufwiegelei“. Viel häufiger noch haben Mannsen sauertöpfisch behauptet, daß das Meiste, was in den Chamberlainschen Schriften stehe, aus den Gedankenhainen Gobineaus, Wagners und Nietzsches entwendet sei. Der Gobineau-Biograph, Lic. Dr. Eugen Kretzer, hat gefragt, „ob es gentlemanlike war, daß Chamberlain der französischen Quelle seines unverdienten Ruhmes kaum anders als mit den verächtlichsten Ausdrücken, unter groben Mißverständnissen oder Entstellungen gedenkt“. Vielleicht war das Wort „gentlemanlike“ das erste, das Herr Houston Stewart Chamberlain bei seiner Trennung vom englischen Heimatlande vergaß. Der Bewohner von Wahnfried hat die Beschuldigung, daß er seinen Tisch mit fremden Früchten versorge,

immer mit Herzenstönen zurückgewiesen, und besonders die Behauptung, daß er Richard Wagner, seinen Schwiegervater, geistig beerbt habe, hat ihn empfindlich geschmerzt. Uns kann es ziemlich gleich sein, wo Herr Chamberlain, der oft in den Stil Carlyles hineingleitet, sein Licht anzündet und ob er mit eigenem oder mit fremdem Wasser kocht. Schlimmer ist, daß sein Licht so weit sich verbreiten konnte, daß so viele diesen trüben Flackerchein für die leuchtende Wahrheit hielten und zu dem seit Jahrtausenden immer gleich gefährlichen Glauben sich verstiegen, sie seien das zur Rettung der Welt auserwählte Volk, die zur Beherrschung der Welt vorbestimmte Rasse, und jeder von ihnen sei ein Herrenmensch. Wenn man die Geistesströmungen der vergangenen Jahre schildern wird, dann wird es nicht möglich sein, an der Tatsache, daß Herr Houston Stewart Chamberlain in achtmalshunderttausend Exemplaren genossen wurde, ganz achtlos vorüberzugehen. Er ist auch nicht der einzige Prophet dieser Gattung, und man kennt ja die anderen, die mit ähnlichen Verkündigungen aus den reinen Sphären der Wissenschaft auf den Marktplatz niedergestiegen sind. Noch ist die Hoffnung gestattet, daß diese ganze streitbare Schar eines Tages wieder zu dem unkontrollierbaren ältesten Aegyoten oder den Merowingern zurückkehren wird. Was Nietzsche, der in seinen Ansichten über nationales Wesen nicht gerade immer für den Schulgebrauch geeignet ist, und seine falschen Jünger, die sogenannten Herrenmenschen, betrifft, so darf man wohl an das erinnern, was im dritten Teil von „Also sprach Zarathustra“ steht: „Dies aber war der selbige Narr, welchen das Volke „den Affen Zarathustras“ hieß.“

8. „Die große demokratische Partei“, BT 588/ 16.11.1918, A.

T.W. Es ist wohl nicht vermessen zu sagen, daß durch den heute früh veröffentlichten Aufruf zur Bildung einer großen demokratischen Partei der Wunsch unzähliger Menschen in Deutschland erfüllt worden ist. Heute vor einer Woche wurde die verspätete Abdankung Wilhelms II. bekanntgegeben, die Revolution zog mit elementarer Gewalt durch Berlin. In diesen acht Tagen wurde all denjenigen, die zum Handeln verpflichtet schienen, von überall her zugerufen: der Augenblick ist gekommen, schafft uns die große demokratische Partei! Schon am Revolutionssonntag stand die Tatsache, daß die Partei kommen werde, fest. Diese Parteigründung war nicht, wie gewöhnlich solche Unternehmungen ein Kunstprodukt, sondern eine Selbstverständlichkeit. Die Zustimmungen kamen von der Fortschrittlichen Volks-

partei, von den Linksnationalliberalen, von den Jungliberalen und aus jenen demokratischen Kreisen, die links von den Fortschrittlern stehen. Sie kamen vor allem auch von vielen ausgezeichneten Männern und Frauen, die sich bisher zu keiner Partei gerechnet haben, da ihnen die sämtlichen politischen Gruppen gleich reizlos gewesen sind. Durch die Verkehrsstörungen ist die Umfrage im Reiche sehr erschwert worden, aber jetzt schon wissen wir, daß man in allen Teilen Deutschlands die demokratische Partei mit Freude begrüßt.

Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß die neue Partei sich nicht nach den Ideen jener Sammlungspolitiker, die früher in Mischmaschplänen das höchste Heil erblickten, gestalten soll. Diejenigen, von denen der Gedanke dieser Gründung ausgegangen ist, lehnen eine überall herumschielende Politik und lahme Kompromisse mit Entschiedenheit ab. Wer heute noch glaubt, daß nach so furchtbaren Erlebnissen große Volksteile sich durch taktische Kunststücke leiten lassen könnten, ist unheilbar blind. Und wer versuchen möchte, in die demokratische Hülle ganz andere Dinge einzuwickeln, bleibt der neuen Partei besser fern. Wir wollen nicht eine von rechts oder von links her verfälschte, sondern eine wahre Demokratie. Eine Demokratie, die mit warmem Herzen und klarem Blick in gemeinsamer Entschließung die ungeheuren Wunden heilt.

Diejenigen, die sich in der neuen Partei zusammenfinden, erklären mit ihrer Unterschrift, daß sie sich „auf den Boden der republikanischen Staatsform“ stellen. Sie erklären, daß sie bei den Wahlen für die republikanische Staatsform eintreten wollen, daß aber „eine unter allen nötigen Garantien gewählte Nationalversammlung die Entscheidung über die Verfassung treffen muß“. Das Bekenntnis zur Republik mag manchem nicht ganz leicht geworden sein. Aber wo das Herz nicht spricht, siegt wenigstens die Vernunft. Kann irgendjemand glauben, den zwanzig dahingeschwundenen deutschen Fürsten konnten noch einmal die Thronessel wieder geleimt werden, die jetzt zusammengebrochen sind? Sieht man sie mit den Prinzen und Hofmarschällen wieder, als hätte es keinen neunten November gegeben, strahlend vereint? Die Toten kehren nicht zurück. Der Nimbus der Mächtigen, die man einmal in Ohnmacht gesehen hat, ist für immer dahin. Gewiß, man könnte fragen, ob das deutsche Volk zu republikanischer Selbstregierung befähigt und veranlagt sei. Wenn man durch die gegenwärtige Krisis ohne schwere Unordnung hindurchgelangen wird, dann wird es einen Befähigungsnachweis geliefert haben, wie ihn noch kein republikanisches Volk auf Erden

geliefert hat. Man könnte auch sagen, es würde selbst nach Ausrufung der Republik in diesem mit langer Tradition belasteten Deutschland eine zu starke monarchische Partei zurückbleiben, und daraus müßten immer wieder neue Wirren entstehen. Aber wenn die Monarchie jemals wiederkehren sollte, würde einen noch weit stärkere republikanische Partei die revolutionäre Erinnerung hochhalten, und die Wirren blieben uns dann erst recht nicht erspart. Kann jemand daran denken, statt der Hohenzollern eine andere Fürstenfamilie feierlich nach Potsdam oder in der Berliner Schloß zu setzen, auf dem gegenwärtig die rote Fahne weht? Dann würden wir neben den republikanisch Gesinnten im Lande eine Partei des „angestammten Herrscherhauses“ der Hohenzollern, und eine Partei der neuen Familie haben, und die Zeiten der Guelfen und Ghibellinen kämen zurück. Nein, das alles wäre nicht ratsam und auch sicherlich nicht schön. Jeder sollte das begreifen, ob er nun von dem monarchischen Gedanken mit Wehmut oder ohne Wehmut Abschied nimmt.

Die Kandidaten bei den Wahlen für die Nationalversammlung werden unzweideutig für die Republik eintreten müssen, wenn ihnen Unterstützung durch die neue demokratische Partei zuteil werden soll. Daß nur eine Nationalversammlung, zu der alle Klassen und Stände mit gleichem Rechte Zutritt haben, die Entscheidung über die Staatsform treffen und den Bau in all seinen Teilen herrichten kann, empfindet heute bereits mit Ausnahme der proletarischen Diktaturfanatiker, das gesamte Volk. Vielleicht wird mancher es, mit listiger Absicht, so darzustellen versuchen, als würde durch die demokratische Partei den Sozialdemokraten das Terrain streitig gemacht. Kein vernünftig rechnender, klug überlegender Sozialdemokrat wird glauben, daß diese Behauptung zutreffend sei. Auf der kurzen ersten Liste von Unterzeichnern, die heute früh dem Aufruf der neuen Partei angefügt war, befanden sich die Namen von drei Männern, die, trotz politischen Meinungsunterschiedes, ihre Begabung in den Dienst der Regierung und der Allgemeinheit stellen. Fischbeck ist Handelsminister, Gerlach ist Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern geworden, und jetzt tritt Hugo Preuß als Staatssekretär des Reichsamts des Innern in die Regierung ein. Und die Sozialdemokratie dürfte natürlich auch wissen, daß sie, so groß ihre Macht auch ist, allein und ohne Bundesgenossen die republikanische Staatsform nicht durchzusetzen, oder mindestens nicht ohne schwere Kämpfe durchzusetzen vermag. Die Schaffung einer neuen großen demokratischen Partei, die sich zur Republik bekennt, kann für die Lösung dieser Frage entscheidend werden,

denn sie sichert den sozialdemokratischen Republikanern einen starke bürgerliche Bundesgenossenschaft.

Wir werden die Regierung vor allem auch in ihren redlichen Bemühungen unterstützen, unter Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung das deutsche Volk vor den furchtbaren Gefahren zu bewahren, die ihm von der überstürzten Demobilisierung, den Transportnöten und den Ernährungsschwierigkeiten drohen. Wer die Dinge in der Nähe sieht, weiß, daß nicht nur in der Regierung, sondern ebenso auch in den Arbeiter- und Soldatenräten der ehrlichste Wille besteht, diese ungeheuren Aufgaben zum allgemeinen Besten zu bewältigen, daß aber in einer von gestern auf heute geschaffenen Organisation und unter den eigenartigen revolutionären Verhältnissen Uebergriffe, die mit einem Schlage ganze Industrien vernichten und Hunderttausende arbeitslos machen könnten, und ein gutmeinender Dilettantismus die Gefahr vielfach noch erhöhen. Die neue demokratische Partei wird in sich die bürgerlichen Persönlichkeiten vereinigen, die dem gegenwärtigen Regime nicht mit verbohrter Abneigung oder planloser Furcht gegenüberstehen. Und der werdende Staat wird in ihr die selbstlose Bereitwilligkeit zur Mitwirkung finden, die er in diesem Augenblicke braucht. Wir wollen an der Schaffung von Ordnung und Gesetzmäßigkeit mitarbeiten, aber von dem alten Bilde der „Ordnungsparteien“ trennt uns eine Welt. Das geht schon aus den wenigen Grundsätzen der Partei, die in dem Aufruf die sozialen und wirtschaftlichen Fragen berühren, genügend hervor. Daß große Opfer gebracht werden müssen, ist jedem bürgerlichen Demokraten heute vollständig klar. Aber aus einem „lebensfremden tötenden Doktrinarismus“, aus einem proletarischen Terror, aus einem Umsturz der ganzen deutschen Wirtschaftspolitik durch „bolschewistische und bürokratische Experimente“ würde für die Arbeiter wie für die Bürger nur unabsehbares Elend erwachsen können, und das Opfer der Vernunft, das in einer Zustimmung zu solcher Verelendungspolitik läge, lehnen wir ab.

Ob die Fortschrittliche Volkspartei und der linke Flügel der Nationalliberalen ganz in der neuen demokratischen Partei aufgehen, oder ob sie daneben selbständig weiter existieren werden, steht noch nicht fest. Alle sind willkommen, die „eine Gewähr dafür bieten, daß sie durch die Gleichheit der Grundsätze uns nahestehen“. Aber man braucht kaum erst zu sagen, daß nicht wenige unter den alten Parteipolitikern auf den Anspruch verzichten müssen, in dem neuen Deutschland Führer des Volkes zu sein. Es ist überflüssig, Sünden und Unterlassungssünden aufzurechnen, aber sollte die

größte der Revolutionen, die alle Throne umgeworfen hat, an allen Parteitronen spurlos vorübergehen? Männer mit frischem, scharfem, die Zukunft klar erfassendem Geiste müssen – neben manchem mit uns einigen Parlamentarier, den wir nicht missen möchten – in die politische Führung und in die Nationalversammlung hinein. So denken wir uns die große demokratische Partei.

Der Aufruf sagt, daß Arbeiter und Soldaten die Revolution herbeigeführt haben, daß aber der Geist der Erneuerung aus allen Gruppen des Volkes heraufgestiegen sei. Die Soldaten haben bei dieser Umwälzung das meiste geleistet, und alle Gruppen, alle Schichten, alle Stände sind im Heere vereint. Wenn sie draußen auf den Schlachtfeldern gemeinsam in den sinnlosen Kampf hineingeführt wurden, haben der Soldat aus dem Bürgerhause und der Kamerad aus dem Arbeiterstande einander treu, zum Abschied, die Hand gedrückt. Wie sie dort gemeinsam in den Tod gingen, müssen sie jetzt alle zur Gestaltung neuen Lebens gemeinsam gehen. Den Männern und den Frauen, die nicht sozialdemokratisch denken, aber von warmem Kameradschaftsgefühl durchdrungen sind und es uneigennützig betätigen wollen, rufen wir noch einmal zu: „Schließt euch an!“ Tretet ein in die große demokratische Partei!

9. „Walther Rathenau ermordet“, BT 294/ 24.6.1922, A.

T.W. In dem Augenblick, wo wir die Nachricht von der Ermordung Walther Rathenaus hier veröffentlichen müssen, können wir nur unserer Erschütterung und unserem Entsetzen Ausdruck geben. Erschütterung darüber, daß dieser glänzend begabte, weit über die Gewöhnlichkeit hervorragende und warm für sein Land empfindende Mann nun auch, wie so viele andere vor ihm, von einem Sendling der im Dunkel hausenden Verschwörung hingemordet worden ist, und tiefstes Entsetzen über die unsagbaren Zustände, in denen wir leben und unter denen heute regiert werden muß. Es ist in diesem Augenblick nicht möglich, die Persönlichkeit Rathenaus in all ihrer geistigen Bedeutung zu schildern, und das ist auch nicht nötig, denn sie steht allen klar und gerecht sehenden Deutschen und der ganzen Kulturwelt vor Augen, und nur diejenigen, die ihn aus „völkischem“ Fanatismus und Haß rasend schmähten, gegen ihn hetzten, ihn gemordet haben oder morden ließen, haben seinen Wert gelegnet und sein Wollen entstellt. Wir treiben kein

Verhimmelung, wollen nicht mit Weihrauch den urteilenden Sinn umnebeln, wie er von den unheilvollen Demagogen des Deutschnationalismus mit Giftgasen umnebelt wird, aber man muß aussprechen, daß diese fluchwürdigen Kugel einen Mann niedergestreckt hat, der in der ganzen gebildeten und gesitteten Welt eine außerordentliche Autorität genoß und viel bewundert wurde, und daß sie, indem sie den Völkern eine so furchtbare moralische Verwirrung zeigte, nicht nur den einen, sondern Deutschland traf.

Wir klagen ungern dort, wo die Tat eines einzelnen vorliegt, ganze Kriege an, aber hier ist die Schuld so klar, die Verantwortung so offenkundig, daß es unmöglich ist, nicht Anklage zu erheben, und die kraß hervortretende Wahrheit zu verwischen. Mit grenzenloser Niedrigkeit, mit unergründlicher Gemeinheit ist Rathenau in den deutschnationalen und deutschvölkischen Versammlungen und in den meisten Blättern dieser Richtungen verleumdet und beschmutzt worden, und diese geistige Vorbereitung hat die Tat möglich, hat sie unvermeidlich gemacht. Es muß anerkannt werden, daß vorgestern, als Rathenau seine scharfe, patriotisch entrüstete Rede gegen die Vergewaltigung des Saargebiets gehalten hatte, einige deutschnationale Berliner Blätter, wie die „Tägliche Rundschau“, offen konstatierten, nationaler habe kein Minister sprechen können. Aber andere, wie die „Deutsche Tageszeitung“, verhöhnten selbst diese Rede und behaupteten wahrheitswidrig auch jetzt noch, daß Rathenau sich vor Frankreich gebückt habe, und die ehrlichere Darstellung der wenigen, zu besserer Einsicht gelangten Organe kam, da die Giftatmosphäre sich längst schon zu sehr verdichtet und verbreitet hatte, leider zu spät. Die große Mehrheit des Publikums ahnt kaum, was heute in jenen Kreisen, die sich dem Kampfe gegen den bestehenden Staat [...], gedruckt, gesprochen und gesungen wird. Und es gibt sozusagen anständige Konservative, die das beschönigen, die an ihrem Parteimantel diesen Schmutz mitschleppen und die sich von diesem Katiliniarierium nicht trennen wollen, weil es ihnen eine wertvolle Hilfstruppe ist und weil die gewissenlose Aufpeitschung eines blinden Pöbels ihren Parteizwecken förderlich erscheint.

Es gibt aber noch mehr. Immer deutlicher zeigt es sich, daß die Mitteilungen über Verschwörerergilden, über geheime Verbindungen und selbst über „Mörderzentralen“ keine Phantasiegebilde sind. Das alles existiert und wird aus den Kassen von Leuten, die von dem wirtschaftlichen Elend nicht berührt sind, mit reichen Geldmitteln gespeist. Ehemalige Offiziere der aufgelösten Armee, die sich in das graue Alltagsleben nicht hineinfinden können, und

Jünglinge, deren politische Unreife die im Hause oder in den Hörsälen der Röthe und Genossen empfangenen Ansichten willig und gierig auffängt, bilden unzweifelhaft das Personal, aus dem man die Beauftragten entnimmt. Die Untersuchung, die sich an die Ermordung Erzbergers anschloß, hat ja einiges Material über die „Organisation C“, die „Organisation Consul“ gebracht. C oder A oder L – das Verschwörerhandwerk ist denen willkommen, die kein anderes erlernt haben und erlernen wollen, und jeder, der an sichtbarer Stelle dem neuen Staat dient, Deutschland durch ruhige, zielsichere Politik emporbringen möchte und jenen Elementen im Wege steht, ist von der Revolverkugel bedroht. Diesem Treiben, das Deutschland in den Augen der Welt schändet, jeden Aufstieg unmöglich macht, scheint die Regierung machtlos gegenüberzustehen. Die Mörder, von Helfershelfern und Geldg[e]bern unterstützt, entweichen, die Organisationen entwickeln sich ungestört weiter, und die mit der Ueberwachung betrauten Behörden erklären, so lange die Tat noch nicht geschehen ist, daß alle beunruhigenden Nachrichten erfunden oder übertrieben seien. Als vor acht Tagen sozialistische Blätter versicherten, es bereite sich für den 28. Juli eine „Bartholomäusnacht“ vor, wurde daß als Hingespinst abgetan. Heute hatten wir zum mindesten ein Stück Bartholomäusnacht. Und wenn die Regierung sich einmal aufrafft und Maßregeln ergreift, schreit die gesamte Rechte über diesen Angriff auf die Preß- und Organisationsfreiheit entrüstet auf. So gehen die Angriffe auf das Leben mit furchtbarem Erfolge ungestört fort.

Es wird wahrscheinlich auch jetzt alles so weitergehen. Die Blätter und Redner der Deutschnationalen werden selbstverständlich die entsetzliche Tat verdammen, sie werden sie nicht, wie das Attentat auf Scheidemann, ins Lächerliche ziehen können, und hinter diesem Spalier mit gesenkten Fahnen spinnt sich das Komplott derjenigen weiter, die man nicht abschüttelt und noch weniger bekämpft. Rathenau hat oft sein Schicksal vorausgeahnt. In der letzten Zeit scheint er leider vertrauensvoller gewesen zu sein. Er ist gefallen, weil er seinem Zwecke nach besten Kräften gedient und seine glänzenden Talente, die er, wie andere, zum eigenen Vorteil hätte verwerten können, dem Wiederaufbau Deutschlands gewidmet hat, der sein stetiges Ziel und sein leitender Gedanken war. Hinter ihm bleibt ein Land, das an diesem Tage und nach diesem Morde, der ein Signal gewesen sein kann, weiter als je von solchem Aufstieg und solcher Genesung entfernt erscheint.

10. „Gesammelte Werke“, BT 46/ 27.1.1929, M.

T.W. Eine Woche lang ist dem Andenken Lessings gehuldigt worden, ehrlich und dankbar von denen, die im Zuge der geistigen und politischen Emanzipation mitmarschieren, und lustloser von den anderen, mit wider natürlicher Anteilnahme, mit heimlicher Antipathie, mit einem gestotterten „Er war unser“, mit der Flucht ins Literarhistorische, mit dem Bestreben, den Geist unter dem [tr]ocken Laub zu verscharren. Kein Zweifel, dass diesen anderen das Geburtstagsfest, das zur gleichen Zeit auf holländischem Boden gefeiert wird, besser das Gemüt erwärmt. Nun wird man wohl mit der Frage kommen, was von den Lessing-Tagen zurückbleibe und ob das nicht alles nur ein Feuerwerk gewesen sei. Wie viele haben, ehe sie zum Bericht über die neueste Betrugsaffäre übergangen, die Festreden gelesen, wie viele haben in dieser Woche sich in ein Werk des Gefeierten versenkt und für wie viele selbst von denjenigen, die mit dem Hute in der Hand vor den Lorbeerkränzen standen oder in der Staatsbibliothek die alten Bücher, Porträts und Manuskripte betrachteten, war das mehr als eine Tagesmode, eine Bildungspflicht, ein Bildungsgetue, eine Zeremonie, eine leere Aeusserlichkeit? Ist in den Universitäten, die Lessing ehren wollten, ein Hauch seines Atems in sehr viele Hörsäle gedungen, ist dort sein rastlos vorwärtsdringender Kämpfergeist, sein Hass gegen Bevormundung und Obskurantentum, sein weltbürgerliches, weltumfassendes Menschheitsgefühl besonders in Gunst und würde man den unruhigen Aufklärer, wenn er heute hereinträte, nicht mit vornehmen Achselzucken und mit der Bemerkung abtun, er sei ein respektloser, vorlauter, in alle Töpfe hineingreifender Literat? Wackelten nicht einige Köpfe, als in der Staatsbibliothek Walter von Molo sagte, noch immer würden diejenigen, die im Vaterlande Lessings für Humanität und Toleranz fechten und sich bemühen, die Fesseln der Dogmatik vom Menschengeste zu reißen, denunziert und verfolgt? Aber wenn man gleichsam zur Bedingung machen wollte, dass Kenntnis und Verständnis zunächst einmal Allgemeingut sein müssten, dann könnte kein Volk solche Geistesfeste begehen. Dann durfte Italien nicht Dante feiern, Frankreich nicht Voltaire. Dann darf man nur die Schlachten und die Helden preisen, deren Bild nur für die Mentalität des letzten Bierspiessers fassbar sei. Dann würde man das Feld für immer einer Geschichtsschreibung überlassen, die das allein Bedeutende, die in ewigem Ringen fortschreitende Idee der Aufklärung und Befreiung, nicht beachtet und den wahren Ruhm der Nation und Kriegsdaten und Fürstenlegenden erstickt. Und wenn Lessing – aber eine solche Behauptung wäre grenzenlos töricht – nur noch ein Name wäre, so bliebe er doch immer ein

Name, bei dessen Nennung nicht ein Schatten wesenlos vorübergleitet, sondern eine Gestalt fest dasteht, ein Charakter lebendiger als alle Bildnisse vor uns auftaucht, eine streitfrohe Kraft unter uns tritt, ein Leuchten durch die Luft geht, ein kritischer Verstand das betrügerische Pathos lächerlich macht und die Nebel durchschneidet, in denen sich die Dummheit verbirgt. Wenn dieser Name genannt wird, sehen wir den echten Idealismus vor uns, der nur aus der Paarung von warmer Phantasie und klarer Vernunft, von Menschheitsliebe und strengster Wahrhaftigkeit geboren wird.

Nachdem die Reinmachefrauen die Blumen und einige der Worte, die vor dem Bildnis Lessings hingestreut wurden, fortgefegt haben, werden wir anscheinend auf ein Thema hingewiesen sein, das mit idealen Dingen nur eine entfernte Aehnlichkeit hat. Monatelang wird man nun zu den Fenstern in Paris, hinter denen die Sachverständigen der Reparation sich um unser Schuldkonto streiten werden, so ausdauernd hinblicken, wie Toggenburgs bleiches Antlitz zu dem Fenster der Geliebten sah. Man ahnt schon, wie sich die Unterhaltung in den besten Kreisen etwas eintönig gestalten wird und wie die Haruspices die Zeichen deuten und die Klugwisser in jedes Ohr das Allerneueste flüstern werden, das immer aus den besten Quellen fließt. Wir werden unsere Tage und unsere Nächte abwechselnd mit optimistischem Herzklopfen und unter pessimistischen Alpdrücken verbringen. Wenn Morgan, was der Himmel verhüten möge, niesen sollte, werden wir eine politische Grippeepidemie bekommen. Man wird die Vertreter Deutschlands im Pariser Restaurant beobachten und aus der Zusammenstellung ihres Menüs auf eine zuversichtliche Verdauung oder auf eine Magenverstimmung schliessen wollen. Die Börsen werden bei jedem falschem Gerücht den Himmel oder die Hölle offen sehen und im allgemeinen sich jener Nervosität hingeben, die ein Teil ihres Wesens ist. Hoffentlich werden sie wenigstens nicht dem gleichen Missverständnis verfallen, wie der Vater des Theseus, der sich, alles verloren glaubend, voreilig ins Meer stürzte, als am Horizont ein schwarzes Segel erschien. So werden unsere Ostereier aussehen, und ach die wunderschöne Frühlingszeit, und Pfingsten, das liebeliche Fest. Vielleicht wird man sogar erst im Herbst die sauren Trauben ernten können.

Bekanntlich ergeben sich häufig anormale Erscheinungen bei Leuten, die aus irgendeinem Grunde genötigt sind, immer auf den gleichen Punkt hinzustarren. Darf man hoffen, dass daran auch die Reichsregierung, die das Volkwohl behütet, schon gedacht und Vorsorge für anderen Unterhaltungsstoff getroffen hat? Einstweilen allerdings wissen wir nur, dass sie uns für drei-

hundertundsechzig Millionen neue Steuern bescheren will. Das ist zuviel für das deutsche Portemonnaie, aber selbst dann zu wenig für unsere politischen Bedürfnisse, wenn man noch die andere bisher sichtbar gewordene Tat, die Bewilligung des Panzerkreuzers, hinzuaddiert. Die Regierung dürfte begreifen, dass wir mit einer gewissen Sehnsucht, ja, sogar mit einer leichten Ungeduld, die Pläne erwarten, die sie im stillen reifen lässt. Niemand wird annehmen, die Schöpfungsperiode, die beginnen sollte, habe sich in eine Erschöpfungsperiode verwandelt, aber es wäre, um die Entstehung irriger Meinungen zu verhindern, doch empfehlenswert, einmal dem Publikum einen Einblick in die Werkstatt zu gestatten und ihm zu sagen, was vorbereitet wird. Wie steht es beispielsweise, um beim Kleinsten anzufangen, mit der schwarzrotgoldenen Gösch, die in einem Winkel der schwarzweissroten Handelsflagge immer mehr zusammenschrumpft? Wer an Beflaggungstagen beobachtet, wie witzig dieses repulikanische Farbensymbol zu einem schmähhlichen Nichts erniedrigt wird, dürfte der Ansicht sein, dass zur Abwehr offenkundiger Verhöhnung eine genaue Regelung, mit dem Metermasse in der Hand, vorgenommen werden muss. Wie steht es dann, um vom Grossen zu sprechen, mit der Wahlrechtsreform? Wir hören, dass man emsig an ihr gearbeitet, gefeilt und, um ein Gebilde von höchster Vollendung zu schaffen, aus den älteren Projekten das Beste und Brauchbarste herausgesucht hat, und Rom ist auch nicht an einem Tage erbaut worden, aber nun muss doch das Ergebnis solcher Mühen ans Licht der Sonne kommen. Vor kurzem hat Stresemann in ausgezeichneten Worten die Wahlreform verlangt. Dass seine Partei ihm nicht zustimmt, in anderen Parteien Furcht und Zweifel vorherrschen, alle nur, gebeugt über die Statistik, sich ausrechnen, wieviel Mandate sie gewinnen oder verlieren könnten, und der sicher gebettete Abgeordnete ungern ins Ungewisse sich hinauswagt, ist uns genügend bekannt. Aber wichtiger als der einzelne Parlamentarier scheint uns der Parlamentarismus zu sein. Und so grotesk wir den antiparlamentarischen Theaterdonner der Stahlhelmsritter finden, die nach Führernaturen rufen und sich wahrhaftig selber dafür halten, so wenig dürfen wir verkennen, dass das heutige Wahlsystem, unter dessen Walten nähere Beziehungen zwischen dem Wähler und dem Gewählten unmöglich gemacht und die Kandidaten von engen Koterien aufgestellt werden, dass Interesse am Parlament abtötet und besonders die Mittelklassen vom politischen Kampfplatz vertreibt. Man wird einwenden, zuerst müsse man die Grosse Koalition schaffen, und das wird ja nun hoffentlich recht bald gelingen. Nachdem man den Panzerkreuzer bewilligt hat, um die Koalitionsidee verwirklichen zu können, hätte man

eigentlich recht schnell beweisen müssen, dass das Opfer nicht umsonst gebracht worden ist. Die Wahlrechtsreform ist eine ausserordentlich anregende, Anlass zu spannenden Debatten bietende Angelegenheit und wohl geeignet, eine Saison auszufüllen. Wir würden im Frühling und im Sommer nicht immer nur an Morgan denken, all unser Sinnen und Trachten würde nicht immer auf ein einziges Ziel gerichtet sein, sondern wir würden in nützlicher Tätigkeit den Reparationsanspruch erwarten, wie Madame Roland, die im Gefängnis ihre Erlebnisse für spätere Leser aufzeichnete, bis sie zum Schaffott gefahren wurden, oder wie Moses, der die Schafe seines Schwähers hütete, als ihn die Botschaft erreichte, sein Volk werden der ägyptischen Fron entinnen.

In jenen „hundertersten bis vierten“ Stück der „Dramaturgie“, die dem Lessing bestreitet, ein Dichter zu sein – als zeugten nicht der Derwisch und der Klosterbruder aus dem „Nathan“, um nur diese zu nennen, mit wunder-vollster Kraft gegen ein solches Bekenntnis – wird auch gesagt, warum das deutsche Nationaltheater noch nicht erstehen konnte, und die Ungeduldigen werden belehrt. „Die Schranken sind noch kaum geöffnet, und man wollte die Wettläufer lieber schon bei dem Ziele sehen?“ ... „Wenn das Publikum fragt: ‚Was soll denn nun geschehen?‘ und mit einem höhnischen ‚Nichts‘ sich selbst antwortet, so frage ich wiederum: ‚Und was hat denn das Publikum getan, damit etwas geschehen könnte?‘“ – und Lessing fügt hinzu, das Publikum habe auch nichts getan, und sogar noch Schlimmeres als nichts. Es habe den natürlichen Lauf der Dinge gehemmt, und nur ein gutherziger Einfall sei es, man könnte den Deutschen, die noch keine Nation seien, ein Nationaltheater bringen. Sollte in Jahr und Tag das Publikum das Reichskabinett fragen: „Was ist denn nun geschehen?“ und sich antworten müssen: „Nichts“, so würde man es nicht mit dem Vorwurf abweisen können, es habe selber nichts, oder noch weniger getan. Soweit das Publikum gleichbedeutend ist mit Wählerschaft, hat es den Lauf der Dinge nicht gehemmt, sondern es hat in den Maiwahlen die Reaktion vertrieben und den Weg für die Betätigung republikanischer Energien frei gemacht. Die Deutschen, heute nicht mehr Untertanen, sind eine Nation, obgleich noch allzuviel von dem alten Wirrwarr erhalten blieb. Was noch fehlt, die staatliche Einheit, muss erkämpft werden, und nötig vor allem ist es, die politische Bühne, die parlamentarische, so zu verbessern, dass niemand auf den Gedanken kommen kann, ihr die marktschreierisch angepriesenen Schaubuden vorzuziehen. Gewiss, ein Name ist viel und der Name „republikanische Regierung“ ist auch etwas wert. Aber nur, wenn er auf Gesammelten Werken steht.

11. „Das Lied auf dem Stein“, BT 267/ 8.6.1930, M.

Zu Pfingsten müsste man von etwas anderem sprechen als von Politik, Steuern und Wirtschaftsnot. Glücklicherweise ist gerade in diesem Augenblick Walther von der Vogelweide zu neuem Leben auferweckt worden, weil er siebenhundert Jahre tot ist, und was könnte pfingstlicher sein als ein Minnesänger, der durch die Lande wanderte, dem Gesang der Vögel lauschte und süßen Frauen holde Liederkränze flocht? Viele Harfner haben in diesem Lenz schon zu seinen Ehren geharft. Josef Wirth selber hat an einem der Festtage, aus seinem Ministerium ohne Poesie und Minne flüchtend, Schönes und Kerniges zum Lobe des toten Sängers gesagt. Das geschah in Würzburg, im Lusamgärtlein, am Neumünster, wo nach einer von der Wissenschaft so ziemlich anerkannten Uerberlieferung Walther begraben worden ist. Dieses Grab wäre, wenn sich die Gelehrten nicht sehr geirrt haben sollten, zugleich die letzte und die einzige Spur seines Lebensweges, denn alles übrige, Geburtsort, Heimat, Familie und Gesicht, ja sogar das wirkliche Sterbejahr, ist unbekannt und, wie die „Vogelweide“ und wie der Meistersang auf der Wartburg, Legende und Volksphantasie. Es ist auch eine Legende, die ihn in Bozen als schwertumgürteten, selbstbewussten Ritter der Dichtung auf den Denkmalssockel gehoben hat. Er war, wie es in seiner Zeit sich schickte, auf die Gunst und die Geschenke der Fürsten angewiesen und huldigte dem Welfen Otto, bevor er, von dem Geiz dieses Goliath enttäuscht, in den Dienst des freigebigen Stauffen Friedrich kam. Zwei Epochen ragen, auf sehr verschiedene Art, durch die Schönheit der Verheissung und die Tragik des Endes aus der eintönigen alten deutschen Geschichte heraus. Die Epoche der Stauffer, Friedrichs des Zweiten, mit dem herrlichen Glanz und Schmuck auf der Vorderbühne, der poetischen Anmut, der Heiterkeit und der melancholischen Abendrot-Ahnung, und die Epoche des Bauernkrieges, deutschesten Drama, von Gerhart Hauptmann zu ewiger Lehre hingestellt, mit der stürmischen jungen Hoffnung der Unterdrückten, der schuldhaften Verfehlung, dem Untergang in Blutbächen und Raserei. Durch diese zweite Epoche schritt als Dichter, Kämpfer und Rufer Ulrich von Hutten, bis er, von den Pfeilen der Kirche und ihrer Ritterschaft gejagt, auf fremder Erde zusammenbrach. Walther von der Vogelweide hatte nicht Huttens streitbaren Geist und leuchtende Kraft. Aber obgleich er ein Lehnsmann und Lohnempfänger bald bei dem einen und bald bei dem anderen war, trug auch er im Herzen das Leid um die deutschen Nöte und die treue deutsche Klopffechtereie, und keines seiner Lieder zum Preise der edlen Frauen, oder der Edelfrauen, rührt so warm und tief an uns, wie jenes andere, das er dichtete, als er „mit überschla-

genem Beine“ wandermüde, hin und her denkend, „auf einem Steine sass“. Er sah, wie „auf der Strasse fährt Gewalt“, und schickte zu dem Baumwipfel hinauf oder über die Ebene die Klage: „O weh, du armes deutsches Land – wohin ist deiner Ordnung Band?“

Der Minnesang ist entseelt und auch an einem angeblichen siebenhundertsten Todestag nur eine hübsche literarhistorische Niedlichkeit. Aber die Schlussverse des Liedes auf dem Stein passen vortrefflich in unsere Zeit. Damals fanden die Horden, die ihre brutalen Tierinstinkte befriedigen wollten, den Vorwand in der Parole: „Hie die Welt, hie Waiblingen!“, und behaupteten, sie bohrten dem überfallenen Wanderer zum höheren Ruhme eines Kaisergedankens das Messer in den Hals. Heute nennen sie sich Kommunisten und Nationalsozialisten und schneiden einander im Kampf für eine „Idee“, wie sie sich einbilden, die Kehle ab. Diese Burschen wollen Erneuerer sein, dem deutschen Volk und der Welt das Neue bringen. Und sie haben noch nicht einmal die Haut und die Lüste des Wildschweins, das vor siebenhundert Jahren herumrodete, abgelegt. De Ideen Lenins steht auch derjenige respektvoll gegenüber, der ebensowenig an diese Heilsbotschaft wie an die Unveränderlichkeit der heutigen sozialen Verhältnisse glaubt. Aber nur die dümmsten Tröpfe können es zweckhaft finden, ihre Lehre nächtlich an einer Strassenecke Andersgläubigen in den Schädel hineinzuhauen. Der Nationalsozialismus ist, obgleich, neben Komödianten, Strebern und naiven Enthusiasten, einige anständige neurasthenische Talente sich zu ihm verlaufen haben, ein Tugendbund für jene Laster – falsches, eitles Prophetentum, Anstiftung zu Zwietracht, Gewalttat und Bürgerkrieg –, deren Adepten in Dantes Hölle, „gespalten von dem Kinne bis zum After“, eines besonderen Strafvollzuges teilhaftig sind. Keine geschliffene Phrase, keine dunstige Ideologie kann darüber hinwegtäuschen, dass er mit seinem Geschrei nach umstürzender Gewalt und mit seiner Rassenverhetzung die Roheit, die Verblödung und die gemeinsten Pöbeltriebe anreizt und zu verbrecherischen Ausbrüchen treibt. Würde man eine Untersuchung vornehmen können, so würde man unter den von alten Weibern verhätschelten und von ungebildeten Grossindustriellen protegierten Wanderpropheten des Nationalsozialismus nicht wenige pathologisch interessante Gehirne feststellen, und der verquollene Dampf, der von ihnen ausgeht, verbreitet sich über eine Masse, die auf jedes Betäubungsmittel reagiert. Die Benebelten, die mit Theorien nichts anzufangen wissen, greifen zum praktischen Revolver und knallen los. Der Staat, der den Roten Frontkämpferbund verboten hat, blickt träge und geduldig auf die Sturmangriffe der uniformierten Hakenkreuzlerei, und während

den einen immerhin das Gesetz fühlbar gemacht wird, bekommen es die anderen meistens nur mit der Justiz zu tun. Wie bei Walther von der Vogelweide: „Und Fried' und Recht sind todeswund.“ Der preussische Justizminister Dr. Schmidt, ein ausgezeichnete Wächter der Gerechtigkeit, hat jetzt seine Staatsanwälte angewiesen, auf schleunige und schwere Bestrafung der Raufbolde zu dringen. Aber die Hinter-der-Front-Kämpfer, die nach bewährter Manier den gemeinen Mann ins Feuer schicken – ihnen geschieht nichts? Alle miteinander spekulieren sie jetzt auf die wirtschaftliche Krise, aus der sie eine Katastrophe machen möchten, und ihre Parteien oder Rotten werden am Hunger der Erwerbslosen satt. Die Aasvögel krächzen über die Karawane, die sich durch den Wüstensand vorwärts plagt.

Erfreulicherweise ist nun wenigstens der Wille erwacht, den Ausweg aus einer wirtschaftlichen Stagnation zu finden, die den lauernden Ausbeutern jeder Volksnot allzu gut gefällt. Endlich einmal beraten die Unternehmer und die Gewerkschaftsführer gemeinsam, zum erstenmal sehen wir so etwas wie ein Gemeinschaftsgefühl, eine ernste Anstrengung, eine Initiative, eine ermutigende Aktivität. Einige leitende Persönlichkeiten aus der Industrie sind, zuerst ganz privatim und abseits von den Regierungssphären, mit den Vertretern der Gewerkschaften zusammengekommen. Der witzigste Spötter der Salons, der Abgeordnete von Raumer, hat nicht, wie die aristokratischen Bonnotmacher des vorrevolutionären Frankreich, dem Fluss der Ereignisse amüsiert zusehen wollen, sondern mit Energie und Zähigkeit, und unterstützt von rührigen Gleichgesinnten, eine Aktion zur Verhütung völligen Schiffbruches unternommen. Unwahr war die aus einer der Hugenbergschen Gift- röhren geflossene Behauptung, der Entschluss sein von den Arbeiterführern ausgegangen. Sie sind gekommen, als Raumer sie eingeladen hat. Man will durch Verminderung der Produktionskosten, also auch der Löhne, die Senkung der Preise erreichen, um den Markt zu beleben und der billiger verkauften Auslandskonkurrenz Widerstand leisten zu können. Dies würde in den verschiedenen Industrien auf sehr verschiedene Weise geschehen müssen, zunächst würde man wohl bei den Rohstoffen und ihrer Erzeugung anfangen und vor allem die Bautätigkeit wieder in Gang setzen, deren Stillstand so ungeheuer auf die Arbeitslosenziffer wirkt und hundert Zweiggewerbe lähmt. Ein sehr weites, sehr schwieriges, sehr kompliziertes Programm. Wenn es gelingt, eine grossartige Tat. Viele Zweifel und Bedenken drängen sich auf. Werden die Kosten der Lebenshaltung wirklich so schnell und so gründlich sinken, dass der Arbeiter, der Angestellte die Lohnverkürzung nicht spürt? Man muss erwarten, dass die Gewerkschaftler nur einer

Regulierung zustimmen werden, die in jeder einzelnen Arbeitskategorie das, was sie vom Einkommen fortnimmt, durch die Verbilligung des Haushalts mindestens ersetzt. Und die alle Garantien dafür bietet, dass die Löhne nicht heruntergeschraubt bleiben, während die Preise wieder in die Höhe gehen. Selbstverständlich darf, soll die Senkungsaktion nicht durchkreuzt werden, weder von einer Steigerung der Mieten, noch von einer Erhöhung der städtischen Tarife oder einer Verteuerung der Bahnfrachten weiter die Rede sein. Und können die Lebensmittel, wichtigster Bestandteil jedes kleinen Familienbudgets, können Fleisch, Eier, Butter, Brot, billiger werden, wenn uns die Zollpolitik der Schiele und Genossen erhalten bleibt? Es mag sein, dass die erwartete, nicht von allen erhoffte, glänzende Ernte mit ihrem Ueberfluss den ganzen Zollwahnwitz verschütten und die Preise herunterdrücken wird. Werden die Händler nicht einen neuen Trick, die Landbund-Schieles nicht einen neuen Zauber ersinnen? Ja, all diese Vorbehalte, Fragen, Einwendungen, und noch andere, sind vernehmbar da. Und doch ist es klar, dass jetzt nicht der Tatwille gehemmt werden, der blasse Skeptizismus nicht die rasche Farbe der Entschliessung verdrängen darf. Unsere Segel wären, trotz allem, gewaltig von Hoffnung geschwellt, wenn nicht soeben das Reichskabinett der Brüning, Moldenhauer, Treviranus verkündet hätte, dass es von allen „Festbesoldeten“ und ein paar Aufsichtsräten vier Prozent des Einkommens als Notopfer zu fordern gedenkt. Das ist eine antisoziale Massregel von unerhörtem Ausmass, eine glatte Begünstigung des hoffentlich mit so aufreizender Vorzugsstellung nicht einverstandenen Unternehmertums, des angehäuften Kapitals und der angeschwollenen Kapitalflucht, eine brutale Vergewaltigung der Schwächsten, aller, die ihre Steuern bis auf den letzten Pfennig vom Gehalt zahlen und nichts abschreiben und abschieben können, und es ist ein famoser Dolchstich, der die zur Belebung der Wirtschaft, zur Hebung der Kaufkraft, zur Ueberwindung der Krise begonnene Aktion fast tödlich trifft. Herr Moldenhauer, das Finanzgenie dieser Regierung, der auf den Ministersessel gehopst ist mit einem Mund voll Versprechungen, mit der stolzen Losung „herunter die Steuern!“, würde längst schon erheiternd wirken, wenn man Lust und Laune behalten könne, sich an solcher Farce zu erfreuen. „Seht, wie ich euch aus dem Sumpf herausführe“, verkündete er täglich, und täglich rudert er uns tiefer hinein.

Nicht nur, weil es gerade in die Pflanzzeit, in den Rahmen von frischem Grün sich einfügt, sollten wir überall ein Plakat hinhängen: „Gegen den Pessimismus, gegen die Schwarzseherei.“ Als man im Kriege von Vernunft zu sprechen wagte und dem jähen, zerschmetternden Absturz in die furchtbarste

Enttäuschung vorzubeugen versuchte, war man ein „Flaumacher“, und jetzt nähren und steigern bewusst, absichtlich und im Interesse dunkler Geschäfte, diejenigen, die damals jede Warnung niederschrien, die Stimmung der Unsicherheit und Zerfahrenheit. Immer muss man wiederholen, dass erst der ansteckende Pessimismus neues Uebel erzeugt, und dass er, in solcher Schärfe, unberechtigt ist in einem Volke, das in einem Jahresdutzend ein Dutzend Katastrophen überwunden hat. Er verkennt die Aussichten und Möglichkeiten, er unterschätzt die vorhandenen Kräfte, er sieht nur die günstigen Symptome, er übertreibt und verallgemeinert, und dieser Meinung schliessen sich auch, wie Anfragen ergaben, die klügsten deutschen Finanzautoritäten, Luther, der Reichsbankpräsident, um nur von der Spitze zu sprechen, und die ausländischen Kenner an. In einem seiner Lieder besang Walther von der Vogelweide die Pessimisten seiner Tage:

„O weh, wie sind verzagt die jungen Leute nun,
Vor Kummer, der sie plagt, wie jämmerlich sie tun!
Sie wissen nur von Sorgen, weh, wie tun sie so!
Wohin ich blick' und schaue, find ich niemand froh.“

Viele, sehr viele junge und alte Leute, erwerbslos und vergeblich an alle Arbeitstüren pochend, haben heute Grund zu dem Kummer, der sie plagt. Aber Hoffnungslosigkeit brauchte über Deutschland nur hereinzubrechen, wenn Tatwille und Verstand gänzlich ausgestorben wären – und die Aktion der Unternehmer und Gewerkschaftsführer scheint zu beweisen, dass man immerhin noch mit diesen Eigenschaften rechnen darf. Auch in unsere Zeit hinein passen die Klagen und Anklagen, die der Sänger, auf dem Stein sitzend, niederschrieb. Aber auf die Dauer doch wohl nur, wenn wir der Greis sind, der hilflos auf dem Dache sitzt.

12. „Um Alles!“, BT 360/ 31.7.1932, M.

T.W. Wähler und Wählerinnen, ihr habt heute vielleicht zum letzten Male die Möglichkeit, selbst über das Schicksal Deutschlands und über euer eigenes, zu bestimmen. Wenn heute der Nationalsozialismus triumphiert und von nun ab noch mehr als bisher schon der mit ihm verbündeten Reaktion seinen Willen diktieren kann, dann werdet ihr, solange diese Herrschaft dauern wird, nicht mehr zur Wahl gehen, nicht mehr eure Meinung in die Waagschale werfen dürfen – dann wird man die letzten Reste eurer Freiheit und eurer Bürgerrechte zerschlagen und, mit den brutalen Mitteln, die ihr kennt,

euch zu dumpfem Gehorsam, zu schweigender Unterwerfung zwingen. Die deutsche Republik hat, wie Simson, zu lange geschlafen, man hat ihr schon mehr als eine Locke weggeschnitten und ihr recht hübsche Fesseln angelegt. Aber euer Einzelwohl, euer ganz privates Wohlergehen, ist in diesem Kampfe nicht weniger bedroht als die Staatsidee. Vielleicht sagt mancher achselzuckend: „Was kümmert mich der Staat?“ und spottet erhabend über die Abgeschmacktheit eines Freiheitsideals. Aber schreckt nicht auch den der Gedanke an ein Regiment des entfesselten Dilettantismus und der rohen Gewalt? Wenn heute allzu viele schlafen sollten, dann würde wohl jeder von diesen egoistischen Schäfern rauh geweckt werden und bald am eigenen Leibe verspüren, wohin er geraten ist. Nicht nur für den schon gebundenen Verfassungsstaat, sondern für jeden, der missfällt und dessen Person oder dessen Geistesrichtung nicht in das neue Bild hineinpasst, würde es heißen: „Philister über dir!“

Dass es die Nationalsozialisten in der heutigen Wahl zu einer Mehrheit bringen werden, wird nicht angenommen. Ob sie zusammen mit Hugenbergs Deutschnationalen und den Ueberbleibseln der anderen Rechtsparteien die Majorität haben werden, ist nicht vorauszusehen. Der Kanzler dieser Koalition müsste Hitler oder einer seiner Paladine sein. Der Sieg kann dem anstürmenden Bunde entgehen, wenn die Freunde der Ordnung und der Freiheit vollzählig auftreten, und wenn auch ihr, Wähler und Wählerinnen, nicht eure Pflicht versäumt. Gewiss würde eine Linksmehrheit, zu der die Kommunisten gehören, eine Regierung nicht aufstellen können. Immerhin würde, und das ist für den Augenblick die Hauptsache, sie dem Rechtsradikalismus den parlamentarischen Weg zur Alleinherrschaft versperren. Wahrscheinlich würde dann versucht werden, das Zentrum für die tätige oder untätige Unterstützung einer nicht zu unmässigen Rechtsregierung zu gewinnen. Kein leichtes und aussichtsvolles Unternehmen, da die Anführer des Hakenkreuzes ihre Gläubigen mit zu herrlichen Versprechungen berauscht haben und Mässigkeit eine vom Nationalsozialismus abgeschworene Tugend ist. Das Kabinetten Papen, haben schlaue Rechner versichert, wird die Kommunistische Partei verbieten, die kommunistischen Abgeordneten von ihren Reichstagsbänken vertreiben, und damit wird es, ganz einfach, die Linke schwächen und die Rechtsmehrheit erlangen. Garnicht einfach, da es zwar die Kommunistische Partei verbieten könnte – eine Absicht, die Herr von Papen übrigens von sich weist – aber nicht, ohne einen zum Himmel brüllenden Verfassungsbruch, ihre Abgeordneten aus dem Reichstag fernhalten kann. Selbst Bismarck hat mit dem Sozialistengesetz, das die verfemte Partei zerschmet-

tern sollte, die Entrechtung der Sozialdemokratie nicht an der Ausübung ihres Mandates zu hindern vermocht. Sie sassen auf ihren Plätzen, sie sprachen und stimmten mit, und wenn damals ein paar Verfolgte, wie Bebel und Bernstein, aus dem Reichstag verschwanden, so fiel auch diese Möglichkeit, die Fraktion durch den Staatsanwalt verkleinern zu lassen, bei dem heutigen Wahlrecht, das den Ersatzmann in die Lücke treten lässt, voraussichtlich fort. Also bliebe dem Kabinett Papen, wenn es auf die von Herrn von Schleicher so entschieden abgelehnte Diktatur verzichtet und „parlamentarisch“ regieren will, nur übrig, sich wechselnde Mehrheiten zu suchen, mit dem Zentrum als Dauerpfosten, um den sich alles bewegt, und als Bindeglied in jeder Kombination. Aber das sind die Sorgen von morgen und übermorgen, und heute ist es unsere und eure einzige Sorge, ob das Ende dieses Tages das Ende der geistigen und persönlichen Freiheit, das Ende der wirtschaftlichen und politischen Vernunft bedeuten soll.

Da es an den bisherigen Freundlichkeiten für die Hitler-Partei offenbar noch nicht genug war, hat Herr von Papen vorgestern den Amerikanern erklärt, die national-sozialistische Bewegung erstrebe „ausschließlich eine nationale Wiedergeburt.“ Kein Zweifel, dass in Teilen der nationalsozialistischen Jugend solche idealistischen Gefühle vorhanden sind, und selbst im leidenschaftlichsten Wahlkampf kann uns die Gegnerschaft nicht veranlassen, diesen besseren Elementen der feindlichen Front Unrecht zu tun. Einige Stunden vor Herrn von Papen hat am Rundfunk Herr Gregor Strasser das Regierungsprogramm des Nationalsozialismus vorgetragen, und dabei ist den Hörern wohl, wie dem Schüler bei den Lehren Mephistos, ein Mühlrad im Kopfe herumgegangen. Strasser, der gewiss mit Recht als eine der begabtesten und einflussreichsten Persönlichkeiten der Partei gilt, hat „sachlich“ sprechen wollen, und er hat, in schnellem und ununterbrochenem Fluss, „Sachliches“ über sämtliche Probleme der notleidenden deutschen Menschheit vorgebracht. Sogar die soziale Frage soll für immer und bis auf den letzten Rest gelöst werden, dafür hat man wunderbare Rezepte, die der Redner leider für sich behielt. Wenn die Nationalsozialisten nur zur Macht gelangen, ist all’ das ein Kinderspiel. In der Schule soll nicht mehr die Karte Asiens gezeigt werden, die Karte der Heimat genüge, um dem Blick die nötige Weite zu verleihen. Und statt dass der Schüler mit allgemeiner Weltgeschichte geplagt wird, wird er in die Geschichte Heinrichs des Löwen und anderer Vorfahren eingeweiht. Alles wird nach dem nationalsozialistischen Schema geregelt und gepresst. Herr Gregor Strasser gebrauchte auch das allseits beliebte Wort „Freiheit“, aber er schilderte eine Freiheit mit vergitterten

Fenstern, unter dem Kommando der nationalsozialistischen Autorität. Und wie die Wahlen auch ausfallen, die Macht komme in die Hände der Hitler-Partei. Man bemerkt die angedeutete Drohung, aber wenn der Verfassungsstaat die Herren von Papen und von Gayl darauf aufmerksam macht, antworten sie begütigend: „Mein Sohn, es ist ein Nebenstreif.“ Allerdings, der Reichswehrminister hat erklärt, dass die Reichswehr „selbstverständlich“ auch gegen einen nationalsozialistischen Aufstand marschieren würde, der Reichsinnenminister hat versichert, eine revolutionäre Bewegung, „von welcher Seite sie auch kommen möge“, werde nicht geduldet, und der Reichskanzler hat, in seiner Unterhaltung mit dem Vizepräsidenten der United Press, ein recht friedliches Bild zukünftiger parlamentarischer Zusammenarbeit gemalt. Aber vielleicht bezweifelt der Löwe – diesmal handelt es sich nicht um den toten Heinrich – dass man ihm gegenüber noch streng werden, ihm noch mit der Miene des Verweigernden entgegentreten könnte, nachdem man ihm so viel aus der Zuckertüte der Liebenswürdigkeit gespendet hat. Wenn man die Lobsprüche liest, die von den jetzt Regierenden dem Ordnungssinn, der Zuverlässigkeit, der Verfassungstreue, dem Verhalten und den Zielen der Hakenkreuzpartei gewidmet werden, dann hat man die Empfindung, vor einem psychologischen Rätsel zu stehen. Denkt die Reichsregierung, was sie sagt, und sagt sie, was sie denkt? Und wenn selbst Hitler nur „legal“ zur Macht kommen will – und selbst vorausgesetzt, dass er die Instinkte derjenigen zügeln will und kann, die es auch auf andere Weise versuchen möchten – was ist eine Legalität wert, der hinterher, nach der Machtergreifung, eine ganz neue, eigens geschaffene Legalität, die „Legalisierung“ der Rache, der terroristischen Unterdrückung folgen soll? Das Kabinett Papen scheint nichts davon gehört zu haben, oder es findet das alles harmlos und unschuldsvoll. Ihr, Wähler und Wählerinnen, habt zu diesen Harmlosigkeiten und zu der Staatsweisheit des Dritten Reiches vermutlich weniger Vertrauen. Ihr habt nicht die Waffen einer Partei-Armee, nicht die Waffen des Bürgerkrieges, aber euch ist, heute noch, zu eurer Verteidigung, die Waffe des Stimmzettels geblieben, und von ihr macht Gebrauch!

Dass sich das deutsche Volk von einem Absturz in die Finsternis wieder erheben, dass auch der Freiheit Morgenröte wiederkehren würde, ist für den, der aus historischen Entwicklungen gelernt hat, eine Selbstverständlichkeit. Die Geistesgeschichte besteht aus einem ewigen Wechsel zwischen dem Nieder und dem Empor, zwischen Rückschlägen und erneutem Vordringen, zwischen Verdunkelung und Aufklärung, und im Grunde sind die schlechtesten Politiker doch immer die Reaktionäre gewesen, denn sie haben nie

begriffen, dass nach jedem ihrer Augenblicksiege und nach jeder von ihnen erzwungenen Rückwärtsdrehung, der Völkergeist, als wollte er alles Versäumte auf einmal nachholen, mit verzehnfachter Geschwindigkeit vorwärts-eilt. Im deutschen Volke sind die republikanischen Kräfte viel zu stark geworden, als dass es möglich wäre, sie für lange Dauer unter den Befehl der Fronvögte zu beugen, und ein Definitivum gibt es nicht. Aber dieses deutsche Volk würde, wenn es heute unter die Fuchtel geriete, zunächst durch eine furchtbare Lehrzeit, durch eine noch unvorstellbare Leidenszeit hindurch müssen, und diese Prüfungen könnt ihr, Wähler und Wählerinnen, ihm ersparen – ihm und euch. In diesem Wahlkampf und in den Wahlzeiten, die vorangingen, ist der Vorrat an Argumenten so ausgeschöpft worden, dass kaum noch etwas zu sagen übrigblieb. Unnötig, noch einmal die Gefahren auszumalen, die jeder Sehende sieht. Das ist um so unnötiger, da sich die Bedeutung dieser Entscheidungsschlacht in zwei Worten ausdrücken lässt. Es ist klar, dass es heute um Alles geht.

13. „Der 5. März“, BT 97/ 26.02.1933

T.W. Heute in einer Woche wird gewählt. Es wird gewählt für den Reichstag und für das preussische Parlament. „Zum letztenmal“, wie in Zeitungen, Reden und Aufrufen der jetzt herrschenden Parteien versichert wird. Zum letztenmal, hinterher werde die gewählte Volksvertretung nicht mehr existieren oder doch die Rollen des schweigenden Zuschauers spielen, die Parlamentshäuser sollen geschlossen bleiben, und ob das Wahlergebnis so oder so aussehen werde, falle dabei nicht entscheidend ins Gewicht. Die Frage liegt nahe, warum dann überhaupt noch einmal gewählt werden soll. „Soviel Arbeit um ein Leichentuch“, soviel Aufwand, um Eintagsfliegen zu produzieren, und soviel Vorbereitungen für eine parlamentarische Versammlung, deren Teilnehmer gewissermassen den Entlassungsschein in der Tasche tragen, bevor sie zusammenkommen. Wirklich, kein Wort erscheint natürlicher als dieses fragende „Warum?“ Die offiziellen Vertreter des Regimes haben darauf, den zwiespältigen Eindruck erkennend, bereits eine Antwort gegeben, und sie lautet: Wir bedürfen keiner Mehrheit, wir würden auch ohne sie weiterregieren, aber wir erwarten vom Volk eine „Bestätigung“. So hat auch diese Wahl zunächst noch immerhin einen Sinn. Der Wähler hat zu sagen, ob er die heutige Regierung bestätigen und ob er ihr für den vorgesehenen Fall

der völligen Parlamentsausschaltung das Recht absolut freien, unbeschränkten und unkontrollierten Handelns zuerkennen will.

In der Presse der Regierungsgegner wird der Wahlkampf mit einer durch die Notverordnung gebotenen Wortsparsamkeit geführt. Diese Zeitungen können im allgemeinen, wenn nicht gerade eine immerhin noch gewichtige Macht wie das Zentrum mit ihnen im Bunde ist, nur die Tatsachen registrieren und in sehr gemessener Form den eigenen Standpunkt zu Geltung bringen. Gegen eine etwas gedämpfte Wahlsprache, und selbst gegen einen Zwang zur stilistischen Wohlerzogenheit würde man wenig einwenden können, wäre diese Zurückhaltung in gleicher Weise auf allen Seiten festzustellen. Daß diese Gleichheit nicht besteht und nicht zu bestehen braucht, ist ein Gleichheitsmangel, der mit den Zeitumständen zusammenhängt. Dabei finden sich immer wieder, auch jetzt noch, jene Leute mit verschwiegenen Namen oder unbekannter Adresse, die von den republikanischen Zeitungen stärkere „Ermutigung“ verlangen. Nun, bei denjenigen, die erst noch durch laut tönendes Zureden ermutigt werden müssen, ist jedenfalls die Zivilcourage keine angeborene Eigenschaft. Keine besondere Zivilcourage aber gehört für einen freiheitlich gesinnten Staatsbürger dazu, heute in acht Tagen zum Wahllokal zu gehen und mit Hilfe des Stimm Scheines die Bestätigung einer Regierung abzulehnen, die seiner Auffassung vom Staatswohl und vom Einzelwohl, seinem Freiheitsbedürfnis und seiner Weltanschauung widerspricht. Wer lieber daheim bleibt oder gegen die eigene Ueberzeugung handelt, kann auch auf die Achtung des Gegners nicht rechnen, denn dieser Gegner verachtet nichts so sehr wie jenen letzten Pazifismus, der sein Schicksal, und das des Landes preisgibt und immer gleich die weisse Fahne schwingt.

Die heutige Regierung und ihre Anhänger betreiben den Wahlkampf mit einem Hochdruck, der jedenfalls ein Beweis dafür ist, daß in Deutschland auch ein so diktatorisches Regime den höchsten Wert auf die Volksstimmen legen muß. Der ganze Staatsapparat, zum mindesten in Preussen, wird in Bewegung gesetzt, täglich können die Rundfunkhörer, wenn sie wollen, die Worte der Herrschenden entgegennehmen, und einigen bedrückten Schichten, den Kriegsbeschädigten zum Beispiel, fließen in dieser Zeit auch willkommene Wohltaten zu. Da im übrigen über vielen Volksteilen ein grosses Schweigen liegt, kann niemand wissen und sagen, wie stark das alles auf die Wählermassen wirken und welche Gegenwirkung sich aus der unbefangenen Betrachtung der Zustände ergeben wird. Was wird diejenigen, die allenfalls noch eine bewegliche Wählerschar bilden, mehr beeinflussen – die giganti-

sche Propaganda und der Anreiz des Erfolges, oder die stille Registrierung der täglichen Vorgänge und die Erkenntnis, daß alles, was bisher geschah und geschieht, nach Ansicht der Autoren nur ein einleitender Prolog sein soll, eine Vorbereitung auf das eigentliche Stück?

Als Hitler erklärt hat, die wirtschaftliche Besserung könne nicht heute, sondern nur durch einen Vierjahresplan herbeigeführt werden, wurde diese Ankündigung in den verschiedensten Tonarten und Nuancen kritisiert, und man fand in ihr keinen Ersatz für das fehlende Wirtschaftsprogramm. Die Sprecher der Regierung haben darauf erwidert, man solle abwarten, und sich ihrerseits fast ausschliesslich mit Rückblicken, mit der Anklage gegen die vergangenen, angeblich nur marxistischen und verderblichen vierzehn Jahre befasst. Selbstverständlich wäre es falsch und ungerecht, ein Programm zu verurteilen, das noch gar nicht vorhanden ist, oder das man doch einstweilen noch nicht kennt. Ein Urteil kann man sich aber, in kürzerer Frist, als vier Jahre es sind, über den Charakter, die Gestalt, die Denkweise und den politischen und geistigen Kurs einer Regierung bilden, und vor allem einer Regierung, die in ihren Äusserungen und Handlungen so wenig „opportunistisch“ ist und niemanden im Unklaren über ihre Ansichten und Absichten lässt. Ehemals sprach man von „Seiner Majestät getreuester Opposition“. Das ist und war immer ein ziemlich zweideutiges Wort. Achtungswert ist eine Opposition, wenn sie mit der natürlichen Treue zum Vaterlande die Treue zu ihren Ueberzeugungen verbindet, die Treue zu sich selbst. Diejenigen, die zu dem heutigen Regime in solcher Opposition stehen, haben ihre Ueberzeugungstreue zu bekunden, und der Tag, an dem ihr Abwehrwille sich bewähren muss ist der 5. März.

14. „Geht hin und wählt!“, BT 109/ 5.3.1933

T.W. Wahlkampf? – seit dem Brand des Reichstagshauses hat er, in Preussen wenigstens, vollends aufgehört. Das Wort „Kampf“ setzt jetzt ja wohl voraus, dass Kämpfer, mit den Waffen des Geistes und der Sprache gerüstet, einander kampffähig gegenüberstehen. Solche Kampffähigkeit gab und gibt es für die Gegner der heutigen Regierung nicht. Auch die ruhigsten, einwandfreiesten, stets auf die Wahrung der staatlichen Ordnung bedachten Elemente unter ihnen sind mitbetroffen durch die ungeheuer scharfen Massregeln, die dazu dienen sollen, den Kommunismus, und den Marxismus in all

seinen Schattierungen, niederzuzwingen. Ward je in solcher Lage ein Reichstag gewählt?

Die freigesinnten Staatsbürger wissen, was für sie und für ihre Ideen von einer kommunistischen Herrschaft zu erwarten wäre, von ihren Methoden und von ihren Theorien. Die andere, die Moskauer Diktatur, und statt des rechten Fusses der linke auf dem Nacken der Demokratie. Sie machen allerdings einen Unterschied zwischen diesem deutschen Kommunismus, der seine Weisungen von den Machthabern Sowjetrusslands empfängt, und der deutschen Sozialdemokratie, die von Moskau stets nur höhnische Anklagen und grimmigste Schläge empfangen hat. Sie unterscheiden zwischen einer antiparlamentarischen Umsturzpartei, die so lange bewusst und konsequent alle Möglichkeiten parlamentarischer Arbeit und Ordnung zerstörte, bis die Unordnung den Boden für die heutigen Zustände bereitete, und der anderen Partei, die in der Erkenntnis der Staatsnotwendigkeiten gemeinsam mit bürgerlichen Widersachern ihrer Doktrin den schweren Weg ging, auf populäre Forderungen verzichtete und bisher ein Damm zwischen dem Bolschewismus und der bürgerlichen Gesellschaft war. Zu dieser realistischen Auffassung haben sich vierzehn Jahre lang Volkskreise und Männer bekannt, die weit entfernt von einer Hinneigung zur sozialistischen Weltanschauung sind. Und es braucht nicht erst daran erinnert zu werden, dass auch Hindenburg den Wert einigenden Zusammenwirkens anerkannte, als er sich mit Ebert über die Ueberwindung des Chaos verständigte und als er Hermann Müller auf den Kanzlerposten berief.

Aber es handelt sich für die nichtsozialistischen Freigesinnten heute nicht darum, den Anwalt der angeklagten Sozialdemokratie zu spielen, die ihre Sache selber vertreten kann. Es handelt sich, obgleich jede Meinung an diesem Tage ihren Ausdruck in der Stimmabgabe für irgendeine Partei findet, heute um viel mehr, um etwas anderes und Weiteres als all das, was auch der grösste Parteirahmen umspannt. Gewiss mag es nichtig und gegenwartsfremd erscheinen, wenn man in einem Augenblick, wo als unmittelbare Nachwirkung des Reichstagsbrandes einen so drakonische Einschränkung der persönlichen Rechte erfolgt ist, von staatlicher und staatsbürgerlicher Freiheit spricht. Aber hinter der Periode der Ausnahmebestimmungen, die auch nach der von den Regierenden gegebenen Erläuterung nur Ausnahmebestimmungen sein und zur Niederhaltung verbrecherischer Gewalten dienen sollen, muss irgendwie und irgendwann eine andere Periode kommen, in der nicht mehr das ganze Leben eines Volkes unter dem qualmenden Feuer-

schein jenes ungeheuerlichen Abends liegt. Die Geschichtsbücher lehren, dass der Weg der Menschheitsentwicklung immer wieder ein Weg zur individuellen Freiheit war. Die Geschichtsbücher und ihre Lehren sind in den Reichstagsflammen nicht mitverbrannt.

Keine Notverordnung hat dem Staatsbürger das Recht genommen oder angetastet, am heutigen Tage zur Wahl zu gehen. Soweit auch sonst die Aufsichtsbefugnisse reichen, die geheime Wahl soll geschützt werden, diese Garantie bleibt bestehen. Wir fordern nicht auf, für irgendeine bestimmte Partei, für die eine oder die andere zu stimmen. Jeder wird wählen, wie es ihm seine Ueberlegung empfiehlt. Jeder, der in Freiheit, Sicherheit, Rechtsgleichheit und Heimatglück die höchsten Lebensgüter sieht, wird seine Stimme denjenigen geben, mit denen er sich einig in diesen Ideen fühlt. Für Freiheit, Sicherheit, Rechtsgleichheit und Heimatglück. Einen Wahlkampf hat es, für die Anhänger freiheitlicher Prinzipien wenigstens, nicht gegeben, aber hätten laute Versammlungsreden und gedruckte Wortfülle noch viel zur Erkenntnis beitragen können? Es gibt eine Wahl ohne Wahlkampf, und wer an diesem Tage den möglichen Uebergang zu neuen, anderen Tagen schaffen will, der handelt danach und geht hin und wählt!

15. „Epitaph of a Newspaper“. By Theodor Wolff. From *The Manchester Guardian* (März 1939).

For six years the *Berliner Tageblatt* lived on under the new régime, grievously ailing and in mental decay; now, almost the last of the German newspapers which in the past were Democratic or Liberal, it has come to an end. Only one remaining pillar from the democratic past still stands – the *Frankfurter Zeitung*. As one who worked forty-four years with the *Tageblatt*, twelve of them as its Paris correspondent and more than twenty-five as its editor, I should like to devote a short obituary to the paper.

The *Berliner Tageblatt* was founded in 1871 by Rudolf Mosse. I think of him still as one of the sturdiest and the most striking figures of the Liberal middle class of the Germany of his time, a class now totally extinct. The *Tageblatt* was at first a paper devoted only to Berlin readers, but Dr. Artur Levysohn, its witty and very able editor, who had caught the spirit of Viennese journalism, set out to secure the best writers of the day for the literary section of his paper. The *Tageblatt* was more successful with its literary than

its political side, though its rather colorless politics did not save Dr. Levysohn from having to go to prison for some weeks on a charge of defamation of Bismarck. Thereafter this good man wore with humorous pride, until the very end of his unresting service of the paper, the linen jacket he had worn in prison – the robe of honor of the independent journalist.

It is unpleasant to have to write of oneself, but how can I help it in this connection? As Paris correspondent of the *Berliner Tageblatt* I was for a time at variance with the editorial board, for I opposed, against its wish, Bülow's and Holstein's unfortunate Morocco policy, and, knowing exactly what was the real truth about Dreyfus, at every trial of whom I was present, I stood out in support of his innocence while the board believed him to be a traitor.

After I succeeded Levysohn, the rather vaguely liberal *Berliner Tageblatt* changed its usual policy and became a strongly democratic organ. We actively opposed the pre-War home and foreign policy of the Emperor William II, of Prince Bülow, and of Bethmann-Hollweg, and above all the naval rivalry with Great Britain. In July, 1914, I tried day by day, but without success, to dissuade the Foreign Ministry from pursuing a policy which was making straight for war. After the collapse in 1918 I fought, without success, against the signing of the Treaty of Versailles, the disastrous results of which, for future peace, for Europe and for the newborn German Republic, could be clearly foreseen.

During the war the *Berliner Tageblatt* was suspended five or six times, for varying periods, because Ludendorff and the military censorship were annoyed by my articles against the annexationist appetite of the heavy industry, against the unrestricted submarine warfare and against nationalist excesses. Once the paper was suppressed absolutely *sine die*, a step that might have amounted to its destruction and that would inevitably have robbed the great mass of our workers and employees of their daily bread. I only saved the situation by expressing my readiness to write nothing more for several months.

A week after the Revolution the German Democratic party was founded at the office of the *Berliner Tageblatt*. I left the party later, when many of its members voted for a restriction of the freedom of the press. Dr. Schacht was one of the founders of the party; its creation had become necessary because the Liberal middle class was entirely bewildered and need an organization on which to depend and round which to gather, and also because it was desirable that it should not be left to the Catholic Center party and the Social

Democrats to have the sole say in the drafting of the Republican Constitution. I drew up the announcement of the creation of the party and the election manifesto for the National Assembly. On a Sunday in January, 1919, Liebknecht's Spartacists occupied our paper's big premises, and when I hurried there, and, with a few sailors, got into the building to negotiate with the leaders, I found my fine proclamation and manifesto piled in the street in mountainous bonfires.

Under the Republic we were not again threatened from the Left but only from the Right, and much more seriously. Italian Fascism has made use of the slogan, '*Periculosamente vivere* – Live dangerously'; I may say without exaggeration that I often had opportunities, long before Hitler's arrival, of sampling this mode of enjoyment of life.

I have always been sceptical about the influence of a Liberal newspaper in Germany. It extended to certain groups of the population, intellectuals and those who did not want to be behind Western European ideas; but the far wider public that simply had no desire for freedom and independence, and had a thoroughly vague conception of the rights of man, remained untouched. We naturally made mistakes: at times, for instance, we felt bound to support Governments for which we had no love in order to defeat the worst enemies of the State. But even if we had never made a mistake, we should have been carrying on a hopeless campaign, since our views reached only a minority.

Immediately after the Reichstag fire and the so-called election in which the Hitler régime was definitely proclaimed, our elevator-boy donned the uniform of a Storm Trooper; it turned out that he had long been keeping an eye on us and was a National Socialist 'platoon leader', or something of that sort.

Now this man, unless he has been advanced to some high administrative post in the official hierarchy, in conveying the gloomy figures of the last of the editorial staff down below, and unloading them there. Some of them may have been poor fellows of the stamp of the Excerciseman under James II who had 'fourteen reasons for obeying his Majesty's commands – a wife and thirteen children'. To these unfortunates we may well grant our forgiveness as they descend silently into the valley of oblivion.

abgedruckt in: *The Living Age* (New York), März 1939, S. 84f.



GROSVENOR HOTEL.

25 RUE PIERRE CHARRON

Champs-Élysées

PARIS

GRAND HOTEL

GRAND HOTEL

2
 Ich spreche ich, was ich in
 anlassen, mit hinterer Heibel
 alles richtig, ich werden sie nicht unendlich vorsetzen,
 ich bin noch so sehr in der Lage sein und alles in der
 erledigen können ...

Tun ich mich nicht frei und das
 in Paris eine etwas angenehme Stimmung. Ich bin
 sich mich irgend belustigt mit: er glückte mich in der
 Dinge, aber wird Beispiel davon in welchem Zusammenhang

Ich spreche sich Paris sehr angenehm
 aber eher jede andere Umgebung. Mit der Zeit
 nur, er freudig von der Umgebung und in
 die Lage, gerade wenn ich die Zeit mit in der
 freudig verbringe. In der Menge hat ich
 die Zeit mit der Person. Ich merke, ich bin

nicht helfen könnte, weshalb sie ergebnislos: sie hätten nicht
 für einige Monate nicht können in Metzfeld und
 endlich freikom. Ob sie eine andere und jeder
 Ansehensgenug abgeben und alles in die Luft lassen sollten:
 (Kriegszeiten) haben sie nicht und nicht, aber sie wollten
 das sei egal, die Dürre sei ein in ihrer Abwesenheit
 weniger können. Es viel, das wenigstens und ganz in
 setzen, aber das stand im Ansehen nicht und nicht
 geben. Es ist eine unvermeidliche Krankheit ist, die
 sich sehr leicht in ganz erst lassen müssen. Wenn
 das ist so viel gesagt, sie sollten gewisse nicht und keine
 Linderung nach hier, da im Kriegzeit nicht sie selbst
 werden ist nicht. Ob sie selbst nicht hier, und wenn
 es den Krieg nicht ist nicht ist, und ist sie dringlich.
 sehr wenig versprechen mit werden und nicht und
 hat weniger sie werden, das oder vielleicht es werden
 ist nicht, sie werden nicht den Dürre in nicht

wie in der Zeit Madam, liegt bei meinem Heft, in
 einem neuen, sehr gemalten Leder-Magazin
 die Engländer eingekleidet werden (die meisten davon
 waren gefahren im "Paris-Service") - die meisten unter
 der Hand prager und Wiener. Hoffentlich (wird es
 sein!) - fasten Menschen, wie ich und Dolly, das
 ich nicht verlassen, bis wir Billy mit Bill / Woll
 und in der Bewegung für Freiheit gelobt ist.

Alles Gute, liegt in der Hand der
 Welt. Von dem ich nicht weiß, dass ich mich
 keine Sorgen. Inzwischen eingekleidet ist nicht
 mit Billy - die Arbeit wird gemacht ist. Und wenn
 & das ist die Zeit, so ist es die Zeit der
 Freude und der Lust. Macht keine Sorge für die
 Zeit.

Paris, Dienstag, 27. Septbr. 38.

M. gel. Aenne,

Heute Nacht um $\frac{1}{2}$ 3 weckte mich das Telefon; / Lilly, aus Berlin. Ich fragte natürlich sofort, wann sie / abreisen wollten, worauf sie antwortete, ob ich das / wirklich für so absolut dringlich hielte, in Berlin glaube / man nicht an den Krieg, man wolle ihn nicht. Die / Rede Hitlers kannte sie natürlich schon und sie sagte, / da H. nicht, wie man gedacht hatte, etwas angekündigt / habe, und sofort alles zerschlagen hätte (d.h. sofortiger / Einmarsch, Mobilmachung etc.) so halte man die Situation / für günstiger. Ich stellte ihr vor, daß es doch im Grunde / nichts ändere, wenn sie jetzt kämen, da sie ja doch / heraus wollen und müssen, und daß ihnen das Geld / ausgehen und man ihnen während eines Umzugs dann / nicht helfen könnte, worauf sie entgegnete, sie hätten noch / für einige Monate und könnten im Notfall noch / erheblich strecken. Ob sie nun wirklich mit solcher / Ueberstürzung abfahren und alles im Stich lassen sollten? / Eingepackt haben sie natürlich noch nicht, aber sie erklärte, / daß sei egal, da Hermann das auch in ihrer Abwesenheit / machen könne. Ich riet, doch wenigstens nach Genf zu / fahren, aber das scheint im Augenblick wirklich nicht zu / gehen – es ist eine schweizerische Erlaubnis nötig, die / jetzt ihre Freunde in Genf erst besorgen müssen. Dann / habe ich ihr noch gesagt, sie sollten zunächst nicht nach Paris, / sondern nach Nice, da im Kriegsfall Paris ja sofort / evakuiert werde. Als sie absolut dabei blieb, daß man / an den Krieg nicht glaube u.s.w., bat ich sie dringlichst, / sehr genau aufzupassen und eventuel noch heute und / bis morgen zu warten, sich aber reisefertig zu halten. / Ich denke, sie werden das tun. Reisen sie jetzt / [Seite 2] so schnell ab, wie wir das wünschen, und hinterher bleibt dann / alles friedlich, so werden sie uns natürlich vorwerfen, / dass sie noch so schön in Berlin sitzen und alles in Ruhe / erledigen könnten ...

Tatsächlich herrscht heute früh auch hier / in Paris eine etwas optimistischere Stimmung. Fullerten / rief mich morgens telefonisch an: er glaube nicht an den / Krieg. Aber mit Sicherheit kann das niemand voraussehen.

Inzwischen sieht Paris sehr „mobilisirt“ aus, / aber ohne jede äußere Aufregung. Nur gestern abend / war, in Erwartung der Extra-Ausgabe nach der / Hitlerrede, großes Gewühl und Sturm auf die ersten / Zeitungsverkäufer. In der Menge traf ich Chagiro, / Frau Spiro und Herrn Stolzin. Sehr merkwürdig, zuzusehen, / wie in der Rue Marbeuf, dicht bei meinem Hotel, in / einem

richtigen, leer gemachten Auto-Magazin / die Eingezogenen eingekleidet
werden (die Photos davon / waren gestern im „Paris Soir“) – die meisten
unterziehen / sich dieser Prozedur mit Humor. Hoffentlich bleibt es / dabei! –
Gestern Nachmittag war ich mit Betty Stern / im Café zusammen, die von
Lilly und Rudi schwärmte / und in der Synagoge für Frankreich gebetet hat. /

Ich denke, daß ich Freitag zurückkommen / werde. Von dem überlasteten
Léon Blum habe ich noch / keine Nachricht. Inzwischen ängstige Dich nicht
zu sehr / um Lilly – sie lehnt das energisch ab. Und wenn / es keinen Krieg
giebt, hat sie mit ihrem sonst fatalen / Zögern vielleicht recht. Innigste Küsse
euch beiden! Dein Theo.

(aus: N 1207/ 1, BA)

Anhang 3: Abbildungen

1. Das Mosse-Haus (um 1903)



Das 1903 bezogene Geschäftshaus der Firma Rudolf Mosse Berlin, Jerusalemer Straße 46-49, Ecke Schützenstraße 18-25. (Aus: Elisabeth Kraus: Die Familie Mosse. Deutsch-jüdisches Bürgertum im 19. und 20. Jahrhundert, München 1999, S. 175.)

2. Das Mosse-Haus (2001)



Nachdem das Mosse-Haus im 2. Weltkrieg zum Teil zerstört worden ist, wurde es von 1993 bis 1995 wieder aufgebaut. Heute befinden sich darin Büros und im Eingangsbereich eine Ausstellung über den Konzern Rudolf Mosses. (Foto: Iris Reimold, Berlin)

Anhang 4: Karikatur über Theodor Wolff



(Aus: Die Brennessel, 4.2.1932)

